

HEYNE

Das Schwarze Auge

# Aufbruch in Aventurien



Preisgekrönte Erzählungen aus  
der Welt des Schwarzen Auges

AVENTURIEN

»Aventurien« heißt die phantastische Spielwelt voll kühner Abenteuer, Magie und farbiger Exotik, erschaffen von einem Spezialistenteam und ausgebaut von tausenden begeisterter Spieler. Es ist der Schauplatz des heute größten deutschen Fantasy-Rollenspiels »Das Schwarze Auge«. Die Romane und Erzählungen der gleichnamigen Serie führen uns diese Welt noch viel unmittelbarer und plastischer vor Augen.

Gemeinsam mit Amazon.de und *Fantasy Productions* suchte der *Heyne-Verlag* in einem einmaligen Story-Wettbewerb die besten Kurzgeschichten aus der Welt des Schwarzen Auges. Dieser Sammelband enthält nun die schönsten und spannendsten Erzählungen, darunter die Geschichte des Gewinners Markus Tillmanns, in der die Queste der Donna Consuela ein anderes Ende nimmt, als der eigensinnigen Schönheit lieb ist ...

Ein Muss für alle Fans!

Ein vollständiges Verzeichnis aller  
im HEYNE VERLAG erschienenen Romane aus  
der aventurischen Spielewelt  
finden Sie am Schluss des Bandes.



SARAH NICK

(Herausgeberin)

# Aufbruch in Aventurien

*Erzählungen*

*Vierundsechzigster Band  
aus der  
aventurischen Spielewelt*

begründet von  
ULRICH KIESOW

Originalausgabe



WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY

Band 06/6064

*Umwelthinweis:*

Dieses Buch wurde auf chlor- und  
säurefreiem Papier gedruckt.

Originalausgabe 05/2002

Redaktion: Angela Kuepper

Copyright © 2002

by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München,  
und Fantasy Productions, Erkrath

<http://www.heyne.de>

Printed in Germany 2002

Umschlagbild: Zoltán Boros & Gábor Szikszai / Agentur Kohlstedt

Kartenentwurf: Ralf Hlawatsch

Bild des Gewinners: Caryad

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Technische Betreuung: M. Spinola

Satz: Schaber Satz- und Datentechnik, Wels

Druck und Bindung: Elsnerdruck, Berlin

ISBN 3-453-21371-8

# Inhalt



Vorwort .....	8
<i>Markus Tillmanns</i> : Die Queste der Donna Consuela ...	11
<i>Stefan Schweikert</i> : Li .....	39
<i>Detlev Linde</i> : Der perfekte Mann .....	80
<i>Sven Christian Lennard</i> : Phexrose .....	86
<i>Stefan Schulz</i> : Der Erbe .....	118
<i>Sven Svenson</i> : Die Mühle .....	144
<i>Marion Frost</i> : Im Wald des Jaguars .....	155
<i>Jakob Schmidt</i> : Falscher Freund .....	198
<i>Patrick Pricken</i> : Schein und Sein .....	250
<i>Christian Gosse</i> : In den Gassen Fasars .....	263
<i>Claudia Siegmann-Gabriel</i> : Die Fallgrube .....	277
<i>Tanja Vetesnik</i> : Blutmal .....	328
<i>Janika Garbe</i> : Was Travia verbindet .....	342
<i>Michelle Wassermann</i> : Fließendes Wasser .....	383
<i>Sharon Ratke</i> : Rabenfedern .....	399
<i>Ralf Dieter Renz</i> : Die Levthansschale .....	442
<i>Armin Wührer</i> : Heulende Nadeln .....	471
<i>Ingrid B. Berlet</i> : Die Magika in der Flasche .....	490
<i>Josaphat Niebler</i> : Das Erwachen nach dem Traum .....	517
<i>André Wiesler</i> : Die Sonne im Herzen .....	522

Gfirns Ozean



Jeli-Pana



Meerpe  
S  
e  
e  
n  
d  
e  
n  
i  
n  
d  
e  
n  
o  
p  
e  
n  
s  
e  
l  
n



K  
i  
s  
t  
l  
i  
k

S  
t  
e  
r  
a  
s  
k  
a  
n  
n

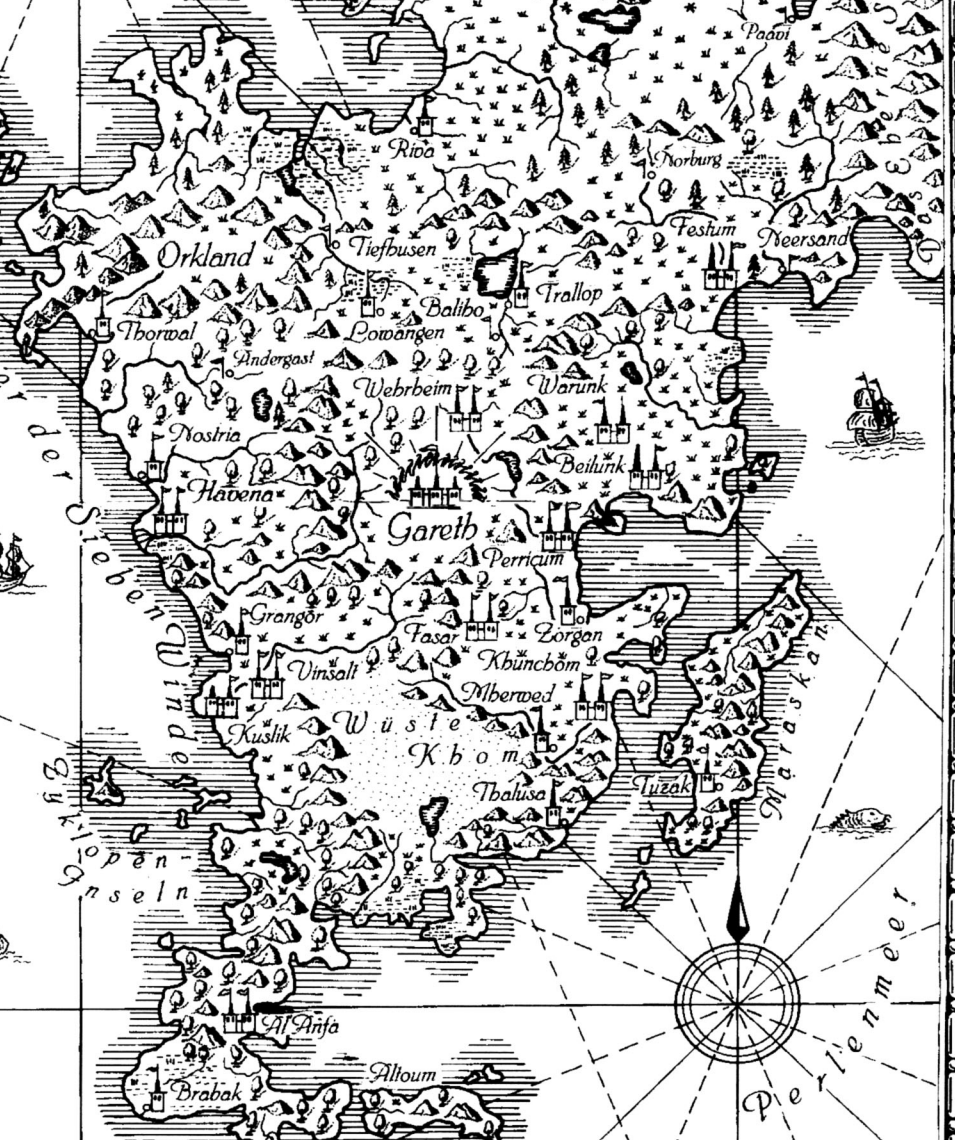


P  
e  
r  
l  
e  
n  
m  
e  
e  
r

Aoenturien

Waldinseln

Al Anfa  
Brabak  
Alloum



Paavi  
Norburg  
Festum  
Neersand

Orkland  
Tiefbusen  
Balibo  
Trallop

Thorwal  
Andergast  
Lowängen  
Webrheim  
Warunk

Nostria  
Havona  
Gareth  
Beilürk

Perricum

Grangör  
Fasar  
Zorgon  
Khüncböm

Alberwed  
Wüste  
Khöm

Tbalusa

Tuzak



## **Willkommen beim *Aufruhr in Aventurien!***

Im August 2001 haben sich der Heyne Verlag, Fantasy Productions und Amazon.de zusammengetan und einen DSA-Wettbewerb ausgeschrieben. Einsendeschluss war der 6. Dezember 2001. 90 Geschichten im Umfang von 4 bis 40 Seiten wurden eingeschickt. An dieser Stelle vielen Dank an alle Autoren für die rege Teilnahme!

Es war spannend, aus dieser Fülle an Geschichten eine Auswahl zu treffen, und oftmals geriet die Wahl zur Qual. Denn sämtliche Erstveröffentlichungen zeichnet eine besondere Eigenschaft der Autoren aus: der Mut, die Geschichte überhaupt loszuschicken. Und davor sollten wir – Leser, Herausgeber und Verlage – den Hut ziehen.

Das Schwarze Auge ist eine Rollenspielwelt, die seit nunmehr 18 Jahren existiert. Von Jahr zu Jahr ist sie gewachsen. Vielfältig wie eine Wildwiese hat sie ein wahres Blütenmeer hervorgebracht, gerade durch die Verknüpfung der Hintergründe bei Fantasy Productions und der Romane bei Heyne. Beides hat sich wechselseitig beeinflusst, das Kaleidoskop Aventuri-



en um viele Facetten bereichert. Manche Abenteuer fußen auf einem im Roman begonnenen Handlungsstrang, mancher Roman auf dem gerade erschienenen Band über die Hintergründe einer Region, die bis dahin wenig mehr als ein Name auf der Karte Aventuriens war.

Fantasy Productions hat sich somit zum Ende des Jahres 2001 an ein neues Großprojekt für *Das Schwarze Auge* gewagt. Die erste große Regelreform, 18 Jahre Erfahrung, Kritik und Fragen von Spielern und Spielern sind in dieses Projekt eingeflossen.

Die vorliegende Anthologie ist ein in dieser Form noch nie da gewesenes DSA-Projekt von Heyne, ausgeschrieben bei Amazon.de, wo sich die meisten Leseratten im Internet tummeln. Hoffen wir für alle Fans, dass die Geschichten Gefallen finden!

SARAH NICK





*Markus Tillmanns, der Gewinner des  
aventurischen Story-Wettbewerbs, gemalt von Caryad.*



## Die Queste der Donna Consuela

Der Tag war nicht einmal sonderlich heiß. Dennoch rann Marchesca der Schweiß in Strömen über den Körper. Margunde Maurenbrecher, wie sie einst in einem anderen Leben geheißt hatte, hätte solche Strapazen stets gemieden. Marchesca jedoch blieb keine Wahl. Ihre Hand, die in seidenen Handschuhen steckte, schob einige fleischige Blätter beiseite, um das karminrote Kleid vor dem wuchernden Gestrüpp zu schützen. Consuela war ihr vorausgeeilt. Die Hitze des Südens machte der jungen al'anfanischen Grandessa natürlich nichts aus, dennoch bewegte sich der Fächer in ihrer Linken unentwegt, um die Schwüle des Dschungels zu vertreiben. In der Rechten hielt sie den zierlichen Sonnenschirm, der im grünen Halbdunkel die Strahlen des Praiosgestirns zwar nicht mehr abhalten musste, mit dem opalisierenden Seidenbezug aber ungemein gut zu ihrem türkisfarbenen Kleid passte.

»Marchesca, meine Liebe, erlahmen dir im Alter die Füße, oder ist es nur schlecht um deinen Entdek-

kergeist bestellt?« Die spöttischen Worte der Grandessa bezogen sich auf den unleugbaren Mangel an Enthusiasmus, den die gut sechzigjährige Gouvernante dem Vorhaben der jungen Dame entgegenbrachte.

Dem geneigten Leser sei verraten, dass Donna Consuela aus einer gewissen jugendlichen Laune heraus dem heimatlichen Grandenpalast für einige Tage zu entfliehen gedachte, indem sie sich auf eine ebenso gefährvolle wie abenteuerliche Dschungelexpedition begab. Natürlich war ihr Sinn für das Praktische ausgeprägt genug, um für die nötigsten Dinge gesorgt zu haben: Ein halbes Dutzend schnaufender Moha-Sklaven schleppte Verpflegung und Garderobe zum Wechseln mit. Schließlich war allgemein bekannt, dass die lianenüberwucherten Brettwurzelbäume, zwischen denen sie sich bewegten, östlich der Gran Giana einem großen Feld feuerroter Tulpen wichen – und man konnte ihr beim besten Willen nicht abverlangen, im türkisfarbenen Gewand dort entlang zu wandeln. Der Questador Rondrigo, den Donna Consuela in einer Lokalität von zweifelhaftem Ruf eiligst hatte anheuern lassen, brachte die nötige Dschungelerfahrung mit, um das Unternehmen zu einem Erfolg zu machen. Und er war so vertrauenswürdig, wie es einem Mann mit fast so vielen Goldzähnen wie Zahnlücken nur möglich war. Zwar haftete dem Questador – dem Überleben-

den zahlreicher phantasievoll erfundener Abenteuer – ein leicht tierhafter Geruch an, doch das geruhte die Grandessa als den Duft von Freiheit und Abenteuer vorübergehend hinzunehmen. Ihre Gouvernante schließlich, die Sklavin Marchesca, verlieh der ganzen Unternehmung den Anstrich des Seriösen – und war ansonsten ziemlich überflüssig. Zumindest in den Augen der jungen Consuela. Deren unschuldiger Blick richtete sich übrigens soeben auf eine pfirsichartige Frucht in etwa fünfzehn Schritt Höhe.

»Die möchte ich haben!«

»Donna Consuela, wenn Ihr da hinaufsteigt, brecht Ihr Euch den hübschen Hals!«

»Das dachte ich mir, dass du dumme alte Gouvernante wieder das Abenteuer übersiehst, das sich dir am Wegesrand darbietet. Diese Frucht ist eine kostbare Muskatnuss, aus der wir ein ebenso vorzügliches wie gefährliches Rauschkraut bereiten können. Allein die Erlangung dieser Frucht von der Spitze dieses mächtigen Baumes ist eine gefährvolle Quest für sich. Der Baum ist alt und morsch. Es scheint mir mehr als fraglich, ob er das Gewicht eines Menschen überhaupt noch zu tragen vermag. Kein Mut, keine Opferbereitschaft sind groß genug, um angesichts von termitenzerfressenem Holz und einem gähnenden Abgrund in diese Schwindel erregende Höhe emporzuklettern. Was hier benötigt wird, ist die to-

desmutige Kraft des Herzens! Wir werden Rondrigo hinaufschicken.«

Der angesprochene Questador verscheuchte mit der Rechten eine Fliege. Jedenfalls deutete die Grandessa seine abwinkende Handbewegung auf diese Weise.

»Nun, wird's bald! Wofür bezahle ich dich sonst?«

Der Angesprochene wirkte, als könnte er das Glück, auserwählt zu sein, noch gar nicht fassen, und kratzte sich nachdrücklich den Stoppelbart. Auf der einen Seite stand die nicht unwahrscheinliche Möglichkeit, aus einer fünfzehn Schritt hohen Baumkrone in die Tiefe zu stürzen, abgefedert nur von dem eigenen biegsamen Rückgrat. Auf der anderen Seite stand die Möglichkeit, es sich mit der Grandessa zu verderben, die eine entfernte Verwandte von Deredan Kari-nor war. Das würde bedeuten, den Zorn des alten Granden auf sich zu ziehen, der seine kleine Nichte dritten Grades abgöttisch liebte. Seufzend entschied sich Rondrigo für den schnelleren Tod und machte sich daran, den Baum zu ersteigen.

Einige Male knarzte das Holz des stattlichen Muskatbaums bedenklich, doch wirklich gefährlich wurde die Queste erst dann, als die Liane, an welcher sich der Questador soeben hinaufzog, wie ein Stück spröder Korken zerbröckelte. Rondrigo fiel wie ein Stein in die Tiefe.

Consuelas Ruf »Ihr wart ein mutiger Mann!«, erwies sich indes als etwas voreilig, da die Hand des Expeditionsführers sich im letzten Augenblick um einen Ast krallte. Der federte heftig unter der ihm aufgebürdeten Last, aber er hielt. Unter heftigem Schnaufen zog sich Rondrigo erneut in die Höhe.

Spann um Spann näherte er sich dem Ziel seiner Bemühungen. Schließlich hatte er es tatsächlich bis auf die Ehrfurcht gebietende Höhe von fünfzehn Schritt geschafft. Über ihm wölbte sich nur noch eine dünne und gewiss nicht tragfähige Baumkrone. Mit einer von Hitze, Anstrengung und Todesangst verschwitzten Hand riss er die Frucht vom Baum – und machte den entscheidenden Fehler.

Mit den Worten »Fangt, Donna Consuela!«, ließ er die Nuss fallen. Mit spielerischem Eifer gelang es der Grandessa, das Ziel ihrer Wünsche in ihrem umgedrehten Sonnenschirm zu fangen. Entgeistert beobachtete der Questador von seinem luftigen Aussichtspunkt aus, wie sich die Gruppe auf Donna Consuelas Befehl hin aufmachte, die Expedition fortzusetzen. Schon verschwanden die letzten Lastsklaven im Dickicht des Regenwaldes, da stammelte der immer noch mühsam nach Atem ringende Rodrigo: »Wartet! So wartet doch!«

Nun wird dem geneigten Leser die Tatsache bekannt sein, dass es hinunter allemal schneller geht als

hinauf. Manch einer behauptet, dies sei auch sicherer. Was allerdings nur bis zu jenem Augenblick gilt, in dem ein unzuverlässiger Ast unter dem im Klettern unerfahrenen Rondrigo nachgab und er taumelnd, purzelnd und vor Schreck nicht einmal schreiend durch das Unterholz brach. In all diesem infernalischen Krachen und Knirschen konnte sein schreckgelähmtes Gemüt gerade noch den Gedanken »Phex steh mir bei!«, fassen. Immerhin schien der Angerufene einer kleinen Beeinflussung des Schicksals nicht abgeneigt zu sein und ließ den Questador mit dem Fuß in einer Astgabel hängen bleiben. Der solcherart kopfüber Hängende haderte trotz der wundersamen Rettung nicht wenig mit seinem Schicksal. Das senkrecht nach unten hängende Haupt wurde ihm allmählich schwer und lief tiefrot an. Nur unter Aufbietung aller Möglichkeiten seines – wie bereits erwähnt – in jeder Beziehung äußerst biegsamen Rückgrats gelang es ihm, sich der Astgabel zu entwinden und diesen Sturz mit einer mäßig geschmeidigen Rolle abzufedern. Aufgrund einer nicht unerheblichen Verstimmung ob der vorangegangenen Ereignisse entschloss er sich spontan, allein nach Al'Anfa zurückzukehren. Ohne ihn würden die Städter im Dschungel ohnehin nicht lange überleben. Und wo keiner überlebte, blieben auch keine Zeugen, die dem alten Karinor etwas zuflüstern konnten.



Tatsächlich gelang es dem geschundenen Questador, in die Perle des Südens zurückzukehren. Nach einigen hier nicht weiter berichtenswerten Erlebnissen traf er in der Schwarzen Stadt ein, wo er umgehend den Tempel des Glücksgottes aufsuchte, um für seine Rettung zu danken. Wie es Brauch im Tempel des Phex ist, fragte er sogleich den Hochgeweihten nach der Gegenleistung, die der Listenreiche für seine Hilfe erwartete. Der Tempelvorsteher zog sich für kurze Zeit zu stiller Zwiesprache mit dem Gott zurück und übermittelte dann die freudige Botschaft, der Preis sei niedrig: Dem Gott genüge als Gegenleistung eine Muskatnuss. Es heißt, Rondrigo habe sich daraufhin für einen längeren Aufenthalt im Noionitenkloster entschieden.

Doch kehren wir zurück zu den Geschehnissen in der Schwüle des Dschungels.

Inzwischen war in der führerlosen Expedition einem der Lastsklaven die Aufgabe zuteil geworden, mit der Machete einen gangbaren Pfad durch das wuchernde Grün des Dschungels zu schlagen. Donna Consuela hatte inzwischen hinter üppig aufschießendem Brabaker-Rohr eine sonnengelbe Tunika angelegt, welche sich durch freizügige Einblicke auf wohlgeformte Beine und Brüste auszeichnete.

Dergestalt auf die Begehung des Tulpenfeldes vor-

bereit, fehlte eigentlich nur noch besagtes Tulpenfeld.

»Ihr hättet den Questador nicht zurücklassen dürfen«, stellte Marchesca fest. »Seht der Wahrheit ins Auge. Wegen Eurer Ungeduld stehen wir nun ohne Führer da. Und wir haben uns verlaufen.«

»Es steht dir nicht zu, mich zu kritisieren, Sklavin«, fauchte die Grandessa zurück. »Hätten mutige Al'Anfaner-Seeleute dich damals nicht aus den Klauen der Nordlandbarbaren errettet, wärest du nie in den Genuss eines behaglichen Sklavenlebens gekommen.«

Der Schuss war wohlgesetzt. Marchesca wurde äußerst ungerne an ihr Leben im Mittelreich erinnert.

Der Gedanke an eine Freiheit, die wiederzuerlangen ihr vermutlich zeitlebens unmöglich sein würde, schmerzte sie sehr. Auf solche Bemerkungen spitze Erwiderungen zu geben hatte man ihr im Hause Karinor schon vor langer Zeit abgewöhnt. Also schluckte sie den Ärger wie gewohnt hinunter und zählte im Geist die Peitschenhiebe, die ihr dadurch nach ihrer Rückkehr erspart bleiben würden.

Einige angriffslustige Insekten umschwirrten Donna Consuelas liebliches Antlitz. Unglücklicherweise gelang es einem besonders hartnäckigen Vertreter seiner Art, den Stachel durch mehrere Schichten al'anfanischer Schminke hindurch zu platzieren.

»Au!« Donna Consuela war außer sich. »Das reicht.

Nicht genug damit, dass uns dieser nichtsnutzige Führer davonläuft, nun werden wir auch noch von wilden Tieren angefallen. Einmal im Leben will ich ein Abenteuer erleben, und alles, was mir widerfährt, ist eine widerliche Unbill nach der anderen.« Mit den letzten Worten hatte ihre Stimme einen weinerlichen Tonfall angenommen. So sah sich ihre Gouvernante genötigt, einige tröstende Worte zu sprechen.

»Grämt Euch nicht, Teuerste, Euer Vater lässt gewiss schon nach Euch suchen. Er würde doch nicht wollen, dass seine kleine Tochter hier weint, oder?«

»Ich weine nie«, dozierte die Edle. »Davon zerläuft der Kohlestift, und es gibt schwarze Schlieren auf den weiß gepuderten Wangen. Man sieht einfach scheußlich damit aus. Aber solche Probleme hast du ja nicht mehr.«

Marchesca schwieg. In Gedanken zählte sie: *Zweiundfünfzig. Dreiundfünfzig ...*

»Und nun schleicht euch, ihr Sklaven! Geht und sucht mir etwas Viniokwurz, oder wollt ihr, dass eure Herrin an einem Insektenstich dick wie ein Kinderkopf leidet?«

Die alte Kinderfrau sah sich erneut zum Eingreifen gezwungen. »Donna Consuela, es ist womöglich kein guter Einfall, die Sklaven fortzuschicken ...«

»Ach? Dann hast du sicherlich ein wenig Viniokwurz-Tinktur mit auf die Reise genommen, oder? Als

meine Leibsklavin wirst du eine solch wichtige Vorsorge doch kaum vergessen haben.«

Marchesca schluckte. *Dreiundsiebzig. Vierundsiebzig*

...

Die Moha-Sklaven waren im Dschungel verschwunden und hatten die mitgeführten Kisten dort abgesetzt, wo sie eben gerade gestanden hatten, als der Befehl ihrer Herrin sie erteilte.

Die Grandessa hatte ihr Gewand sorgsam gerafft und auf einer beeindruckenden Mangrovenwurzel Platz genommen. Der Schrei eines Tukans erhob sich aus dem allgemeinen Knistern und Zirpen des Dschungels. Aus einer der mitgeführten Kisten hatte die Grandessa ihren Handspiegel hervorgeholt und betrachtete verdrießlich die deutlich angeschwollene linke Wange.

»Wer weiß, was das war? Vielleicht bin ich nun vergiftet und habe nur noch wenige Stunden zu leben.«

Irgendwo ertönte ein lang gezogener Schrei.

»Habt Ihr das gehört?« Die Stimme der alten Dame zitterte.

»Ich weiß, wie sich ein Brüllaffe anhört!«

»Das meine ich nicht. So hört doch!«

Und tatsächlich: Aus der Ferne war das gleichmäßige, rhythmische Schlagen von Trommeln zu hören.

An dieser Stelle möchten wir den Leser darauf

hinweisen, dass der Staat Al'Anfa eine Menge politischer Stärken besaß. Die Unterhaltung freundschaftlicher Beziehungen zu seinen eingeborenen Nachbarn gehörte allerdings nicht dazu. Gemeinhin gingen solche Trommelschläge Überfällen ganzer Eingeborenenstämme voraus, was an den äußersten Grenzen des al'anfanischen Imperiums die Beliebtheit dieses Instruments in arge Mitleidenschaft zog.

Auch Donna Consuela und ihre Gouvernante wussten dies – und fanden in der Not wieder zueinander. Die beiden Frauen standen Schulter an Schulter und blickten sich gehetzt um. Gegen eine Horde Kriegerinnen und Krieger waren sie völlig schutzlos. Alles in ihnen schrie danach, die Flucht zu ergreifen. Und dennoch glaubten sie keine andere Wahl zu haben, als auf die Rückkehr ihrer Sklaven zu warten, denn ohne Begleitung mochte der Rückweg ein allzu gefährliches Wagnis sein. Immerhin waren die Trommelgeräusche noch weit entfernt ...

Wie die Damen nicht wissen konnten, hatten ihre Lastsklaven die Trommeln natürlich ebenfalls gehört. Und im Gegensatz zu den beiden wussten sie aus den Überlieferungen ihrer frei lebenden Vorfahren um deren wirkliche Bedeutung. Eben deswegen gaben sie Fersengeld. Die Herrin war nicht bei ihnen, der Sklavenmeister mit der Peitsche weit fort und die Bedrohung so nahe!

Indes warteten Donna Consuela und Marchesca bangend, sich an eine Hoffnung klammernd, die sich nicht mehr erfüllen konnte.

Nach einer geschlagenen Stunde hellte sich die Miene der Älteren auf.

»Da kommt jemand! Seht Ihr, wie der Farn sich bewegt? Gewiss sind es Eure Sklaven, die zurückkehren.«

»Das wird aber auch Zeit. Wozu hält man sich Mo-has, wenn sie nicht einmal eine einfache Viniokwurz fin...«

Die Grandessa verstummte. Vielleicht hatte Visar, der Gott des Schweigens, ein Einsehen gehabt und sie für immer zum Verstummen gebracht. Vielleicht hatte es aber auch etwas mit den zwanzig Kriegern der Keke-Wanaq zu tun, die mit gezückten Speeren aus dem Unterholz getreten waren.

Die Krieger waren furchtbar anzusehen. Ihre Mienen unter den je zur Hälfte kahl geschorenen Schädeln spiegelten finstere Entschlossenheit wider. Ihre Leiber waren nackt bis auf den schmalen Lendenschurz, und so boten sich den beiden Damen drahtige Leiber mit kakaobraunen Muskeln dar. Eine Kriegerin trat vor und herrschte die beiden in der unverständlichen Sprache der Waldmenschen an.

Ihre bloßen Brüste, die Donna Consuela im heimatischen Palazzo zu einer wüsten Orgie inspiriert hät-

ten, wurden halb verdeckt von einer Kette aus Fingerknochen, die an den beiden riesigen Ohrläppchen der Kriegerin befestigt war.

Das Fehlen einer Kriegsbemalung fiel der in mohischen Sitten nicht allzu bewanderten Grandessa nicht weiter auf. Es hätte sie ohnehin nur in trügerischer Sicherheit gewogen. Als die Kriegerin einsah, dass ihre warnenden Worte hier auf taube – vielmehr verständnislose – Ohren stießen, blieb ihr nichts anderes übrig, als die beiden Blasshäute mitzunehmen. Einige unmissverständliche Bewegungen mit der Speerspitze trieben die beiden Gefangenen vorwärts und in das Dickicht hinein. Je vier bewaffnete Krieger links und rechts erstickten jede Hoffnung auf eine Fluchtmöglichkeit im Keim, welche Donna Consuela ohnehin nur in ihrer blühenden Phantasie gehegt hätte.

Hinter ihnen schulterten derweil die übrigen Krieger die mitgeführten Besitztümer der Fremden.

»Wir müssen versuchen, uns mit ihrem Häuptling zu verständigen«, japste Marchesca, die aufgrund ihres fortgeschrittenen Alters und des müßigen Lebens im Palazzo Mühe hatte, sich den raschen Schritten der Krieger anzupassen.

»Hoffentlich ist er ein verständiger Mensch.«

»Dem werde ich beibringen, was es heißt, sich an einer Grandessa zu vergreifen«, ereiferte sich Donna Consuela. Eine steile Zornesfalte verunzierte ihr ju-

gendliches Gesicht. »Wo kommen wir denn hin, wenn jeder dahergelaufene Wilde sich an den Edlen des Imperiums vergreifen kann?«

Der Weg, den die Krieger mit ihrer Beute zurücklegten, war recht lang, und da sie unterwegs ihre Schritte nicht zügelten und in halsbrecherischer Eile über geheime Pfade durch das Buschwerk schritten, trittsicher über mächtige Baumwurzeln sprangen und leichtfüßig zwischen Wasserlöchern hindurchschlüpfen, erstarb das Gespräch der beiden Al'Anfanerinnen bald. Ihre ganze Aufmerksamkeit wurde nun von dem Boden unter ihren Füßen in Anspruch genommen. Eine gute Stunde lang zogen auf diese Weise Kakaopflanzen und Schilfgürtel, Ebenholz- und Mahagonibäume an ihnen vorüber. Bis sich schließlich das Grün vor ihnen öffnete und den Blick auf eine – in Consuelas Augen – ärmliche Ansammlung von Hütten aus Holz und Bast freigab. Nackte Kinder und halb wilde Schweine liefen dazwischen umher. Bald hatte sich eine Gruppe von Jägern, Kindern und Alten versammelt und ein jeder bestaunte die beiden Neuankömmlinge. Von allen Seiten griffen flinke braune Hände in den sonnengelben und karminroten Stoff der Gewänder, und zum Entsetzen der Grandessa fasste man ihr sogar ins weiß gepuderte Gesicht.

»Ich verlange den Häuptling zu sehen. Auf der



Stelle!« Zwar blieben die Worte der Al'Anfanerin für ihre Zuhörer unverständlich, doch veranlasste ihre schrille Stimme die vorsichtigen Keke-Wanaq, unverzüglich Abstand zu nehmen.

Tatsächlich führte man sie zu einer besonders großen Rundhütte in der Mitte des Dorfes. Der Häuptling stand vor dem Eingang dieser Hütte, beeindruckend anzusehen. Er mochte vierzig oder auch fünfzig Sommer zählen. Das war schwer zu sagen, da er das faltige, weise Gesicht eines deutlich älteren Mannes mit der sehnigen, kraftvollen Statur eines jungen Kriegers verband. Sein Kopf war wie bei den anderen Kriegern zur Hälfte kahl geschoren. Die vordere Hälfte war mit blutroten Symbolen bedeckt, deren Bedeutung sich den Städterinnen entzog. In den beiden enorm vergrößerten Ohrläppchen des obersten Kriegers aber funkelten zwei prächtige Opale. Zu beiden Seiten des Häuptlings standen zwei nicht minder beeindruckende Gestalten: zur Linken ein junger Krieger von stolzer Haltung und schönem Wuchs; zur Rechten ein grauhaariger Schamane, dessen ausgesprochener Mangel an Zähnen durch eine martialischesche Tigerzahnkette um den Hals ausgeglichen wurde.

Die Kriegerin Tapam-Huka berichtete dem Sippenoberhaupt in aller Kürze über ihren Fund. Häuptling Tonku nahm die beiden Frauen ausgiebig in Augen-

schein, betastete und beschnüffelte sie von allen Seiten, während Donna Consuela angewidert das Gesicht verzog, die schreckensbleiche Marchesca hingegen kaum zu atmen wagte. Da er der Friedenshäuptling dieser Keke-Wanaq-Sippe war, hätte es den Stammestraktionen entsprochen, das Leben der beiden Gefangenen nun in die Hände der Dorfältesten zu legen. Doch Tonku wusste um das hasserfüllte Gemüt der Alten allen Blasshäuten gegenüber. Sie würde keinen weisen Richtspruch fällen, sondern eine möglichst grausame Strafe ersinnen.

Doch wenn Tonku sich den alten Traditionen einfach widersetzte, würde dies ein schlechtes Licht auf seine Befähigung als Häuptling werfen. Nachdenklich legte er die Stirn in Falten.

»Sie werden uns in einem großen Topf kochen!« Die Stimme der Gouvernante zitterte hörbar. Die stolzen, dunkelhäutigen Krieger vor ihr hatten so gar nichts mit den unterwürfigen Mohas im Palazzo der Donna gemein, die dort als Sklaven gehalten wurden.

»Das werden diese Barbaren nicht wagen! Wenn die Wilden mir auch nur ein Haar krümmen, wird mein Vater das ganze al'anfanische Imperium in Bewegung setzen und dieses armselige Dorf niedermachen.« In der festen Absicht, dem Häuptling dieser Wilden zu erklären, in welcher kritischer Lage er sich befinde, trat Donna Consuela entschlossen einen

Schritt vor. Sie sprach sehr eindringlich und gebrauchte viele ausdrucksstarke Gesten. Meist reihte sie nur Einwortsätze aneinander. Schließlich durfte man diese Wilden nicht überfordern. Zum Schluss verlieh sie ihren Forderungen eine zusätzliche Dramatik, indem sie ihre Stimme zu ungeahnter Schrilte steigerte. Dieser Tonfall verfehlte im heimatlichen Palazzo nie seine Wirkung.

Häuptling Tonku nahm das absonderliche Verhalten der Gefangenen nur am Rande zur Kenntnis. Er musste einen Weg finden, mit dem Richtspruch über die Blasshäute die Dorfälteste zu umgehen. Mit einem Male lächelte er. Natürlich: Tepe-Keqi! Der Krieger zu seiner Linken, auf den Tonku große Stücke hielt. Tepe-Keqi kam vom weit entfernt lebenden Stamm der Oijanihas und weilte als Gast unter den Keke-Wanaq, um die Tochter des Häuptlings zu ehelichen. Tonku würde dem jungen Krieger die Ehre erweisen, das Urteil über die beiden Gefangenen zu fällen. Das würde dem stolzen Krieger schmeicheln, und niemand im Dorf könnte diese Finte infrage stellen, weil dies den Gast beleidigen und das Gastrecht verletzen würde.

So sprach Tonku, Häuptling der Tohuwabohu aus dem Stamm der Keke-Wanaq: »Um zu zeigen, wie wir das Gastrecht in Ehren halten und sowohl den starken Arm dieses Kriegers als auch seinen starken

Tapam achten, soll Tepe-Keqi uns empfehlen, wie mit den Eindringlingen in unserem Stammesgebiet zu verfahren sei.«

Erstauntes Gemurmel erhob sich unter den Anwesenden. Die jüngeren Krieger blickten sich ratlos an, die älteren aber lächelten listig. Erwartungsvoll richteten sich nun alle Blicke auf den jungen Krieger der Oijanihas.

Tepe-Keqi versuchte seine Aufregung zu verbergen. Seit er im Dorf der Keke-Wanaq weilte, war er schon so manches Mal unangenehm aufgefallen, wenn er gegen die ihm unbekanntenen Regeln des Stammes verstieß. Was, wenn er nun eine falsche Empfehlung aussprach? Die Fremden laufen zu lassen mochte als törichte Milde angesehen werden, die einem Krieger nicht gut zu Gesicht stand.

Sie hinzurichten hieße aber einen Gewaltakt gegenüber Wehrlosen zu verüben, der einem Krieger ebenfalls nicht gut zu Gesicht stand. Welche Sitten und Gebräuche mochte es hier geben, die verrieten, wie mit einer solchen Situation umzugehen war? Tepe-Keqi dachte angestrengt nach. Was hatte er seit seiner Ankunft alles über die Traditionen dieser Sippe erfahren? Im Dschungel. Im Dorf.

Auf dem Opferfels ... Natürlich, das war es!

»Opfert sie!«, sprach er.

»Was sagt der jetzt? Was will der?« Donna Consue-

las Gemüt näherte sich einem Zustand, der selbst Rahja in den Selbstmord getrieben hätte. Wortstark beschwerte sie sich über die Fortdauer dieses unmöglichen Verfahrens, das weder ihrer hohen Abkunft noch ihrer überlegenen Kultur Rechnung trage. Niemand schenkte ihr Beachtung. Nur Marchesca murmelte im Stillen: *Hundertvier. Hundertfünf ...*

Häuptling Tonku hatte nun sein endgültiges Urteil zu fällen. Er war ein weiser Mensch, der unnötiges Blutvergießen verabscheute. Er war vielmehr der Auffassung, jeder Mensch sei ein Geschenk Kama-luqs, des Göttlichen Jaguars, das es zu bewahren und hoch zu schätzen gelte. Niemandem stehe es zu, ein Geschenk des Göttlichen Jaguars zurückzuweisen und einen Menschen zu töten. Ein Glück nur, dass die Blasshäute keine richtigen Menschen waren. »So sei es!«, sprach er.

Der Abend dämmerte und es stand nicht gut um die beiden Frauen. Irgendwo tief im Dschungel erhob sich ein mächtiger Felsblock aus dem immergrünen Dickicht wie ein einzelnes vergessenes Spielzeug der Götter. Kein Baum, kein Strauch, nicht einmal Moos wuchs auf diesem Felsen. Das einzige Leben hier war das der beiden Städterinnen. Donna Consuela und die Sklavin Marchesca waren mit ledernen Schlingen an Felsvorsprünge gefesselt worden. Die Lederrie-

men hatten sich inzwischen tief in Handgelenke und Füße geschnitten. Beide Frauen lagen mit dem Rücken auf dem nackten Fels und blickten in das Licht der untergehenden Sonne. Wäre der Tag noch nicht so weit fortgeschritten gewesen, dann wäre die bloße Fesselung an diesen Ort einem Todesurteil gleichgekommen, denn in der sengenden Mittagssonne hätten sie hier gewiss nicht lange überlebt. Dennoch machte sich Marchesca keine Hoffnungen, noch heil aus dieser Geschichte herauszukommen. Als man sie hergebracht hatte, war ihr nur allzu deutlich aufgefallen, wie viele alte Blutspritzer und Knochenreste den Felsen bedeckten. Dies war ohne Zweifel ein Opferfels. Vermutlich warteten die Wilden nur noch auf eine besondere Sternkonstellation oder dergleichen, um ihnen die Kehle durchzuschneiden. Seit ihrer Versklavung vor langer Zeit hatte die in die Jahre gekommene Marchesca immer geglaubt, ihr sei das Schlimmste widerfahren, was je hatte geschehen können: die Aussicht, ihre Heimat Darpatien im Mittelreich nie wieder zu sehen. Ihren Gemahl und ihre Kinder nie wieder in die Arme schließen zu können. Ihren heimatlichen Hof nie mehr zu sehen. Das alles war ihr so entsetzlich erschienen, dass sie sich abgehärtet und in gewisser Weise nicht angreifbar gefühlt hatte. Und nun hatte sie das Schicksal eines Besseren belehrt. Ihr arbeits- und entbehrungsreiches Leben

sollte gekrönt werden von einem unrühmlichen Tod in der Fremde.

Neben ihr zerrte Donna Consuela wie wild an den Fesseln. »Diese einfältigen Mohas haben nicht einmal Wachen aufgestellt. Ha! Wartet nur! Wenn ich erst einmal entkommen bin, wird mein Vater euch den Tigern der Arena zum Fraß vorwerfen! Könntest du vielleicht auch einmal etwas zu unserer Rettung beitragen? Ich werde deine Teilnahmslosigkeit meinem Schicksal gegenüber dem Sklavenmeister mitteilen. Jawohl. Dann wirst du sehen, wie man mit Sklaven verfährt, die ihre Herrschaft nicht zu beschützen wissen, meine liebe Marchesca.«

»Margunde«, sagte die Sklavin mit tonloser Stimme, »ich heiße Margunde.« Nun, im Angesicht des nahen Todes, konnte die Drohung einer Züchtigung sie nicht mehr schrecken. Am liebsten hätte sie ihre ganze Wut Donna Consuela ins Gesicht geschrien. Dennoch fühlte sie nur eine merkwürdige Müdigkeit. Sie war so entsetzlich alt und schwach und wollte nicht anlässlich eines Abenteuers im al'anfanischen Dschungel sterben. Sie wollte daheim bei ihren Kindern in Darpatien sein. Die waren inzwischen zu erwachsenen Leuten herangereift, die ihrer alten Mutter den Lebensabend gewiss versüßen würden.

»Herr, Visar, erbarme dich unserer Seelen, denn wir sind verloren«, flüsterte sie.

»Was faselst du da?« Der Fatalismus der Gouvernante machte Donna Consuela nur noch wütender. »Das könnte dir so passen. Du stirbst erst, wenn ich es dir erlaube! Das wäre ja gelacht. Eine hübsche junge Grandessa wie ich verreckt nicht einfach so im Dschungel, meine Liebe. So etwas lassen die Götter gar nicht zu. Warte nur ab, du wirst schon sehen, dass ein hübscher, stolzer Ritter mich erretten wird. Und wenn du Glück hast, hat er auch noch einen alten hässlichen Knappen, der dich losbindet.«

Donna Consuela hatte in ihrer Kindheit und Jugend keine von jenen nordischen Rittergeschichten ausgelassen, welche sich bei den jungen Damen Al'Anfas so großer Beliebtheit erfreuten. Rittergeschichten bargen einfach alles in sich, was eine junge Grandessa begehrte: Ein Pferd kam darin vor, ein hübscher Held, der noch dazu von Adel war, und eine stolze Ritterrüstung, die im südlichen Imperium den nötigen Hauch von Exotik ausstrahlte.

So konzentrierte sich Donna Consuela ganz darauf, ihrer bevorstehenden Errettung entgegenzufiebern, während Praios' glühendes Auge vollends der Dunkelheit wich.

Die Nacht war hereingebrochen und Stille hatte sich über das Dorf der Keke-Wanaq gesenkt.

Die Jäger und Kriegerinnen des Dorfes schliefen bei ihren Familien in den Hütten. Tepe-Keqi war die



Ehre zuteil geworden, in der Hütte des Häuptlings untergebracht zu sein. Unglücklicherweise lag der alte Tonku zwischen ihm und seiner zukünftigen Braut. Um den Häuptling herum waren die Bastmatten der übrigen Familienangehörigen gruppiert, acht an der Zahl. So erklangen nun die Atemgeräusche vieler Mäuler und Nasen in der Rundhütte. Der Häuptling schnarchte so laut, dass selbst die Geräusche des niemals schlafenden Dschungels in den Hintergrund traten. Der junge Oijaniha hatte den alten Tonku längst in Gedanken in Kepatu-Tonko umgetauft, was so viel bedeutete wie Hört-sich-im-Schlaf-an-wie-ein-Elefant. Dass Tepe-Keqi nicht schlafen konnte, hatte jedoch noch eine andere Ursache. Ihm gingen die beiden Blasshäute nicht aus dem Kopf. Um sich selbst keine Blöße zu geben, hatte er sie zum Tode verurteilt, und nun nagten Zweifel an ihm. Sicher, jeder wusste, wie böse die Blasshäute waren. Dass sie den Kindern Kamaluqs das Land wegnahmen. Dass sie grundlos über ihre Dörfer herfielen. Dass sie ihre Kinder raubten und in die Städte verschleppten.

Dennoch: Die junge Frau war so schön gewesen. Ihr Gesicht war so weiß wie der Mond in einer klaren Nacht. Und ihre Gestalt so zerbrechlich. Sie war zu schwach für eine Kriegerin und zu unbeholfen für eine Jägerin. Tepe-Keqi konnte sich nicht vorstellen, dass sie eine der gefährlichen Blasshäute sein sollte. Nein, mit

den blutdürstigen Fremden aus den Geschichten der Regenwaldstämme hatte dieses zarte Geschöpf sicherlich nichts gemein. Tepe-Keqi fasste einen Entschluss.

Leise erhob er sich von seinem Lager. Er war ein Furcht einflößender Krieger und ein geschmeidiger Jäger, den das Wild nie kommen hörte. Und in dieser Nacht sollte ihn niemand gehen hören. Mit traumwandlerischer Sicherheit setzte er die nackten Füße in die schmalen Lücken zwischen die Schlafstätten der Häuptlingsfamilie. Mit einer fließenden Bewegung griff er im Vorbeihuschen Tonkus Messer, das ihm in dieser Nacht noch gute Dienste leisten sollte, und war aus der Hütte verschwunden. Er hatte einen furchtbaren Fehler begangen. Und nun würde er ihn wieder gut machen, wie es sich für einen ehrbaren Krieger gehörte. Kein Mensch, nicht einmal eine Blasshaut, sollte wegen seiner voreiligen Entscheidung zu Tode kommen! Dicht an den Hüttenwänden entlang schlich er durch das nächtliche Dorf. Er wusste, wo die Wachen der Keke-Wanaq aufgestellt waren, und umging sie weiträumig. Die Aufmerksamkeit der Wächter galt dem Dunkel des Waldes. Ihre Ohren waren mit dem Deuten des vielfältigen Gackerns und Kreischens, Grunzens und Keckerns des nächtlichen Dschungels beschäftigt.

Der leise Tritt des Jägers, der aus dem Dorf hinaus-schlich, würde ihnen gar nicht auffallen.

In diesem Augenblick trat Anpa-Hah lautlos aus dem Dunkel ihrer Hütte hervor und starrte ihn schweigend an. Ihre Augen leuchteten weiß in dem dunklen Gesicht. Anpa-Hah war eine geachtete Jägerin, deren anmutiger, katzenhafter Leib die Herzen der männlichen Jäger höher schlagen ließ. Und ihr Blick sprach eine Sprache, die keiner Übersetzung bedurfte.

Um das nun Folgende zu verstehen, sei der des Mohischen unkundige Leser auf die Bedeutung von Tepe-Keqis Namen hingewiesen. In unserer Sprache bedeutet Tepe-Keqi so viel wie ›kleiner Speer‹.

Nur im Heimatdorf Tepe-Keqis wusste man jedoch, dass sich dieser Name nicht etwa auf eine besonders kleine Jagdwaffe bezog, sondern auf eine gewisse anatomische Besonderheit im Lendenbereich. Und als der Krieger nun das unausgesprochene Begehren in den Augen der Jägerin sah, da rauschten vor seinem inneren Auge noch einmal alle Schmähungen und Erniedrigungen vorüber, welche er bisher erfahren hatte. Wie er von den Mädchen seines Dorfes mit diesem Schandnamen bedacht wurde und wie ihm dieser Name immer wieder jeden Erfolg bei den Kriegerinnen verwehrt hatte. Und nun stand hier Anpa-Hah, deren bloße Silhouette den kleinen Speer bereits zum Wachsen brachte. Schlagartig war Tepe-Keqis Vorhaben vergessen. Er steckte das Messer des

Häuptlings mit der Spitze in den Boden und huschte hinüber zu Anpa-Hahs Hütte. Im Licht des Mondes verschmolzen die Umrisse ihrer Körper ... Der Morgen graute. Die beiden Frauen hatten keinen Schlaf gefunden, weil Angst und Wut sie wach gehalten hatten. Im ersten Tageslicht sagte Donna Consuela: »Wenn schon kein Ritter, dann wird mich wenigstens der hübsche Don Vitario retten, du weißt, meine Liebe, der Plantagenbesitzer mit den vielen Muskeln.«

»Der?« Marchesca erinnerte sich daran, dass ihre Herrin den Frauenschwarm schon lange anschnauzte. »Von dem heißt es doch, er habe nur Augen für das eigene Geschlecht.«

»Er habe nur Augen für das eigene Gemächt?«, kreischte Donna Consuela, die nicht richtig zugehört hatte.

In diesem Augenblick geschah es. Zunächst bemerkte Donna Consuela die entsetzt aufgerissenen Augen Marchescas. Ihr Gesicht war schreckensbleich geworden, und so sah sich die Grandessa veranlasst, dem Blick der Sklavin zu folgen. Da wurde sie eines dunklen Punktes am Horizont gewahr: ein Vogel, der sich auffallend rasch näherte. Nein, es war kein Vogel! Donna Consuela hielt vor Spannung den Atem an. Es war ein Drache!

Ein riesiger, grün geschuppter Leib sauste durch die Luft. Von zwei gewaltigen ledernen Schwingen

getragen, durchschnitt das kolossartige Geschöpf trotz seiner Masse in tödlicher Eleganz die Luft.

Nicht weniger als drei Drachenköpfe trug das Ungetüm und die rauchenden Nüstern kündeten von dem alles verzehrenden inneren Feuer. Das Ungeheuer kannte zweifellos nur ein Ziel: den Opferfelsen!

»Es wird uns fressen«, flüsterte Marchesca und ihre Hände krallten sich in den Fels.

»Ein Drache!« Donna Consuelas Ausruf klang eher triumphierend als furchtsam.

Das gewaltige Geschöpf hatte den Felsen erreicht. Etwa zwanzig Schritt über den beiden Gefesselten verharrte es reglos in der Luft. Nicht einmal die riesigen Schwinge bewegten sich. Es schien, als hielte eine geheimnisvolle Macht den Lindwurm am Himmel.

»Ich werde nicht gefressen! Natürlich, ein Drache! Drachen entführen seit jeher Jungfrauen!«, kreischte Donna Consuela mit sich überschlagender Stimme.

»Ja, aber wo bekommen wir jetzt in aller Eile eine Jungfrau her?«, stammelte Marchesca verwirrt.

»Die Jungfrau bin ich, du alte Hexe!« Die Stimme der Grandessa hatte einen geifernden Ton angenommen. »Eine Jungfrau ist man im Herzen und nirgends sonst. Ja, so hat alles seine Richtigkeit. Man wird mich auf einem Berg von Gold gefangen halten. Und dann wird ein stolzer Ritter erscheinen, den Drachen erschlagen und mich mit sich auf sein Schloss nehmen.«

»Und was ist mit mir?« Die Stimme Marchescas war ein kaum mehr wahrnehmbares Hauchen.

»Du wirst gefressen. Von irgendetwas muss so ein Drache schließlich leben.«

In diesem Augenblick löste sich etwas Großes, Schweres aus dem Hinterleib des Drachens. Eine weißlich braune Masse fiel lotrecht nach unten und begrub mit einem seltsam schmatzenden Geräusch den Oberkörper Donna Consuelas unter sich. Die Grandessa wollte schreien, doch kein Ton kam ihr über die Lippen. In Augen, Mund, Nase und selbst in den Ohren war nichts als diese braune Masse.

Eine Weile noch zappelten die Beine, die aus der Masse herausragten.

Dann lag sie still.

Langsam hob und senkte der Drache die Schwingen und flog in westlicher Richtung davon.





## **Li**

### *Gareth im Traviamond*

#### 1.

Der Geruch von Schnee lag schon in der Luft. Ziellos blies der Wind den Regen durch die dunklen Straßen. Nur hin und wieder blinzelte der Mond durch die knapp über den Dächern dahineilende Wolkendecke, spiegelte sich im regennassen Pflaster und warf sein bleiches Licht auf die vorbeihuschende schmale Gestalt.

Liasanya schauderte, zog ihren zerschlissenen Umhang enger um sich, spähte um die nächste Ecke und eilte weiter. Warum bin ich bloß so lange geblieben?, dachte sie verärgert. Doch gleich darauf leuchteten ihre dunklen Augen und ein leichtes Lächeln erschien auf ihrem Gesicht. Es hatte Spaß gemacht. Die bunten Stände barsten vor Nützlichem und Begehrtem aus ganz Aventurien. Der Duft von Gewürzen und Gebratenem in der Luft. Gaukler und Musikan-

ten an den Straßenecken. Geschäftige Händler, die lautstark feilschten. Leute, die kaum das Mädchen beachteten, das ausgelassen durch die Menge hüpfte. Ja, sie fühlte sich leicht und beschwingt von den Resten süßen Mets und schweren Weins, den die Leute stehen gelassen oder – zugegebenermaßen – vielleicht auch nur kurz aus den Augen gelassen hatten. Dank ihrer geschickten Finger war zudem noch die eine oder andere Münze und Kleinigkeit in ihre Taschen gewandert. Dieser Tag hatte sich wahrlich gelohnt und die nächsten konnte sie deshalb ruhig angehen.

Den ganzen Tag war Phex großzügig gewesen. Praios hatte gnädig beiseite geschaut. Jetzt aber wehte Firuns Atem durch die Gassen und die Wolken waren übervoll von Efferds Gaben. Gleich hab ich sie alle durch, ging es Li durch den Kopf; sie hielt die Götter nicht für besonders kleinlich, aber trotzdem fröstelte sie.

Sie schüttelte die Gedanken ab; noch war sie verdammt weit entfernt von Meilersgrund, ihrem vertrauten Revier, und sie musste durch das ganze verfluchte Südquartier laufen. Die Gassen wurden schmaler, die Häuser und Hütten schiefer und Lis Spuren verwandelten sich in kleine, morastige Seen, die schon Augenblicke später wieder verschwunden waren, als wäre hier nie ein Mensch gegangen. Der Nieselregen drang durch ihre Kleider und der Wind zerrte an den dunk-



len Strähnen, die unter ihrer Kapuze hervorschauten. Vielleicht sollte sie sich doch besser eine trockene und windstille Ecke für die Nacht suchen.

Ein paar Straßen weiter drangen Wortfetzen und flackerndes Licht aus einem von Abfall übersäten, matschigen Hinterhof. Vorsichtig schlich Li näher. Zu ihrer Linken ragte das Skelett eines alten Stalls gegen den Nachthimmel auf; Dach und Wände fehlten zu weiten Teilen. Allein schon der Geruch von Schmutz und Armut hätte das Mädchen zu den knapp zwei Dutzend Menschen geführt, die zwischen den Trümmern zusammenkauerten. Auch wer nichts besaß außer seinem bisschen Leben, suchte in diesen Zeiten Schutz und Wärme unter seinesgleichen.

Etwas abseits saßen einige Gestalten um ein kleines, qualmendes Feuer. Fetzen einer angeregten, aber leisen Unterhaltung drangen an ihr Ohr. Ein Krug machte die Runde.

Li stutzte. Sie kannte diese Leute.

Mürrisch und irgendwie fehl am Platz hatten sie sich am Nachmittag durch die Menge gedrängt. Unter ihren Mänteln waren deutlich Rüstung und Waffen zu erkennen, alt und gebraucht, aber offensichtlich gut gepflegt. Söldner – oder eine Gruppe fremder Abenteurer.

Lis Augen waren immer wieder zu ihrem Anführer

gewandert, ein Hüne, breitschultrig und fast zwei Schritt groß. Kurz hatte sein Blick sie gestreift, ein wilder, gefährlicher Blick, dann war er in der Menge verschwunden.

Jetzt saß er hier; die kurz geschorenen blonden Haare leuchteten im Schein des Feuers rötlich und seine kantigen Gesichtszüge traten im flackernden Licht deutlich hervor. Ein wenig Unterhaltung und Gesellschaft? Kurz erwog sie, sich zu der Gruppe zu gesellen, doch sie zögerte. Sie spürte den Met und den Wein; und sie war fremd hier, nein, sie wollte kein Wagnis eingehen.

In einer Nische, etwas abgelegen, schob sie etwas Stroh zu einem halbwegs trockenen Lager zusammen. Sie legte den nassen Umhang ab und wollte sich schlafen legen.

Plötzlich spürte sie eine Bewegung hinter sich und wirbelte herum. Vor ihr stand einer der Fremden. Er war klein, kleiner noch als Li, und in dem spitzen Gesicht blitzten kleine, scharfe Augen. Er lächelte breit, fragte »Echtes Premer Feuer?«, und hielt ihr einen Krug entgegen.

Li atmete keuchend aus und entspannte sich wieder, neigte den Kopf und lächelte ebenfalls.

»Na gut. Warum denn nicht.«

»Komm, es ist wärmer am Feuer, du bist ja ganz durchnässt.«

Sie folgte ihm.

»Movert ist mein Name, werthe Dame. Immer zu Diensten«, sagte er und grinste schelmisch, als sie bei der Runde ankamen.

»Und dies ist Kat – Katla«, begann er die Mitglieder der Gruppe vorzustellen. »Immer schlecht gelaunt, aber eine hervorragende Schwertkämpferin und Kameradin.«

Die Frau blickte mürrisch zu Li auf. In ihrer Jugend war sie sicher eine Schönheit gewesen, groß und gerade gewachsen. Der wohl geformte Körper zeichnete sich unter dem Lederharnisch ab. Aber ihre Arme und Beine waren von unzähligen Narben gezeichnet, auch das ebenmäßige Gesicht war durch zwei über die linke Gesichtshälfte verlaufende Narben entstellt.

»Zolthan«, brummte der Kerl daneben kurz angebunden. Er trug etwas, das die Überreste eines Kettenhemds sein mochten. Seine Finger trommelten auf den Schaft der schartigen Axt neben ihm. Sein Gesicht war dunkel, kurz lachte er sie an.

»Ich bin Beregor«, rief der Nächste in der Runde. In seiner schwarzen Kutte, die seinen Leib noch unförmiger erscheinen ließ als er ohnehin war, sah er aus wie ein Bettelmönch oder verwahrloster Borondiener. Das runde, schwammige Gesicht war bartlos, und es erweckte auch nicht den Anschein, als müsste er sich rasieren.

»Und das ist unser großer Schweigsamer, Aljeff«, fuhr er fort.

Er überragte alle anderen um mindestens einen halben Spann. Das schwarze Lederwams betonte den muskelbepackten Oberkörper. Das Gesicht war nachdenklich und streng. Er schaute sie an, nickte kurz und starrte wieder ins Feuer.

»Liasanya«, sagte Li und setzte sich zwischen Movert und Aljeff. Ihre schmutzigen Füße verschwanden in den Falten ihres Kleids. Dankbar nahm sie einen tiefen Schluck aus dem Krug.

Das Feuer wärmte ihre Glieder, der Schnaps kreiste, Li fühlte sich angenehm schläfrig. Sie lauschte aufmerksam, beteiligte sich aber kaum an der Unterhaltung, die in der Hauptsache von fremden Städten und gemeinsamen Kämpfen handelte. Was sollte eine kleine Streunerin wie sie schon dazu beitragen? Auch Aljeff blieb schweigsam und gab nur gelegentlich ein zustimmendes oder ablehnendes Geräusch von sich. Die Gruppe schien schon lange zusammen zu sein, meist verdingten sie sich als Söldner. In Gareth waren sie jedoch hauptsächlich wegen »Aljeffs Sache«, doch darüber wollte keiner Auskunft geben. Neugierig betrachtete Li den Riesen. Was das wohl war, Aljeffs Sache? Irgendetwas war seltsam an ihm. Merkwürdig, sie wusste nicht, ob sie es abstoßend oder anziehend fand.

Es wurde spät, Lis Kopf wurde schwerer und sie fühlte plötzlich ihre Wange an der Schulter des Hünen. Seine Finger strichen wie beiläufig durch ihr Haar, spielten mit den Strähnen. Sie zuckte zusammen. Halt, dachte sie, jetzt wird es wirklich Zeit zu gehen.

»Danke für Schnaps und Feuer und Gesellschaft, aber ich hab morgen noch einen weiten Weg.«

Sie erhob sich und ging leicht schwankend zu ihrem Schlafplatz zurück. Fünf Augenpaare folgten ihr.

Kaum hatte sie sich hingelegt und die Augen geschlossen, da schlief sie schon.

Eine Hand berührte leicht ihre Schulter. Sie schreckte auf. Aljeff kniete neben ihr, betrachtete sie abschätzend. Eindeutige Blicke glitten über sie.

»Nein«, murmelte Li verschlafen und drehte sich weg.

Sie hörte das Knirschen von Leder. Ein Arm umfasste ihre Taille und der Söldner presste sich an ihren Rücken.

»Nein!«, sagte Li noch einmal. Diesmal etwas lauter und wacher. Sie wand sich aus seiner Umarmung, rückte ein wenig von ihm ab. Dann hielt sie den Atem an, einige Herzschläge. Eine Hand berührte ihr Knie, wanderte zwischen den Schenkeln langsam nach oben.

»Nicht.« Ein Keuchen; sie presste die Schenkel zusammen, kurz bevor die Hand ihr Ziel erreichte.

Die eine Hand verharrte regungslos. Die andere strich ihr noch immer feuchtes Haar zurück. Sein Mund an ihrem Hals. Küsse. Leichte Bisse, ein leises Stöhnen entrang sich ihrer Kehle.

»Nein.«

Doch ihre Beine entspannten sich, etwas anderes wollend, die Hand wanderte weiter, fand ihr Ziel.

»Nein ...«

»Ja«, raunte er in ihr Ohr. Wohlige Wärme breitete sich in ihrem Bauch aus. Nun, vielleicht ist er gar nicht so übel, dachte sie, und wenigstens werde ich heute Nacht nicht frieren. Sie drehte sich auf den Rücken, stützte sich auf die Arme. Er kniete vor ihr, öffnete ihr Kleid, streichelte die kleinen Brüste. Beide Hände wanderten über ihren zitternden Leib zu ihren Knien. Sie ließ sich zurückfallen, krallte die Finger in das Stroh. Er zog ihr Kleid über die weichen Schenkel, dann bis hoch zu dem flachen Bauch. Zufrieden betrachtete er sie. Li atmete schwer, wartend.

Eilig entledigte sich Aljeff seiner Kleider und schob sich zwischen ihre Beine, beugte sich über sie, seine Mund suchte den ihren. Ihre Lenden bäumten sich ihm entgegen, wollten mehr von ihm. Ihre Lippen öffneten sich seiner drängenden Zunge. Ihre Blicke trafen sich.

»Nein!«

Sie erstarrte. Die feinen Härchen an Nacken, Ar-

men und Beinen stellten sich auf. Da war etwas in seinen Augen, nicht fassbar, wie ein Staubkorn im eigenen Auge huschte es davon, wenn sie den Blick darauf richten wollte.

Er wartete, schweigend, seine Lippen feucht und rot von den Küssen. Sie spürte seine Blicke heiß auf ihrer Haut, spürte die Hitze auch in sich selbst. Li schloss die Augen und versuchte sich zu entspannen.

## 2.

Es dämmerte gerade, als sie erwachte. Die Wolken waren noch immer schwer und schwarz vom Regen, den sie mit sich trugen. Vorsichtig stahl sie sich aus den Armen des Söldners und erhob sich. Nachdenklich betrachtete sie ihn. Jetzt, da die Lust und der Rausch verklungen waren, kehrte die Unruhe und das Gefühl von Gefahr verstärkt zurück. Lange und heftig hatten sie sich geliebt. Nur seinen brennenden Augen war sie ausgewichen, bis er keuchend gekommen war, und auch sie; da hatten sich ihre Blicke noch einmal getroffen. Es war noch da gewesen, etwas Dunkles, Kaltes, etwas Fremdes, tief in ihm verborgen. Was auch immer dieser Mann war, er machte ihr Angst, sie wollte nur noch weg, wollte ihn nie wieder sehen.

Wahrscheinlich wäre alles anders verlaufen, hätte sie sich sofort auf den Weg gemacht.

»Ah, da ist ja unsere Freundin. Du hast doch sicher noch ein bisschen Zeit für mich. Du passt besser zu mir als Kat und die hat Narben am Arsch.«

Moverts Lachen klang plötzlich gar nicht mehr freundlich, die anderen grinnten anzüglich. »Ja! Wohin denn so eilig?« Einen Halbkreis bildend, kamen sie näher.

»Was ist los?« Eilig griff sie ihren Umhang. »Ich muss jetzt gehen.« Sie versuchte gelassen zu klingen, doch ihre Stimme war schrill. Hektisch warf sie den Kopf herum. Der Hinterhof war verlassen. Hier war keine Hilfe zu erwarten. Sie schritt rückwärts, die vier im Auge behaltend.

»Was soll denn der Lärm? Ich dachte schon, ich bekomme Frühstück ans Bett.« Aljeff erhob sich betont lässig. »Aha, meine Freunde wollen dich auch näher kennen lernen. Weißt du, Kleine? Wahre Freunde teilen alles.«

Seine Hand packte ihren Oberarm und er versuchte sie zu sich heranzuziehen. Sie riss sich los, sprang zur Rückwand des verfallenen Stalls. Aljeff lachte belend. Er kam langsam auf sie zu. Sie tastete sich mit dem Rücken zu der modrigen Wand weiter. Die anderen folgten ihr, bedächtig, feixend, siegessicher. Sie hob abwehrend die Hände. »Lasst mich in Ruhe!«



»Warum?«, grinste Aljeff. Seine Augen schienen zu brennen, selbst seine Kameraden mieden jetzt seine unmittelbare Nähe. »Sonst? Sonst was? Sag es mir!«, zischte er giftig und sprang auf sie zu.

Ihre Hände ertasteten etwas – die kaum erkennbaren Überreste einer Tür. Hoffentlich ist sie so morsch wie der Rest, hoffentlich geht sie in die richtige Richtung auf, dachte Li. Verzweifelt warf sie sich mit dem Rücken gegen die Tür. Krachend kippte die Tür nach außen, das Mädchen taumelte, die Fremden eilten ihr nach, wollten ihre Beute nicht entkommen lassen. Li fing sich, stolperte über die Trümmer der Tür und fiel plötzlich über die Überreste einer alten Wagendeichsel. Sie schrie auf, die Söldner lachten, Lis Hände wurden seltsam taub, heiß und kalt zugleich ... Es passiert wieder, dachte sie noch. Aus dem Lachen wurde ein vielstimmiger Schrei vor Überraschung, Wut und Schmerz. Die Söldner rissen Hände und Arme vors Gesicht, taumelten zurück. Li raffte sich auf, rannte los.

»Ich habe es geahnt, ich habe es geahnt!«, hörte sie Aljeff noch brüllen, dann war sie in den Gassen verschwunden.

Eine weitere Gestalt löste sich aus den Schatten und verschwand ebenfalls.

Liasanya kauerte in einer dunklen Hausecke. Das Gesicht in den Händen, von den langen, dunklen Haaren verdeckt. Ihre Lungen schmerzten, ihr war übel. Wie konnten diese Kerle nur ... Nein, wie konnte sie nur ... wie konnte sie nur so dumm sein? Wie hatte sie bloß bisher in den Straßen überlebt, so blöd wie sie war? Hatte sie die Bande so falsch eingeschätzt? Aljeff? Sie war guter Laune gewesen, hatte getrunken, er hatte ihr gefallen. Aber in seinen Augen, da war etwas gewesen, das war krank. Krank, böse und finster. Und es haftete noch immer an ihr. Sie spürte es in den schmerzenden Gliedern, roch es an Kleidern und Haut.

Und dann die Magie; es war wieder passiert. Als Kind war sie stolz darauf gewesen, ein wenig arkanes Talent in sich zu haben, und hatte geträumt ... Aber die Meister der Akademien waren nie gekommen, hatten sie nicht mitgenommen, nicht aus der Gosse geholt und zur großen Maga Liasanya gemacht. Nein, diese Damen und Herren verirrten sich nicht in die Gassen und Hinterhöfe des Südquartiers oder von Meilersgrund. Und jetzt musste man besonders vorsichtig sein. Ein Mädchen wie sie musste heutzutage froh sein, bloß als Hexe verdächtigt zu werden. Wilde, unkontrollierte Magie war gefährlich und musste

ausgemerzt werden. Schnell war man als Gefährtin des Dämonenmeisters abgestempelt.

Nun, die Magie kam und ging wie sie wollte, aber heute hatte sie Li gerettet. Doch sie zehrte auch an ihr, Li fühlte sich leer, erschöpft und ausgelaugt. Plötzlich musste sie sich übergeben. Sie schaffte es gerade noch, ihre Kleider vor dem Schlimmsten zu bewahren.

Ein Schatten ragte über Li auf. Im ersten Augenblick dachte sie, ihre düsteren Gedanken wären wahr geworden. Doch dann erkannte sie, dass der dunkle Umhang keinem Geweihten und auch nicht ihren Verfolgern gehören konnte. Schon wollte sie unter der Gestalt hinwegtauchen und in die Straßen fliehen, doch diese schien jede ihrer Bewegungen zu erahnen und versperrte ihr den Fluchtweg.

»Ganz ruhig, ich tu dir nichts.« Es war die tiefe, ruhige Stimme eines Mannes, der auf ein scheuendes Pferd einredet, dachte Liasanya.

»Du solltest mir jedoch besser folgen.«

Nicht schon wieder!

Die Gestalt beugte sich über sie. Liasanya hielt vergeblich nach einer Fluchtmöglichkeit Ausschau.

»Komm mit. Ich glaube, ich kann dir helfen ... Aua!« Die Stimme klang schrill und jünger, als Lis Finger versuchten, sich in das verhüllte Gesicht zu krallen. Sie sprang auf, wollte die Straße erreichen.

»Halt!« Ihre Unterarme wurden von kräftigen Händen gepackt. »Ich sagte, ich tu dir nichts, also bleib ruhig!«

Das waren zwar nicht gerade überzeugende Argumente, der eiserne Griff jedoch umso mehr. So wurde sie durch mehrere unbelebte Straßen weiter geschleift, bis sie in einem niedrigen Hauseingang verschwanden.

#### 4.

Verwundert blickte Li sich um. Der Raum war voll gestopft mit allerlei Gerümpel, von der niedrigen Decke hingen Kräuter und seltsame Gerüche lagen in der Luft.

»Was hast du denn diesmal mitgebracht?« Deutlich war der Missmut in der Stimme der Alten zu hören. »Sie stinkt! Ich dachte nicht, dass du so anspruchslos bei den Weibern bist. Wenn du fertig bist, schaff sie raus!«

Li unterdrückte einen Schrei und versuchte sich aus der Umklammerung zu befreien.

»Still! Ich sagte doch, ich tu dir nichts«, knurrte der Mann.

Das Gemecker der Alten ging weiter. Sie musterte das Mädchen von oben bis unten – unter Dreck und

Stroh waren die Spuren von Erbrochenem, Schweiß und anderen Körpersäften deutlich zu sehen und zu riechen –, rümpfte die Nase und verzog voller Abscheu das runzelige Gesicht. Dann wandte sie sich zum Gehen.

»Nein, das ist keine ...« Die Stimme des Mannes überschlug sich. »Warte! Sie wurde angegriffen, und sie wehrte sich mit einem Blendzauber, schnell und ohne Worte! Ich hab's beobachtet. Und du, du ...«

Li schaute ihn an. Er war gut neun Spann groß, doch die schlanke, fast dürre Statur ließ nichts von der Kraft erahnen, die er offensichtlich besaß. Er trug einen kurz geschorenen Vollbart, das schmale Gesicht war umrahmt von schulterlangen braunen Haaren. Überrascht stellte sie fest, dass er viel jünger war, als er anfangs gewirkt hatte, nicht viel älter als sie selbst, vielleicht Anfang zwanzig. Und er war auch nicht mehr so selbstsicher; die Spuren ihrer Fingernägel auf seiner Wange traten deutlich hervor, als er unter leichtem Erröten hinzufügte: »Und ich hab auch keine Weiber.«

Schweigen.

»Hmmm, Blitz dich find ... na ja ...« Die Alte wandte sich jetzt Li zu.

»Bist schon etwas zu alt, aber ... Nun, ich brauche Hilfe. Und wenn tatsächlich Magie in dir steckt, wie mein verblödeter Sohn behauptet – der Junge ist ja zu

fast nichts zu gebrauchen –, dann arbeitest du für mich. Du tust, was ich dir sage! Du hilfst. Werden langsam alt, die Augen und die Hände. Ich helfe dir, die Kraft etwas unter Kontrolle zu halten. Du weißt, sie mögen keine wilde Magie – da draußen.«

Plötzlich verzog sie wieder das Gesicht.

»Aber so fasse ich dich nicht an. Du stinkst wie ein Hurenhaus und die Duglumspest. Und du siehst aus ...«, angewidert blickte sie auf Lis fleckige Fetzen.

»Seth! Egal, *wobei* du sie erwischt hast ...« Sie räusperte sich. »Na gut. Komm, ich zeig dir, wo du dich waschen kannst.«

Nachdem sie sich unter den misstrauischen Blicken der Alten gereinigt hatte, brachte diese ihr etwas Neues zum Anziehen. »Pass darauf auf!«, schnauzte sie noch und war verschwunden. Das Kleid war alt und geflickt, aus ungebleichtem Leinen, nur an den Säumen mit bunten Stickereien versehen, dazu ein passender bunter Gürtel. Woher die Alte das Kleid wohl hatte? Es passte gar nicht zu ihr.

Der Junge betrat den Raum.

»Oh!« Blut schoss ihm ins Gesicht. Sie zog rasch das Kleid über und betrachtete ihn nachdenklich. Er drehte ihr noch immer den Rücken zu, als er zu sprechen begann.

»Hab keine Angst vor Mutter, sie tut nur so. Du

musst verstehen, als Hexe hat sie's in der Stadt nicht leicht. Sie ist meinem Vater hierher gefolgt. Er ist aber bald gestorben. Das hat sie ihm nie verziehen, einfach weggestorben, und ich ein kleiner Balg. Sie ist dann hier geblieben. Das, was ich an Magie geerbt habe, versuche ich jetzt an der Akademie auszubilden.«

Er schien noch verlegener zu werden.

»Bald darf ich die Prüfungen wiederholen, dann bin ich Adeptus, diesmal schaff ich's!« Er seufzte. »Mutter, sie ist davon nicht begeistert, aber sie weiß, dass ich als Hexer hier keine Chance hätte. Jetzt sucht sie Hilfe. Jemand mit Begabung, eine Frau. Sie hat sich immer eine Tochter gewünscht. Du bleibst doch, oder? Ich heiße übrigens Seth.«

Sie lächelte. »Liasanya. Aber sag Li zu mir. Du kannst dich übrigens umdrehen.«

Sein Wangen leuchteten noch immer.

»Ich hab durch Zufall beobachtet, wie du gezaubert hast, und hab dich dann heimlich verfolgt. Du hast mich nicht bemerkt, oder?« Stolz schwang in seinen letzten Worten mit.

Sie schüttelte den Kopf. Eigentlich bezweifelte sie, dass sie einen betrunkenen Troll auf ihrer Flucht bemerkt hätte, ehe sie jedoch antworten konnte, fügte er hinzu: »Was ist denn eigentlich geschehen? Wie hast du das mit dem Zauber gemacht?«, fragte er neugierig.

»Ich weiß nicht, die Magie«, sie suchte nach Worten, »es passiert mir einfach. Selten. Ab und zu.«

»Und ... ich mein, diese Leute, was wollten sie von dir, kanntest du sie?«

»Ich«, sie zögerte, »ich weiß nicht.«

Nachdenklich betrachtete sie ihn. Was sollte sie sagen? Wo er doch so schnell verlegen wurde. Wie sollte sie ihm erklären, was in der Nacht und ... nein, sie wollte selbst nicht mehr daran denken.

»Ich weiß nicht, was sie wollten. Und ich kenne sie auch nicht.«

Die nächsten Tage wurden zu den angenehmsten in Liasanyas jungem Leben, obwohl die Alte – sie hieß Mirya – Li beinahe wie eine Gefangene behandelte. Nie durfte sie auch nur die Nase zur Tür hinausstecken; ja, die Türen und Fenster waren für Li immer verschlossen, obwohl Seth und Mirya problemlos ein und aus gingen.

»Noch hast du mein Vertrauen nicht. Spiele nach meinen Regeln oder verschwinde. Aber ich möchte nicht, dass das ganze Haus leer geräumt ist, wenn ich zurückkomme.« Sie hatte offensichtlich Lis alte Sachen durchsucht und daraus geschlossen, womit sie bisher ihren Lebensunterhalt bestritten hatte. Mirya war mürisch und grob zu ihr – und auch zu Seth –, aber trotzdem blieb Li, zu ihrer eigenen Verwunderung.



Schnell lernte sie, Miryas Hände und Augen zu sein, und entwickelte großes Geschick im Umgang mit Kräutern und wunderlichen Essenzen. Gelegentlich erschien ein beifälliges, fast liebevolles Lächeln auf dem runzligen Gesicht, doch es verschwand sogleich wieder, wenn sie einander ansahen. Li spürte unter der Grobheit und Kälte der Alten eine tiefe Güte – und eine noch tiefere Trauer.

Seth bekam sie kaum zu Gesicht. Er verbrachte die meiste Zeit an der Akademie, schlief auch dort und erschien oft nur kurz zum Essen oder wenn er etwas für Mirya zu erledigen hatte.

Dann erzählte er ihr von seinen Fortschritten an der Akademie, fragte sie über ihr bisheriges Leben aus und wollte wissen, wie es ihr hier gefiel.

»Mutter stammt aus dem Norden«, erzählte er einmal, »Bornland oder so. Dann hat sie meinen Vater kennen gelernt. Er hieß Caleb Laikis und war ein Fuhrmann, aber kein gewöhnlicher, sagt Mutter. Er war kein Bierkutscher, obwohl ich nie erfahren habe, was er genau transportierte. Ein großer, stattlicher, schöner Mann, sagt sie.« Betreten schaute er an sich hinunter.

»Sie hat alles für ihn aufgegeben, ist ihm nach Gareth gefolgt. Da ist er gestorben. Ich war gerade zwei Jahre alt. Er hatte das Land von Firun bis Praios bereist und wurde dann in Gareth von seinem eigenen

Gespann überrollt. Ich glaube, Mutter ist davon überzeugt, dass es kein Unfall war. Einmal sagte sie, eine Fuhre sei wohl doch zu speziell gewesen. Aber sie redet nicht gern darüber, bitte sprich sie nicht darauf an.«

Li suchte nach Worten, legte ihre Hand auf die seine.

Schließlich fuhr er fort. »Zumindest gehört ihr jetzt das Haus und sie hat einige Ersparnisse. Und ich kann die Akademie besuchen. Außerdem sind wir bisher von Bannstrahlern und anderen Hexenjägern verschont geblieben. Vielleicht steckt jemand Wichtiges dahinter. Die KGIA oder so.«

Plötzlich drang ein lautes Rufen aus dem Nebenraum.

»Seth! Schick Sie zu mir, wenn du fertig bist. Ich habe Arbeit!«

Seth errötete schon wieder und beide eilten hinaus.

## 5.

Zehn Praiosläufe vergingen in dem seltsamen Hexenhaus.

An einem späten Nachmittag kam Mirya von einigen Erledigungen nach Hause zurück. Sie warf Li einen misstrauischen Blick zu, dann verschwand sie

wortlos in ihrem Zimmer. Als Seth einige Stunden später erschien, wirkte auch er aufgeregt. Kaum hatte er das Haus betreten, rief ihn seine Mutter zu sich.

Keine Arbeit wurde ihr aufgetragen, nur stumme, tadelnde Blicke; sie versuchte zu erfahren, was denn los sei, bekam keine Antwort. Ihre Unruhe wuchs. Früh legte sie sich nieder, fand jedoch keinen Schlaf. Zum ersten Mal fragte sie sich, ob es richtig gewesen war, hier zu bleiben.

Als Li am nächsten Morgen aufstand, war sie allein, Mirya war schon seit den frühen Morgenstunden wieder unterwegs. Es wurde Mittag und plötzlich stand Seth blass und unruhig vor ihr.

»Liasanya, ich muss mit dir reden.«

Sie schaute ihn an; er schien seinen ganzen Mut zu brauchen, um das zu sagen.

»Gut«, seufzte sie und hoffte endlich zu erfahren, was los war.

»Aber bring mich hier raus, ich hab schon seit über einer Woche die Sonne nicht mehr gesehen. Ich brauch frische Luft.«

»Li, du darfst nicht, sie ...«

»Seth!«, sie berührte leicht seinen Arm, »bitte.«

Nachdenklich betrachtete er sie. »Es wäre wirklich nett. Gut, bleib aber bitte in meiner Nähe.«

Kurz darauf verließen sie das Haus. Die Luft war lau und klar und die schon tief im Süden stehende

Praiosscheibe schien noch einmal kurz den Sommer zurückzubringen.

Liasanya war froh, endlich wieder im Freien zu sein, doch Seths Blick strich unruhig durch die Straßen und über die Gesichter der Passanten. Li wunderte sich. Hatte er Angst, seiner Mutter zu begegnen? Oder?

Doch der Tag war einfach zu schön, um sich Gedanken zu machen. Sie schlenderten einige Zeit umher, kauften an einem Stand dünnen Wein und etwas Kuchen, fanden schließlich ein ruhiges Plätzchen und ließen sich nieder.

Einige Zeit saßen sie einfach nur da. Li spürte die Herbstsonne auf der Haut und fühlte die Last des letzten Tages leichter werden.

Sie nippte an ihrem Becher, schlug die Augen auf und lächelte. Eigentlich sah er gar nicht übel aus, dachte sie. Etwas dürr und ungelenk. Wäre er nicht so schüchtern, dann hätten sie vielleicht schon ... Aber sie verdrängte den Gedanken. Als sie ein Kichern unterdrückte, schaute er sie erstaunt an.

»Was lachst du ...«

Seine grünen Augen waren wunderschön. Da könnte sie sich fast verlieben.

»Nichts. Es ist einfach ... schön!«

Sie warf die Haare zurück und blinzelte in die Sonne.

»Li«, sagte er nach einiger Zeit. Sie schaute ihn an.

»Ich ... ach nichts.«

Sie lehnte sich zurück, bis ihr Rücken seine Schulter berührte. Vorsichtig legte er einen Arm um sie. Sie rutschte näher, an seine Brust. Schüchtern lagen seine Hände auf ihrem Bauch.

Einige Zeit war wieder Stille. Dann räusperte er sich.

»Li, ich muss dir etwas sagen.« Seine Stimme war jetzt fester.

»Weißt du, Mutter hat ... ich meine, ich ... Die Männer, gegen die du gekämpft hast ... ich habe sie wieder gesehen. Auch Mutter ist ihnen begegnet.«

Ein Schauer lief über Lis Rücken, als er fortfuhr.

»Sie suchen überall nach dir. Einer nennt sich Aljeff. Eine üble Gestalt ... und seine Begleiter erst! Ich kann es mir nicht vorstellen, dass du freiwillig mit ihnen zusammen warst.«

Ein Schrecken durchfuhr sie. »Freiwillig zusammen warst?«

»Sie fragen in den Tavernen und auf den Markt, überall. Sie sagen, sie suchen ihre Kameradin, die etwas hätte, das ihnen gehört. Sie bieten Gold.«

Er löste die Hände von ihr. Rückte etwas ab. Sie drehte sich um, schaute ihm in die Augen.

»Seth, ich versteh nicht ... Das ist Unfug. Wieso sollten sie mich ...«

»Li! Du hast mich angelogen. Sie kennen deinen Namen.« Seine Stimme bebte.

Sie begann zu zittern, ihre Augen weiteten sich. Sie wollte etwas sagen, doch Seth schrie jetzt fast.

»Dieser Aljeff, er hat dich genau beschrieben. Er weiß deinen Namen – woher du kommst – dein magisches Talent.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Und er kennt die Narbe an deinem Bauch. Ich habe sie gesehen, als du ...« Er stockte, blickte sie verstört an. »Dieser Aljeff, er muss dich sehr ... sehr gut kennen!«

Das Blut stieg Li in den Kopf.

»Wie konnten sie nur ...«

»Li, ich weiß nicht, was jetzt. Wenn du mir doch bloß die Wahrheit gesagt hättest, dann ...«

»Die Wahrheit? Ich gehöre nicht zu ihnen!«

Schreiend unterbrach er sie.

»Du hast gelogen! Und du lügst immer noch. Du gehörst zu ihnen!« Er sprang auf. »Du hast es mit ihm getrieben. Und ihn beklaut. Du ... Du ...«

»Nein!«

Auch sie sprang auf die Beine. Wütend starrte sie ihn an. Tränen standen in ihren Augen.

»Was weißt du schon, du feiger Schlappschwanz! Du glaubst diesem Kerl mehr als mir. Und auch wenn ich ... ach!«, fauchte sie und drehte ihm den Rücken zu, »was geht es dich an.«

»Wir haben dir geholfen. Einer Diebin, einer billigen Schlampe! Und das ist der Dank!«

Ein klatschender Schlag folgte und die Abdrücke ihrer Finger leuchteten auf seiner Backe.

Sie wirbelte herum, rannte los, die vor Wut und Schmerz aufgequollenen Augen konnten kaum die Straße erkennen.

»Li, warte! Du kannst doch nicht so einfach ...«

Er starrte ihr nach. Schlagartig war aller Zorn verflogen.

»Li, es tut mir Leid.«

Dann eilte er zu der Ecke, wo sie verschwunden war.

Langsam wurden ihre Schritte ruhiger. Was hatte er sich nur dabei gedacht! Eben noch hatte sie sich wie in einem schönen Traum gefühlt, und dann das. Na! Den Göttern sei Dank, sie war rechtzeitig aufgewacht.

*Die* konnten ihr in Zukunft gestohlen bleiben, sie kehrte jetzt endlich in ihr Viertel zurück. Es würde schwer genug werden, ihren Platz in den Straßen wieder einzunehmen.

Wütend stapfte sie weiter.

Was hatte sie in den letzten Tagen bloß gedacht und getan? Was wollten dieser Aljeff und seine Kumpane von ihr? Und was dachte Mirya jetzt von ihr? Sie würde sich in ihren schlimmsten Ansichten

bestätigt fühlen. Plötzlich merkte sie, wie sehr sie sich wünschte, von der Alten respektiert zu werden. Geachtet und gelobt. Vielleicht war sie doch zu überstürzt davongelaufen.

Und Seth? Sie schaute sich um, aber natürlich war er nicht zu sehen. Sie war ein Kind der Straßen, und wenn sie es so wollte, würde er sie nie finden. Eigentlich hatte sie ihn wirklich gern; vielleicht würde sie ihm die Sache irgendwie erklären können. Sie bemerkte, dass sie den Weg unbewusst zurückging. Plötzlich erfasste sie eine brennende Unruhe. Sie musste zurück, und wenn sie das Haus der Hexe nie wieder verlassen durfte!

## 6.

An jeder Ecke schaute er sich verzweifelt um. Wo konnte sie nur sein? Warum war er so wütend geworden? Was würde Mirya sagen, wenn sie feststellte, dass Li weg war? Dass er sie laufen gelassen hatte? Er hatte sich benommen wie ein verliebter Trottel! Sie schien ihn auch zu mögen, doch war es wirklich so? Und wenn? Wie konnte er erwarten, dass sie auf ihn gewartet hatte?

Plötzlich sah er eine Gestalt. Li, sie kam ihm entgegen, nachdenklich, der Kopf gesenkt. Sie hatte ihn



noch nicht bemerkt, und Seth wollte bei ihr sein, bevor sie wieder davonlaufen konnte. Wenn es sein musste, würde er sie fesseln, bis er es ihr erklärt, bis sie es ihm ... ach! Bis er sich entschuldigt hatte.

Sie schien die drei Leute nicht zu sehen, die aus einer kleinen Gasse kamen. Einer davon war sehr groß, muskulös, hatte ein markantes, strenges Gesicht: Aljeff! Gleich würden sie aufeinander treffen. Angst durchfuhr Seth. Und Neid? Eifersucht? Eilig drückte er sich in eine Ecke.

Erst das höhnische Lachen schien sie aus ihren Gedanken zu reißen.

»Da durchsuchen wir die ganze Stadt nach diesem Vögelchen. Jetzt kommt es direkt in meine Hand geflogen.«

Sie schreckte zusammen, dann packten sie zwei der Fremden grob an den Armen und sie schrie vor Schmerz auf.

»Damit du nicht wieder zauberst. Versuch es und du bist tot!«

»Was ... was wollt ihr von mir?«

Seth schlich vorsichtig näher.

»Mein Meister erwartet dich«, ertönte Aljeffs kehlige Stimme.

»Wer? Was will denn dein Meister von mir?«

»Wenn du es nicht so eilig gehabt hättest, hättest du dich nicht verraten, zumindest nicht so schnell.«

»Was soll ich verraten haben? Ich hab euch nichts weggenommen!«

»Na ja, fast nichts.« Aljeff lachte. »Ach, das meinst du! Die Leute stellen keine unnötigen Fragen, wenn sie Gold sehen. *Er* hat dich zu mir geschickt. *Er* braucht dich – deine Magie.«

So ist das also. Li, es tut mir so Leid, durchfuhr es Seth. Er griff nach dem kleinen Dolch an seinem Gürtel und konzentrierte sich auf einen einfachen Kampfzauber.

»Aber es gibt doch bessere, richtige Magier. Was wollt ihr von mir?«

Seth nahm all seinen Mut zusammen, zog das Messer und rannte auf sie zu.

»Lasst das Mädchen in Ruhe!«

Li schrie auf, als sie ihn erkannte. »Nein, pass auf, da sind noch ...«

Doch schon sprangen Katla und Moverd aus der Gasse. Ein Schlag, Seth taumelte, schwankte, fiel zu Boden und spürte nichts mehr.

## 7.

»Sie wollen irgendetwas mit ihr anstellen. Mit ihrer Magie. Oh, mein Kopf.« Seth wusste nicht, wie lange er bewusstlos dagelegen hatte. Es dämmerte schon,

als er endlich zu Hause ankam, und Mirya tobte noch mehr, als sie erfuhr, dass Seth das Mädchen mit nach draußen genommen hatte. Jetzt lag er auf dem Bett und erzählte alles, was er wusste.

Mirya wurde ruhiger, nachdenklich, tiefe Sorgenfalten bildeten sich auf ihrer runzligen Stirn.

»Ein Meister will ihre Magie? Was für ein Meister? Das hört sich nicht gut an. Was will er mithilfe ihrer Magie bewerkstelligen? Sie hat sie doch selbst kaum unter Kontrolle. Oder will er ihre Magie an sich ... bei Satuarua! Ein Opfer, ein magisches Opfer? An einen ausgebildeten Magier oder eine erfahrene Hexe wird sich dieser Aljeff kaum herantrauen. Aber wer schöpft schon Verdacht bei einem toten Straßenmädchen? Egal, ob an diesem verrückten Gerede etwas dran ist oder nicht, das kann übel ausgehen. Wir müssen sofort etwas unternehmen.«

Seth erhob sich stöhnend.

»Aber wie, wir ...«

»Wenn dir schon nicht einfällt, wie wir deine Freundin retten können ...«

»Sie ist nicht ...«

»Halt's Maul! Geh zur Akademie und hol einen fähigen Magier. Einen Kampfzauberer oder einen Dämonologen, oder besser beides! Ich mache mich gleich auf den Weg und suche ein paar handfeste Kerle. Los! Wir treffen uns bei denen!«

»Wo? Wir wissen doch gar nicht, wo sie sind.«

»Paperlapapp, kümmert dich nur, mit wem's dein Schwarm so alles treibt? Hör doch in Zukunft genauer hin. Die Bande hat überall herumposaunt, wo man sie finden kann, wenn man Neuigkeiten über Li hat!«

## 8.

An Armen und Beinen gefesselt, saß sie am Boden. Aljeff schritt unruhig durch das düstere Zimmer. Die anderen hatte er nach draußen geschickt, sie waren allein.

Er hatte sich merkwürdig verändert. Das harte, kantige Gesicht war fleckig und fahl, die vor kurzem noch boshaft blitzenden Augen jetzt rot, trübe und feucht. Immer wieder schienen sie sich zu verändern, wurden dunkel und schmal. Er spielte mit einem seltsam geformten Dolch, reich verziert, weiß wie Knochen.

»Ich muss es tun. Versteh doch! Damit Er zu mir kommt. Damit ich Ihm würdig bin.« Der Dolch schnitt in seine Handfläche.

»Weißt du, ich war nicht immer so. Und ich will dich nicht töten. Aber ...« Seine Stimme war zu einem Krächzen geworden. Er strich ihr mit der blutenden Hand über die Wange. »... ich muss es tun.«

Ihre Gedanken rasten.

»Aljeff! Aljeff, wir haben uns geliebt! Was willst du tun?« Sie hoffte verzweifelt, dass es ehrlich klänge. »Ich dachte, du hast mich gern.«

Er starrte sie an.

»Aljeff?«

Die Augen wurden wieder dunkel, eitrig gelb und fleckig.

Er lachte. »Aljeff hätte dich genommen, ob du wolltest oder nicht. Doch das ist jetzt nicht mehr wichtig.«

Er hob sie hoch, trug sie zum Tisch.

Sie wehrte sich nicht.

Es wurde Abend. Er entzündete einige Kerzen und sein Schatten huschte gespenstisch über die Wände. Er wartete.

Sie spürte ihr Herz pochen, bis zum Hals. In ihrem Kopf breitete sich eine entmutigte Leere aus. Sie lag auf dem Rücken; ihre Hände und Füße, an die Tischbeine gebunden, waren taub. Er beugte sich über sie.

»Es tut mir Leid. Ich muss es tun!«

»Aber warum? Was ...«, fragte sie mit schwacher Stimme.

Das Knochenmesser berührte ihre Haut zwischen Hals und Brust. Er drückte zu, Blut floss. Schmerzen. Aljeff ließ wieder von ihr ab. Sein Gesicht zuckte, dann sprach er, mehr zu sich selbst.

»All die Götterläufe. Und jetzt ist es so weit. Hier!«,

er setzte das Messer unter ihrer linken Brust an. »Nur wenige Finger breit in die Tiefe. Nur ein Augenblick und wenig Schmerz. Die Klinge wird dein Leben trinken und deine Magie. Der Meister wird frei sein. Und ich ...«, er verstummte, beugte sich über sie, als wollte er sie küssen. Nur eine Handbreit trennte ihre Gesichter.

Dann ein Flüstern. »Siehst du ihn schon kommen?«

Sie schloss die Augen, spürte die Klinge durch das Kleid. Sie erstarrte, doch der Stich ging nicht tiefer. Sie spürte sein Zittern, hörte ein Schluchzen, geräuschvoll holte er Luft.

»Ich kann nicht!«

Dann wanderte das Messer weiter über ihren Bauch, durchtrennte groben Stoff und weiche Haut. Sie begann zu schreien.

## 9.

Mirya eilte durch die Straßen. So etwas in ihrem Alter, dachte sie. Die grauen Haare hingen ihr ins Gesicht und ihr Atem ging stoßweise. Noch über diesen Platz, dann die schmale Straße entlang, dieser Durchgang. Hier musste es sein. Der Torbogen, wie der aufgesperrte Rachen eines steinernen Ungeheuers. Die Gasse erweiterte sich nach wenigen Schritt zu ei-

nem kleinen Innenhof. An dessen hinterem Ende sah sie die Silhouette eines verfallenen Hauses. Verzweifelt schaute sie sich um, sie brauchte Unterstützung. Bitte! Irgendjemand mit einer Waffe, betete sie. Sie eilte zurück zu dem kleinen Platz.

Endlich sah sie von weitem zwei Stadtwachen, ein Wunder! Sie blieb stehen, konzentrierte sich kurz und rief: »Hilfe! Hilfe! Meine Nichte, sie werden ihr etwas antun. Hilft denn keiner!«

Es funktionierte, die Gardisten eilten zu ihr.

»Meine Nichte. Sie haben sie mitgenommen. Sie arbeitet im *Eber* und hat einen Kerl abgewiesen. Jetzt haben sie sie geholt. Zu fünft. Ich habe sie verfolgt. Sie sind da hinein!« Das war einfacher, als die ganze, unglaubliche Geschichte zu erzählen.

Sie rannte los, bevor die Gardisten dumme Fragen stellen konnten, und tatsächlich, die Wachen folgten.

Kaum hatten sie den Hof betreten, da löste sich eine Gestalt aus den Schatten und trat auf sie zu. Die Gardisten griffen nach ihren Schwertern.

»Kann ich irgendwie behilflich sein?« Die Gestalt trug eine schwarze Kutte oder Robe und blickte die Wachen mit einem milden Lächeln an. Mirya drückte sich in eine dunkle Ecke. Ehe die Wache antworten konnte, ertönte ein gedämpfter Schrei aus dem Haus am Ende des Hofes. Die Wachen beachtetten den vermeintlichen Geweihten nicht weiter, zogen ihre

Schwerter und eilten auf das Haus zu. Stahl blitzte, Beregor zog ein Rapier aus den Falten seines Gewands und stürzte sich auf die nächste Wache. Von der Attacke völlig überrascht, konnte der Soldat gerade noch sein Schwert hochreißen und den tödlichen Stich parieren.

Im gleichen Augenblick erklang ein Brüllen – »Bei Kor!« – und Zolthan stürzte sich mit hoch erhobener Axt auf den anderen Wächter. Dieser schaffte es, unter dem wütenden Angriff hinwegzutauchen. Die Axt erwischte ihn mit der Breitseite und brachte ihn zu Fall. Stöhnend und mit schmerzverzerrtem Gesicht erhob er sich und stellte sich dem Kampf.

Mirya zögerte noch kurz; hier konnte sie nichts tun, und wenn sie richtig gehört hatte, wurde ihre Hilfe dort hinten dringender benötigt. Sie fragte sich, wo die restlichen Mitglieder der Bande waren. Im Haus? Doch zum Grübeln blieb ihr keine Zeit. Sie drückte sich an eine Wand und schlich im Schatten zum Haus. Hoffentlich kam Seth bald.

Immer wieder drang ein Wimmern aus dem verfallenen Haus. Als Mirya das andere Ende des Hofes erreichte, verstummte es.

Lautlos öffnete sie die Tür. Dann schaute sie sich noch einmal um, zögerte.

Die Wachen hatten schon Schwierigkeiten, sich auf den Beinen zu halten. Auch Zolthan und Beregor



schienen schwer verwundet, aber immer noch gefährlich. Dann hallten eilige Schritte durch den Torbogen. Die anderen Söldner?

»Mutter! Warte!«

Mirya atmete auf. Da war Seth in Begleitung zweier älterer Magier. Sie wandten sich sofort den Kämpfenden zu.

»Warte«, wiederholte Seth und rannte über den Hof, ohne auf den Kampf zu achten.

Nun denn, dachte Mirya und betrat das Haus.

Dämmerlicht umfing sie. Vorsichtig schlich sie sich in das Zimmer. Im schwachen Kerzenlicht konnte sie jemanden erkennen. Dort war eine hünenhafte Gestalt, den Oberkörper über einen Tisch gebeugt, in seinen Armen ein blutiges Bündel wiegend.

Der Mann beachtete sie nicht. Wo sind die anderen zwei, überlegte sie sich? Noch ein vorsichtiger Schritt. Sie hob die Hände, konzentrierte sich.

Verwirrt trat Mirya näher.

Heller Stoff, blutgetränkt, ein bunt gemusterter Gürtel, durchtrennt am Boden liegend. Die Spuren von Fesseln auf weißer Haut, Glieder, schlaff von seinem Schoß baumelnd.

»Du Untier! Das Kleid hat mir Caleb geschenkt!«, keifte sie.

Der Hüne sprang auf. Lis Leib glitt zu Boden. Mirya konzentrierte sich auf ihren Zauber.

»Eine richtige Hexe. Danke, Meister!«, brüllte Aljeff. »Dann nimm *diese!*«

Mit einem Satz war er bei Mirya. Sie konnte ein Messer in seiner Hand sehen. Weiß wie Knochen, rot von Blut. Dann ramnte er den Dolch in ihren Körper.

»Mutter! Nein!« Seth stand angewurzelt vor Entsetzen in der Tür.

## 10.

Draußen konnte er schwach das Klirren der Schwerter hören. Doch es war weit weg, es schien alles wie in einem Traum, einem Albtraum. Und er stand inmitten des Albtraums, im flackernden Kerzenlicht, zwischen Blut und Chaos. Sah einen Tisch voller feuchter dunkler Flecken, ein Rinnsal zäher Flüssigkeit tropfte zu Boden, ein zusammengekrümmter Körper, halb unter dem Tisch. Seine Mutter, die entsetzlich langsam, mit erhobenen Händen, auf die Knie, dann zu Boden sank. Über ihr aufragend die Gestalt des Fremden, eine dunkle Silhouette, seine Mundwinkel zuckten, in den kaum menschlichen Augen ein Wahnsinn, von dem es keine Rückkehr gab. Die Augen ruckten von dem Körper zu seinen Füßen hin zu Seth, erstarrten. Seth sah sich selbst, wie durch einen Nebelschleier, seine Hände hoben sich, seine Lippen formten die Worte. Er schien

es kaum wahrzunehmen. Wenn er einen Zauber brauchte, dann klappte es nie, durchfuhr es ihn. Der Fremde lächelte, als hätte er seine Gedanken gehört. Alle Bewegungen schienen wie in Öl. Dann entsprang seinen Händen ein Leuchten, ein Brennen, ein Flammenstrahl. Das Lächeln des Fremden verwandelte sich in ein Schreien, in ein dumpfes, unirdisches Brüllen.

Plötzlich ging alles wieder ganz schnell. Das Brüllen steigerte sich zu einem verzweifelten Kreischen. Seth spürte den gewaltigen Flammenstrahl an seinen Händen, spürte den Schmerz. Schreiend und um sich schlagend, taumelte der Hüne durch die Hütte. Der würgende Geruch verbrennenden Fleisches erfüllte die Luft. Dann sanken Aljeffs verkohlte Überreste zu Boden. Das Feuer erlosch. Ein leises, böses Stöhnen, dann Stille.

»Mutter!« Seth eilte zu ihr, beugte sich über sie. Ihr Atem ging stoßweise, doch sie regte sich und murmelte: »Ich schaffe es schon. Geh! Hilf ihr, wenn du kannst. Dieses Untier! Caleb hat mir das Kleid geschenkt, als wir den Traviabund schlossen. Der Kerl hat es ruiniert. Ich dachte, sie könne es tragen wie meine Tochter.« Dann zog sie mit schmerzverzerrtem Gesicht den Dolch aus dem Leib und bedeckte die Wunde mit Speichel.

Seth kroch auf allen vieren weiter zu dem Mädchen, stieß Stuhl und Tisch beiseite, tastete über das

blutbesudelte Kleid, fühlte ihren Bauch. Da! Ein schwaches Heben und Senken.

»Li!« So viel Blut! Überall Blut! Der letzte Zauber hatte ihn mehr Astralenergie gekostet, als er je zu besitzen glaubte, doch er versuchte, sich noch einmal zu konzentrieren.

Eine warme, feuchte Berührung an seiner Wade ließ ihn zusammenzucken. Er riss die Beine weg. Aljeff! Auf die verbrannten Hände gestützt, die Zähne zu einem ewigen Grinsen entblößt. Lidlose Augen, erfüllt von einem unheiligen Brennen, starrten ihn an. Ein pfeifendes Keuchen entwich Seths Kehle; strampelnd rutschte er auf dem Hintern weg von der unheimlichen Gestalt, bis er mit dem Rücken gegen die Wand stieß. Die schrecklichen Augen wanderten zu Li. Der verbrannte Körper kroch weiter, lautlos, die schwarzen Hände tasteten nach ihr.

»Lass sie endlich in Ruhe!«, brüllte Seth, tastete wild umher, bis er ein zerbrochenes Stuhlbein zu fassen bekam und auf die Beine sprang.

»Lass sie endlich in Frieden!«

Er holte aus, das Stuhlbein traf den von kraus verbranntem Haar bedeckten Schädel. Wieder und wieder holte er aus, blind und taub vor Wut und Verzweiflung, traf Rücken, Arme, Beine, Gesicht. Wunden, wie rot leuchtende Münder in der schwarz verkohlten Haut, öffneten sich. Dann lag die Gestalt reg-

los da, das Feuer verschwand aus den Augen, sie wurden starr und trübe.

»Lass – sie – end-lich – in – Frie-den«, flüsterte Seth noch einmal. Erschöpft ließ er sich neben das Mädchen fallen. Tief suchte er in sich, fand endlich noch ein letztes bisschen Kraft, konzentrierte sich und begann die arkanen Muster zu weben, als endlich auch die Magier und der überlebende Gardist den Ort des Schreckens betraten.

## 11.

»Die beiden Söldner sind tot, doch einen der Gardisten haben sie zu Boron mitgenommen. Dann tauchten auch noch dieser Mover und die Frau, äh ...«

»Katla«, half sie mit schwacher Stimme. Li lag in einem weichen Bett, das Zimmer war ihr fremd, doch Seth saß an ihrer Seite, das Gesicht müde, aber erleichtert.

»Ja, Katla. Sie tauchten auf. Aber Magus Eboran und sein Gehilfe schienen gerade erst richtig in Fahrt zu kommen, wie man mir erzählt hat. Dieser Mover hat wohl recht schnell begriffen, dass es zu spät war, und hat Reißaus genommen; er wird jetzt überall gesucht. Doch diese Katla kämpfte wie der Teufel. Hat die anderen ganz schön zugerichtet, bis sie endlich über-

wältigt wurde. Jetzt wird sie wieder zusammengeflickt, damit man ihr den Prozess machen kann. Außerdem sind die Magier und Priester ganz schön neugierig, was da vor sich ging. Diesen Aljeff kann man ja nicht mehr fragen.«

Er schwieg kurz, bevor er fortfuhr.

»Ja. Die Priester und Gelehrten sind recht neugierig. Ich glaube, sie sind beunruhigt wegen des Dolchs. Weißt du, bei all dem wirren Zeug, das Aljeff über ein Opfer und seinen Meister redete ... Der Dolch war wirklich magisch, verflucht wahrscheinlich. Und auch ich hab diese Augen gesehen. Sie wollen sicher sein, dass ihr – eure Seelen – heil davon gekommen seid.«

Wieder eine Pause, er betrachtete das Mädchen.

»Ich bin mir dessen sicher. Mutter ist wirklich stark und ich kenne sie gut. Ich würde es wissen. Und ich vertraue auch dir.«

Er stockte.

»In der Akademie sind sie wirklich beeindruckt, wie ich gekämpft und dich geheilt habe, ich glaub, ich hab doch ein bisschen Talent.«

»Danke. Ich weiß, ohne dich hätte ich nicht überlebt.«

»Nein. Ich konnte kaum noch etwas für dich tun. Ohne die Magier und Mutter ...« Er unterbrach sich. »Versteh mich nicht falsch, aber warum hat er dich nicht gleich getötet? Was ist geschehen?«

»Ich weiß es nicht. Er konnte es nicht, er versuchte es immer wieder, er schnitt und schnitt!« Tränen füllten ihre Augen. »Doch er stach nie zu. Ich glaube, er hatte mich doch ... irgendwie ... gern.«

Betretene Stille folgte.

»Und er hatte Angst davor, was geschehen würde. Vor seinem – Meister. Davor, es zu Ende zu bringen. Etwas zu Ende zu bringen, das irgendwann ohne mich begann und jetzt mit mir enden sollte«, fügte sie dann leise, wie für sich selbst, hinzu.

Er betrachtete sie.

»Li, wenn du bei uns bleibst ... Wir können dir helfen. Und ... und ... ich hab dich ... wirklich ...«

»Und, und, und!«, flüsterte Li mit einem Lächeln, zog ihn zu sich heran und küsste ihn. »Aber lass mir noch etwas Zeit damit.«

»Womit Zeit ...« Er errötete wie gewohnt heftig. »Ich wollte ... nein.«

Liasanya wurde plötzlich ernst, ein Schatten schien auf ihrem Gesicht zu liegen. »Du musst verstehen, ich möchte sicher sein. Sicher, dass es wirklich zu Ende ist, dass nichts von ... diesem Mann ... diesem Ding ... bleibt. In ein paar Wochen weiß ich es.«





## **Der perfekte Mann**

Anlässlich des königlichen Geburtstags wurde jedes Jahr in der nostrischen Hauptstadt eine große Turney abgehalten. Zu diesem Ereignis zog es auch Helden anderer Länder in diesen eher ruhigen Landstrich. »Held« mag vielleicht ein etwas hochgestochener Begriff sein, vielleicht trifft »Ritter, Streiter und Abenteurer« es besser. Doch auch diese Aufzählung ist unzureichend. Am besten sagt man, es kamen Fremde. Und das war in Nostria schon aufregend genug. Die Feierlichkeiten begannen üblicherweise mit einem stets gleichen Festakt am Ersten des Praios. Die Turney schloss einen Tag darauf an, wobei natürlich zuerst die Feldlisten dran waren. Dort maßen sich die Gemeinen in Kraft und Geschicklichkeit. Dies war der Hauptgrund, dort zu sein – gemäß den Bekanntmachungen. Es gab jedoch auch Backwettbewerbe, Wahrsager, Gaukler, Tanz, Musik und insgesamt ein buntes Treiben. Einige maßen sich auch eher in ihrer Trinkfestigkeit, doch Streit kam selten auf. Dafür sorgten nicht die Büttel, sondern das Fest selbst. Die



meisten Angehörigen des einfachen Volkes – und auch manch einer von Stand – hatten sich das ganze Jahr auf die Feierlichkeiten gefreut. Es war immer ein großes Ereignis in Nostria. Allgemeine Freude und Freundlichkeit können weitaus wirkungsvoller sein als die Knüppel der Büttel, wenn es darum geht, einen Streit schon im Ansatz aufzulösen.

Manch Adliger mischte sich unter das Volk an diesem Tage. Einige trugen sich auch in die Listen ein und nahmen am Bogenschießen oder sogar am Stockkampf teil. In dem Fall trugen sie einfache Kleidung und führten meist falsche Namen an, die ihren Stand nicht zu erkennen gaben. Das Volk kannte dieses Spiel und erkannte auch meist die Spieler, aber niemand ließ sich etwas anmerken. Es war der Tag der Gemeinen, und wenn eine Person von Stand in vollen Zügen teilhaben wollte, so tat sie dies eben als Gemeiner.

Die eigentliche Turney fand erst am folgenden Tage statt, dort war der Adel unter sich, wenn man davon absieht, dass es Leute niederen Standes waren, welche kochten, auftrugen, bedienten, die Pferde versorgten, zusammengעהauene Ritter unter Lebensgefahr aus dem Gestampfe zogen, Ritter und Rüstung wieder flickten und all die anderen Dinge taten, die der Adel als eher unwesentlich ansah. Ohne diese einfachen Leute gäbe es kein Turnier, ohne Ritter na-

türlich auch nicht. Und dies war nun der Tag der Ritterschaft. Der blutrünstigere Zuschauer war an dem Gestampfe überaus interessiert. Dort trafen die Streiter in zwei großen Gruppen, durch farbige Bänder gekennzeichnet, eher ungeordnet aufeinander. Es war beinahe eine kleine Schlacht und voller spektakulärer Unfälle. Ein Ross, welches im Gestampfe strauchelte, konnte für den Reiter und sich leicht den Tod bedeuten. Prellungen trug jeder davon, Knochenbrüche viele. Natürlich mussten Streiter, die sich bereits bewiesen hatten, am Gestampfe nicht mehr teilnehmen. Es gab aber auch rechte Raufbolde, die unabhängig davon, wie oft sie sich schon bewiesen hatten, immer wieder daran teilnahmen. Wer sich im Gestampfe, dieser Feldschlacht mit – wenn auch nur wenigen – Regeln auszeichnete, durfte an den Listen teilnehmen. In den Listen kämpften die Teilnehmer im berittenen Zweikampf mit der Turnierlanze gegeneinander. Es war ein einfaches Ausscheidungssystem. Wer im Sattel blieb, kam weiter. Erst gegen Abend kam es zu den Kämpfen der Besten, die über das Lanzenstechen hinausgehen konnten. Solch ein Praiostag dauerte lange. Doch irgendwann kamen die Hauptkämpfe. Hier trafen die Kämpfer aufeinander, welche sich in den Listen durchgesetzt hatten, und jene, welche die Turney in einem der vorangegangenen Jahre bereits gewonnen hatten. Daraus ergab sich ein Vorteil

für die Sieger vergangener Turniere. Sie hatten bisher nicht kämpfen müssen, aber sie konnten nun gefordert werden.

Aariane hatte sich mit ihrer neuen Freundin, der Thorwalerin Trine, zuerst die Listen angesehen und erwartete nun die Kämpfe nach Forderung. Tags zuvor hatte Trine in den Feldlisten den Stockkampf gewonnen. Sie hatte sich bereits das Gestampfe angesehen. Aariane war erst zu Beginn der Zweikämpfe erschienen. Es gab einen Mann, der es ihr wirklich angetan hatte, und er hatte sich das Recht zu fordern erkämpft.

»Trine, ist er nicht einfach perfekt? Sieh nur, wie stolz er auf seinem Pferd sitzt – ein wahrer Prinz!«

»Sein Wappen weist ihn nicht als Prinzen aus, aber ich mag es, wie er kämpft. Er hält sich mit nichts auf. Er ist stark und schnell.«

»Ich mag seine Rüstung, ihren silbernen Glanz – wie bei einem Helden aus den Legenden.«

»Sie glänzt wirklich. Das behindert seine Gegner, wenn sie aus der Sonne kommen. Was mich mehr beeindruckt als der kleine Trick mit dem Blenden, ist, dass ich kaum eine Beule in dem ganzen Blech erkennen kann. Er bekommt selten was ab, teilt aber mächtig aus.«

»Ist er nicht einfach der perfekte Mann? Sag nichts, Trine. Ich weiß es einfach.«

Der so bewunderte Kämpfer schlug sich gut. Er gewann noch einige Kämpfe, unterlag jedoch schließlich dem Sieger des Vorjahres nach drei gebrochenen Lanzen und einem ausgedehnten Waffengang mit Schild und Schwert. Aariane war trotzdem nicht zu bremsen in ihrer Bewunderung. Immer wieder erklärte sie, dass der andere Streiter ja völlig ausgeruht in den Zweikampf gegangen war. Sie zerrte Trine einfach mit, um ihrem Helden endlich ihre Bewunderung auszusprechen. Sie hatte die Richtung gesehen, in der er den Turnierplatz verlassen hatte, und folgte ihm nun schnellen Schrittes. Schließlich holten sie ihn ein.

»Herr, wartet bitte. Ich bin Aariane. Ich sah Euch heute kämpfen. Ihr wart wundervoll. Ihr seid sicher ein großer Held!«

»Was sie eigentlich sagen will, ist, dass sie Euch bewundert und bereit ist, ihr Herz zu verschenken.«

»Trine!«

»Also das will sie«, erwiderte er mit einer angenehm tiefen Stimme. Bis er endlich den Helm abnahm, hielt Aariane den Atem an. Gleich würde sie ihren Prinzen sehen. Doch sie wurde enttäuscht. Er hatte eine breite Nase, buschige Augenbrauen und war nie hübsch gewesen. Wohl noch als Kind hatte ihn ein Raubtier ins Gesicht gebissen. Sein Antlitz war eine einzige Narbe. Trine sah ihn an und blickte

dann zu Aariane. Da brach sie in schallendes Gelächter aus. Aarianes Gesicht war einfach zu viel für sie. Sie hieb dem Recken mächtig auf die Schulter und meinte nur: »Mach dir nichts draus, Großer, für mich bist du der perfekte Mann. Lass uns trinken gehen und die braven Leute erschrecken. Ich nenn dich Bärenkuss, wenn's dir recht ist.« Er gab die Zügel des Rosses und den Helm seinem Knappen und zog mit Trine los. Aariane musste noch weiter auf ihren Traumprinzen warten und Bärenkuss hatte letztlich doch noch etwas beim Turnier gewonnen. Trine sah das anders, für sie war er der Preis.





## Phexrose

*Ich pflückte eine Rose  
Schwarz und wunderschön  
Eine Wildrose am Wegesrand*

*Ich pflückte eine Rose  
Doch ach, sie trug Dornen  
Und stach mir tief ins Herz*

Gedichte aus dem Garten des Lebens  
(TIMOR VON VINSALT)

### 19. Rahja 2503 Horas

Endlich allein! Endlich Ruhe und Frieden!

Harmonie war zwar immer eine der heiligen Tugenden des großen Horas gewesen, aber warum sollte er dafür seine Zufriedenheit opfern? Maßen die überlieferten Schriften der Zufriedenheit nicht genau den gleichen Stellenwert bei wie der Harmonie?

Er opferte schließlich schon genug um der Harmonie willen. Hatte er nicht dem Drängen seiner Mutter nachgegeben? Befand er sich nicht gerade jetzt auf

dem Weg zu ihr? O ja, er würde seinen Pflichten als Sohn der Kaiserin nachkommen. Er würde ihre viel zu derischen Beweggründe übersehen, und wenn es sein musste, auch ihr ketzerisches Buhlen um die Gunst der Zwölf, so sehr es ihn auch anwiderte.

Timor von Vinsalt stapfte missmutig durch das saftige Grün der Wiese. Noch musste er sich dem Willen seiner Mutter fügen. Er würde gehorchen, jedoch auf seine Weise. Sie sollte merken, wie sehr er ihre Heuchelei hasste. Alles zum Wohle des Volkes von Yaquiria – bah! Es war das Horasreich! War es immer gewesen, seit der große Sohn des Ucuri seinen heiligen Fuß auf den Boden Bosparians gesetzt hatte. Alles andere war Häresie!

Zornig zertrat er eine Blume.

*Harmonie und Zufriedenheit! Das sind die Tugenden des Horas*, mahnte er sich. Er blieb stehen und schloss die Augen. *Harmonie und Zufriedenheit.*

Als er seine Lider wieder hob, nahm er seine Umgebung erstmals richtig wahr. Er stand am Rande einer Weide. Keine fünf Schritt von ihm entfernt streckte das Dickicht eines Wäldchens seine wuchernden Finger aus. Insekten summten, irgendwo plätscherte leise ein Bach. Harmonie und Zufriedenheit! Gierig sog er die würzige Luft in seine Lungen. Es roch nach Gras, Moos und Borke.

Plötzlich knackte es im Unterholz. Timor schrak

zusammen. Seine rechte Hand fuhr instinktiv zum Gürtel. Aus dem Augenwinkel sah er einen Schemen. Metall blitzte auf.

Bei Horas, ein Attentat! Er sprang zurück, das Schwert halb gezogen. Vor seiner Nasenspitze tanzte unvermittelt die Spitze eines Rapiers.

*Ich werde sterben! Möge Horas mir gnädig sein.*

»Ganz schön knapp!«, rief eine spöttische Frauenstimme. Timor schluckte. An der Spitze des Rapiers baumelte der zuckende Körper einer Schlange.

»Wenn ich du wäre, würd ich ein bisschen mehr aufpassen. Das ist zwar das Liebliche Feld, aber manchmal trifft man auch hier auf solche Viecher!«

»Horasreich«, verbesserte Timor mechanisch. Sein Blick riss sich vom Anblick der toten Schlange los, wanderte den ausgestreckten Arm seiner Retterin entlang und blieb am Ausschnitt ihrer roten Bluse hängen.

»Was immer du willst«, kam es frech zurück.

Aufgewühlt studierte er ihre Gesichtszüge. Das musste eine Göttin sein! Diese Frau war faszinierend, ein lebender, wunderschöner Widerspruch. Der junge Prinz rang nach Fassung. Diese Augen! Mandelaugen! *Blaue* Mandelaugen! Und dieser Mund! Man konnte ihn nicht anders als herb nennen. Er strahlte eine Melancholie aus, die einfach nicht zu dem schelmischen Glitzern der Augen passen wollte.



Wenn Phex nicht männlich wäre ... Ein heißer Stich fuhr durch Timors linke Brust.

*Horas vergib mir!*, wiederholte er nach Atem ringend. *Horas vergib mir!*

»Is was? Du tust grad so, als war ich'n Geist.«

»Wer ...?«, presste er mühsam hervor.

»Ich heiß Arieve – und du?«

»Ich ...«

Von Arieve waren nur noch seltsam erstickte Laute zu vernehmen. Sie kämpfte sichtlich um ihre Beherrschung, dann konnte sie nicht mehr an sich halten und gluckste los.

Timor nahm davon keinerlei Notiz, er schwebte längst in anderen Sphären. Wie in Trance stand er da und sog jede Einzelheit ihrer Gestalt in sich auf: ihren weiten, roten Rock, der sich bei genauerem Hinsehen als Hose entpuppte. Die eng anliegende Bluse, die ihre Reize hervorhob, ohne aufdringlich zu wirken. Das lange schwarze Haar, das ihr schlankes Gesicht umspielte. Selbst das rote Stirnband konnte diese wilde Pracht nicht zügeln. Geblendet von ihrer Schönheit schossen ihm Tränen in die Augen. Bei Horas, so viel Anmut konnte einfach nicht derisch sein!

*Sie muss einer Verbindung zwischen Rahja und Phex entsprungen sein!*, quälte es ihn wieder, doch bevor er seiner inneren Stimme Einhalt gebieten konnte, brach ein Sturm los. Von überall her eilten Soldaten heran. Mit

gezückten Schwertern umringten sie seine Retterin. Timor verstand kein Wort. Erregt presste er die Handflächen zusammen.

»Nein! Nein! Sie ... Sie hat mich gerettet. Tut ihr nichts!«

»Sie wird uns begleiten«, fauchte eine Stimme, »und Ihr, Euer Hoheit, werdet dies auch tun!«

»Lasst sie in Ruhe, Ebrinsfurt!«

»Sie wird mitkommen – Hoheit!«

»Ich bin der Prinz! Lasst sie gehen.«

»Ich weiß, wer Ihr seid, Hoheit. Doch wie Ihr wisst, bin ich der Kaiserin gegenüber persönlich für Eure Sicherheit verantwortlich. Gehen wir!«

Widerwillig folgte Timor der Palastgarde den Weg zurück zum Gasthof, in dem man Quartier genommen hatte.

Eine Weile liefen sie stumm nebeneinander her, wobei er Mühe hatte, mit Selinde von Ebrinsfurt Schritt zu halten. Schließlich brach die Obristin das Schweigen.

»Wer ist sie?«

»Sie ... Sie ist ...«

»Ich bin Arieve«, mischte sich die schwarzhaarige Schönheit ein.

»Arieve. Und weiter?«

»Arieve Nazar. Ich bin ...«

»Sie hat mich gerettet!«

»So? Hat sie das?«

»Ich verlange ...« Timors Stimme überschlug sich.

»Ihr habt nichts zu verlangen«, zischte Ebrinsfurt dem Prinzen zu. »Ohne Eure ... Eskapade wären wir schon längst in Arivor. Die Kaiserin wünscht ausdrücklich Eure Anwesenheit beim Turnier. Ist es nicht so, Euer Hoheit?«

»Ja ...«

»Das Turnier beginnt morgen. Morgen! Und ich gedenke Euch rechtzeitig bei der Kaiserin abzuliefern.«

»Wir werden rechtzeitig dort sein. Was regt Ihr Euch auf?«

»Hatte ich nicht schon erwähnt, dass wir längst in Arivor wären, wenn Eure Hoheit nicht davonzulaufen geruht hätte?« Die Obristin hatte Mühe, ihren Tonfall zu zügeln.

»Ich habe einen Spaziergang gemacht!«

»Ihr seid ein Kind, Hoheit! Ein großes, ungezogenes Kind!«

»Ich bin kein Kind!«

»Warum benehmt Ihr Euch dann, als wärt Ihr eines?«

»Wenn ich wie ein Kind behandelt werde, dann darf ich mich auch wie eines benehmen!« Trotzig ließ sich Timor zurückfallen.

»War da nicht einmal etwas mit Phex?«, fauchte Selinde.

»Wer hat Euch das erzählt? *Sie* war es! *Sie* hat es Euch gesagt! *SIE!*«

»Ich weiß es eben.«

»Diese Schlange! Diese gottlose ...«

»Sie ist die Kaiserin! Hütet Eure Zunge, Prinz!«

»Außerdem ist es Jahre her! Es hat nichts zu sagen! Hört Ihr? Bei Horas, dem großen Sohn Ucuris, es ist lange vorbei!«

»Ihr macht Euch lächerlich!«, raunte sie mehr zu sich selbst gewandt.

»Aber ich ...«

»Macht doch, was Ihr wollt.«

Mittlerweile waren sie am Gasthof angelangt. Der Wirt, ein dicker Mann mit dem Gesicht eines Wiesels, öffnete unter vielen Verbeugungen die Tür. Er wusste, was er Leuten vornehmen Geblüts schuldig war.

»Nur herein, die Damen, die Herren. Wollen Eure Gnaden vielleicht ein Bad nehmen? Die Magd wird sofort einen Waschkübel in das Zimmer Eurer hochwohlgeborenen ... äh ... hoheitlichen äh ...«

»Nichts dergleichen!«, schnaubte Selinde verächtlich. »Wir werden sofort aufbrechen. Dringende Staatsgeschäfte machen die Anwesenheit Seiner HOHEIT in Arivor dringend erforderlich. Du kannst dich jetzt entfernen!«

»Aber hohes Fräulein ...« Der Wirt war sichtlich enttäuscht. Schließlich hatte man nicht alle Tage einen leibhaftigen Prinzen zu Gast.

»Augenblick noch, guter Mann!« Timors Mund-

winkel zuckten, als er hinzufügte: »Wie das hohe Fräulein leider nicht wissen konnte, habe ich mich entschlossen, eine weitere Nacht in dieser gastlichen Herberge zu verbringen.«

Hier legte er eine Pause ein. Während die Obristin der kaiserlichen Palastgarde zischend Luft einsog, deutete Timor auf seine schöne Retterin und ließ die folgenden Worte genüsslich auf der Zunge zergehen.

»Ich wünsche, dass du für jene hochachtbare Dame eine Kammer herrichtest. Sie möchte sicher auch ein Bad nehmen. In einer Stunde mögest du dann in unseren Gemächern das Essen auftragen. Decke für zwei, denn ich wünsche mit der hochachtbaren Dame zu speisen – allein!«

»Euer Hoheit!« Selindes Stimme klang scharf.

»Das hohe Fräulein kann sich jetzt entfernen und es nehme die Soldaten mit. Wir benötigen Euch heute Abend nicht mehr.«

Auf dem Absatz kehrt machend, marschierte Selinde hoch erhobenen Hauptes durch die Tür. Sie sprach kein Wort, aber in ihren Augen blitzte Mordlust.

Das war geschafft! Timor nickte dem Wirt freundlich zu. Er war sehr mit sich zufrieden. War er nicht ein würdiger Vertreter seines Gottes? Harmonie und Zufriedenheit, die Lehre des Horas. An der Harmonie musste er zwar noch ein wenig arbeiten, aber sonst ...

»In einer Stunde dann.« Ein spielerischer Kratzfuß in Richtung seiner Angebeteten, die der ganzen Szene mit einem Grinsen beigewohnt hatte, und der Prinz schwebte die Treppe hinauf in seine Gemächer. Dort angekommen, scheuchte er eine ganze Horde Kammerdiener auf, um sich frisch machen und dem Anlass entsprechend ankleiden zu lassen.

»Nein, nicht diese Monstrosität! Wie oft habe ich schon gesagt, man möge diese unmögliche Weste aus meinen Augen entfernen. Die grelle Farbe! Das sticht mir ja die Augen aus! Weg damit! Weg!«

Während einer der Diener die in Ungnade gefallene Weste eilig davontrug und ein weiteres Exemplar dieses Berufsstandes die Spitzenkaskade des prinzlischen Hemdes glatt strich, schnupperte Timor an einem parfümierten Taschentuch. In Gedanken saß er schon mit der schönen Arieve beim Essen. Es musste ein Wink des Horas gewesen sein, dass er sie getroffen hatte.

Noch die blankpolierten Stiefel und die silberne Weste, die so gut zu dem mit Silberborte verbrämten Rock passte, dann war er fertig. Er konnte es gar nicht abwarten, seine schöne Retterin wieder zu sehen.

»Es ist angerichtet, Euer Hoheit.«

»Endlich, endlich! – Ist die Dame ...?«

»Gerade eingetroffen, Euer Hoheit.«

»Bestens, mein Lieber!«

Festen Schrittes und mit einem verträumten Lächeln stolzierte Timor von Vinsalt ins Nebenzimmer. Nach einem schnellen Blick auf den üppig gedeckten Tisch fixierte er seinen Gast.

Sie mochte gebadet haben, aber sie trug noch dieselbe Kleidung wie zuvor. Erst jetzt fielen ihm die ausgebesserten Stellen auf. Irgendwie sah sie bei näherer Betrachtung ein wenig schäbig aus. Enttäuscht lud er sie ein, Platz zu nehmen.

Ach was! Diese Frau brauchte keine schönen Kleider. Sie war auch ohne Putz etwas Besonderes. Allein dieses Gesicht! Von Rahja selbst geformt. Einfach atemberaubend! Er konnte sich gar nicht satt sehen.

»Es ist vielleicht dein gutes Recht, mich anzustarren. Ich nehm's auch als Kompliment, aber könnten wir jetzt vielleicht essen? Ich hab einen Mordshunger!«

»Äh ... ja ... Natürlich.« Mit hochrotem Kopf griff Timor zu Messer und Gabel.

Das Mahl verlief eher schweigsam. Arieve machte sich mit großem Appetit über die Speisen her. Ihr Schmatzen und die begeisterten Rufe ließen darauf schließen, dass es ihr schmeckte. Timor, der vor lauter verzücktem Betrachten kaum zum Essen kam, versuchte einige Male ein Gespräch anzufangen, aber mehr als leichte Konversation kam dabei nicht heraus. Das lag weniger an ihm, denn er mühte sich red-

lich, aber Arieve wurde immer dann sehr einsilbig, wenn ihre Vergangenheit zur Sprache kam. Als sie bei den Nachspeisen angekommen waren, wusste er nur, dass sie in der Khomwüste aufgewachsen war und sich als Abenteurerin überall dort zu Hause fühlte, wo sie Nahrung und einen Platz zum Schlafen fand.

Gerade das faszinierte den Prinzen sehr, das und ihre erfrischende Natürlichkeit. Ihr perlendes Lachen, ihre schmallend verzogenen Lippen, wenn er sie wegen ihrer Rülpsen neckte. Sie war ganz anders als die Frauen, die er kannte. Sie drängte sich nicht auf, versuchte nicht, ihn zu vereinnahmen. Selbst ihr Reiseziel erwähnte sie nur in einem Nebensatz. Sie wollte zum Turnier nach Arivor.

Arivor? Timors Herz machte einen Sprung. Das konnte nur himmlische Fügung sein! Eifrig schlug er vor, das Turnier gemeinsam zu besuchen. Anfangs zierte sie sich ein wenig, aber mit einiger Überredungskunst konnte er sie dann doch überzeugen. Letztlich schien sie sich sogar darauf zu freuen. Timor war jetzt nicht mehr zu halten. Sie könnte doch in der kaiserlichen Residenz wohnen. Das war kein Problem. Er war immerhin der Sohn der Kaiserin! Er sah Arieve erwartungsvoll an. Ingeheim nahm er sich vor, sie für den Ball einzuladen. Das würde überhaupt *die* Überraschung für sie werden! Schüch-



tern rückte er näher heran, doch als sie sein Angebot annahm, konnte er sich nicht länger bezähmen. Er zog sie an sich und küsste sie auf den Mund.

Arieve erwiderte den Kuss, stand dann aber auf.

»Das war ein wunderschöner Abend. Ich finde, wir sollten ihn nicht durch 'ne Dummheit kaputtmachen.« Sie lächelte Timor warmherzig an. »Du bist 'n netter Kerl, ehrlich. Ich mag dich, aber für mehr ...«

»Aber ...«

»Schscht! Gute Nacht, lieber Freund, du darfst von mir träumen!«

Timor stand noch eine ganze Weile betroffen da und starrte auf die Tür.

Er fand nicht viel Schlaf in dieser Nacht. Seine Gedanken kreisten immer wieder um Arieve. So fremd sie ihm auch war, so vertraut erschien sie ihm. Aber sie hatte Recht. Er war ihrer nicht würdig! Bei Horas, daran musste er schleunigst arbeiten!

Es gab in dieser Nacht noch jemanden, dem die schöne Fremde den Schlaf raubte. Selinde von Ebrinsfurt verbrachte Stunden damit, ihr blitzblankes Schwert zu polieren. Dabei beschäftigten sie zwei Fragen: Wer war diese Frau? Und was wollte sie vom Prinzen?

## 20. Rahja 2503 Horas

Die Praisostunde war nicht mehr fern, als der Tross des Prinzen endlich sein Ziel erreichte. Gedrückter Stimmung kletterte Arieve Nazar vom Kutschbock. Neugierig ließ sie ihren Blick über die Patrizierhäuser des Goldhelms schweifen. Aus der alten Burg strömten derweil Heerscharen von Dienern und Stallbur-schen. Gepäck wurde abgeladen, Pferde wurden ab-gespannt und in die Ställe geführt.

Warum meldete sich der Prinz nicht mehr? Es war doch ein so erfolgreicher Abend gewesen. Ihr Plan hatte wunderbar funktioniert. Sie hatte sogar mit dem Prinzen gegessen, und er schien auch an ihr interes-siert zu sein. Er wollte mit ihr zum Turnier gehen, und eine Unterkunft in der kaiserlichen Residenz hat-te er ihr auch angeboten. Und jetzt? Nicht eine Nach-richt seit dem gestrigen Abend. Hätte sie vielleicht gefälliger sein müssen? Aber er hatte sie doch ver-standen! Zumindest schien es so. Vielleicht war doch noch nicht alles vorbei. Oder?

Kam da nicht eine Gruppe Soldaten auf sie zu? Was wollten die nur von ihr? An der Spitze mar-schierte Obristin von Ebrinsfurt persönlich. Das konnte nichts Gutes bedeuten.

Arieves Magen krampfte sich zusammen. Nicht, dass sie sich vor ihr fürchtete, aber Selinde war nicht

gerade ihre Freundin, und sie konnte keinen Ärger gebrauchen. Sie verbarg ihre Unsicherheit hinter einem provozierenden Grinsen.

»So schnell Sehnsucht nach mir, Obristin?« Übertrieben eitel strich sie sich eine Strähne aus dem Gesicht und warf mit einem Ruck den Kopf nach hinten. Ihre Mähne stob wie tausend Funken durcheinander.

»Ich nicht, aber Euer kaiserliches Schoßhündchen.«

Arieve verkniff sich eine bissige Erwiderung, Selinde war jetzt nebensächlich. Die Pergamentrolle, die ihr die Gardistin überreichte, beunruhigte sie weit mehr.

»Was ... Was soll das?«

*Nur keine Panik!* Arieve öffnete das Schreiben und starrte auf die krakeligen Schriftzeichen. *Ruhig bleiben!*

»Was wirft man mir vor?«

»Vorwerfen? Wie kommt Ihr darauf? Wenn Timor Euch verhaften wollte, würde er Euch wohl kaum ein Gedicht schicken.«

»Ein Gedicht?«

»Ihr könnt nicht lesen, oder?«

Arieve schoss das Blut ins Gesicht. Betreten sah sie zu Boden.

»Also, wenn ich die Zeilen richtig deute, lädt Euch Prinz Timor in aller Form ein, während des Turniers sein Gast zu sein. In der Kaiserlichen Residenz stehen

Gemächer für Euch bereit, und Prinz Timor würde sich über Eure Anwesenheit auf dem Ball heute Abend sehr freuen. Wenn Ihr das als Verhaftung sehen wollt ...«

»Ein Gedicht!« Grenzenlos erleichtert vermochte Arieve einen Lachanfall nicht zu unterdrücken. Sie musste ihre Situation überdenken, und zwar schnell. Weitere Patzer konnte sie sich nicht mehr leisten. Phex schien ihr zwar hold zu sein, aber man konnte nie voraussagen, wann seine Laune umschlug. Festen Schrittes folgte sie Selinde zur alten Burg.

Plötzlich zuckte sie zusammen. Spähte da nicht jemand aus einem der Fenster des Südflügels? Die Gestalt war nur kurz zu sehen, aber das war Arieve Warnung genug. Trotz der allgegenwärtigen Gefahr fühlte sie sich jetzt sicherer, denn ihre Instinkte arbeiteten wieder. Das war wichtig! Alles andere würde ihre Mission nur unnötig gefährden.

Als sie mit Selinde die Burg betrat, drängte sie ihre Überlegungen zurück. Sie musste sich jetzt alles genau einprägen. Wenn es endlich so weit war, würde sie keine Zeit haben, um sich lange zu orientieren.

Nachdem Selinde sie der Obhut eines Dieners überlassen hatte, der sie in die für sie vorbereiteten Gemächer führte, ließ man sie endlich allein. Neugierig untersuchte sie die Räume. Am meisten beeindruckte sie der große Salon. Sie setzte sich hinter den

Schreibtisch aus Eichenholz, tauchte die Feder ins Tintenfass und kritzelte Figuren auf eines der herumliegenden Pergamentblätter.

*Schreibt er mir doch ein Gedicht, der Träumer!*

Sie mochte ihn, und doch war er für sie nur Mittel zum Zweck. Ob er sie liebte? Sie durfte keine Skrupel zeigen. Sie war die Jägerin! Sie hatte die Spur verloren! Dieser elende Stutzer war ihr entwischt, und deshalb missbrauchte sie jetzt den Prinzen. Sie war eine Versagerin. Weil sie das eine Ende verloren hatte, musste sie den Faden jetzt am anderen Ende aufrollen. Nur so konnte sie ihre Mission noch beenden. Timor war der Schlüssel. Es gab keine andere Möglichkeit!

Arieve fühlte sich ertappt, als die Tür unvermittelt geöffnet wurde und ein Mädchen eintrat.

*Ich darf hier sein! Das sind meine Zimmer, zumindest vorübergehend. Nicht ich bin hier der Eindringling, sondern dieses junge Ding da.*

»Hochachtbare Dame.« Das Mädchen machte einen Knicks.

»Ja, bitte?«

»Verzeiht die Störung, aber ich sollte ... ich wollte nur sehen, ob ... ob Ihr schon eingetroffen seid.«

»Wie du siehst, bin ich da, mein Kind.«

»Mein Name ist Nelina. Ich soll mich um Eure Garderobe kümmern.«

»Fein!« Arieve lächelte das verschüchterte Mädchen an. Vielleicht hätte sie das lieber nicht tun sollen, denn was anschließend über sie hereinbrach, überstieg ihre sämtlichen Albträume.

Der kleinen Nelina auf dem Fuße folgte eine ganze Meute von Schneiderinnen und Dienstmädchen, bepackt mit Kleidungsstücken jeglicher Art und Bergen von Stoff, ganz zu schweigen von einem Kübel Wasser und der Wurzelbürste. Allem Widerstand zum Trotz wurde Arieve ausgezogen und abgeschrubbt. Als man ihr jedoch das Stirnband abstreifen wollte, um ihr die Haare zu waschen, wurde sie zum Berserker. Nach einigen Zugeständnissen legte sie das Rapier wieder weg.

Grollend, aber gehorsam stellte sie sich splitterfarnackt auf einen Schemel. Die kunterbunt durcheinander schnatternden Frauen ignorierten jegliche Einwände. Unter der schonungslosen Aufsicht der Schneiderinnen wurde sie mehrere Male vermessen und musste sich wohl ein Dutzend Mal umkleiden. Das eine Mieder war zu eng, das andere zu weit, ein Stoff biss sich mit der Farbe ihrer Augen oder brachte den Glanz ihrer Haare nicht richtig zur Geltung. Arieve schwirrte bald der Kopf. Am Ende fand lediglich ein halbes Dutzend Kleidungsstücke Gnade vor den Augen der Schneiderinnen.

Mit dem Hinweis, dass das Ballkleid in längstens

zwei Stunden für sie bereitliegen würde, verschwand die endlose Prozeßion der Stoffe wieder und ließ Arieve erschöpft zurück.

Bedurfte es wirklich nur einiger weniger Frauen, um sie außer Gefecht zu setzen? Arieve lief im Salon auf und ab. Gewöhnlich brachte sie doch sonst so schnell nichts aus der Fassung. Was war heute nur los mit ihr?

Einer Eingebung folgend, riskierte sie einen Blick in den Spiegel. Sie war nicht eitel, aber was sie sah, gefiel ihr ausnehmend gut. Die Leute hier hatten Geschmack. Irgendwie sah sie edler aus, ohne protzig zu wirken. Der Schnitt des neuen Kleides war wesentlich züchtiger, gleichzeitig kamen ihre Formen besser zur Geltung. Timor würde sicher Augen machen.

Verdammt, das Turnier! Es hatte sicher schon längst begonnen und sie hatte noch jede Menge zu tun. Eilig griff Arieve nach ihrem Rapier und rannte die Gänge der alten Burg entlang. Nach etlichen Beinahezusammenstößen mit der geschäftigen Dienerschaft erreichte sie schließlich den Innenhof. Von hier aus waren es nur noch wenige Schritte, bis sie den Teil der Burg erreicht hatte, der noch nicht wieder in standgesetzt worden war.

Aus allen erdenklichen Stellen wuchsen Pflanzen. Die einst so stolzen Mauern lagen in Trümmern und die Überreste ragten in grotesken Formationen in den

Himmel. Nachdem sie sich umgesehen hatte, hielt Arieve auf einen Mauerteil zu, der mit einiger Phantasie einem Drachenkopf ähnelte. Behutsam griff sie in die dunklen Augenhöhlen und förderte einen mit Goldstücken gefüllten Beutel zu Tage, den sie an ihrem Gürtel befestigte.

*Sehr schön! Sie hält sich also an unsere Abmachung.* Zufrieden grinste sie in sich hinein.

Nach einem kurzen Fußmarsch erreichte sie den Turnierboden am Fuße des Goldhelms. Überall standen Buden, wo allerlei Waren feilgeboten wurden. Gaukler jonglierten mit bunten Bällen oder spuckten Feuer. Obschon das Turnier wohl bereits im Gange war, herrschte hier ein reges Treiben. Das war kein Wunder, denn am heutigen Tage waren lediglich Geschicklichkeitsübungen angekündigt. Wer wollte schon stundenlang zusehen, wie Ritter mit ihren Lanzen Ringe aufklaubten und hölzerne Köpfe abschlugen?

Ihrem Instinkt folgend, drehte sich Arieve um. Vertieften sich da nicht zwei Gestalten viel zu hastig in die Auslagen eines Kräuterverkäufers? Möglichst unauffällig trat sie zum nächsten Verkaufsstand und beugte sich über eine ziemlich hässliche Goldkette.

*Dann wollen wir doch mal sehen!* Abrupt ließ sie die Kette fallen und drehte sich zu den Gestalten um. Eben noch im Begriff zu gehen, schienen sie erneut



der Anziehungskraft von Wurzeln und Heiltränken zu erliegen.

Amüsiert schlenderte Arieve weiter. O ja, die beiden würden sie kennen lernen. So leicht war sie nicht zu übertölpeln. Mit einer lässigen Handbewegung rückte sie ihren wohl gefüllten Geldbeutel ins rechte Licht und wartete.

Es dauerte nicht lange. Sie konnte die gierigen Blicke förmlich spüren. Ein sanfter Ruck, und Arieve packte blitzschnell zu.

»Lass fallen!«, fauchte sie.

Ein Messer fiel zu Boden. Da hatte sich der Beutelschneider wohl zu früh gefreut.

»Pst!«, flüsterte sie, ohne nach dem Dieb zu sehen.  
»Willst du dir was verdienen?«

»Klar! Was muss ich dafür tun?«

»Pass genau auf! Es ist ganz einfach ...« Während Arieve ihre Anweisungen flüsterte, wechselten einige Münzen zusammen mit einem Fetzen Pergament unauffällig den Besitzer. Es war doch gut gewesen, dass sie das Blatt mit ihren Kritzeleien mitgenommen hatte.

Nach einem letzten Blick auf ihre zwei Verfolger setzte sie ihren Weg zu den Tribünen eilig fort. Der Dieb würde tun, was sie von ihm verlangt hatte, und Timor würde sicher schon auf sie warten.

Es dämmerte bereits, als Arieve zur alten Burg zurückkehrte. Eigentlich war alles schief gelaufen. Das hatte schon damit angefangen, dass sie die Kaiserin verpasst hatte. Ihr hatte das nicht viel ausgemacht, aber Timor war enttäuscht gewesen. Er hatte sie unbedingt seiner Mutter vorstellen wollen. Männer waren manchmal ganz schön schwierig. Zum Glück hatte sie das wieder halbwegs einrenken können. Doch Arieve hatte ihre Zielperson nirgends entdeckt, das andere Ende des Fadens. Das war viel schlimmer. Wenn diese gar nicht auftauchte, war ihr schöner Plan nutzlos. Dann hätte sie sich ganz umsonst an den Prinzen rangemacht, und die zweite Hälfte der Entlohnung wäre auch verloren. So weit durfte es nicht kommen. Wenigstens beim Ball musste der Kerl doch auftauchen. Er hatte eine Einladung, zumindest hatte Timor das behauptet.

Mit gemischten Gefühlen huschte Arieve durch den kaiserlichen Garten zu einem der Hintereingänge. Sie musste Ruhe bewahren. Unüberlegte Aktionen brachten nichts. Was hatte sie denn dadurch gewonnen, dass sie stundenlang aufgewühlt über den Turnierboden gehastet war? Nichts! Sie würde Timor nur noch mehr verärgern, wenn sie wieder zu spät käme. Der Ball war ihre Chance, und die durfte sie sich nicht zerstören.

In ihren Gemächern angekommen, wurde Arieve von einer aufgelösten Nelina empfangen.

»Wo wart Ihr? Der Ball! Ihr müsst Euch noch ankleiden! Oh, Ihr werdet zu spät kommen!«

»Ich hatte zu tun!«

»Ich werde meine Anstellung verlieren!«

»Wie kommst du auf die Idee? Keine Angst, Dummerchen.«

»Schnell, schnell! Ich muss die Mädchen rufen!«

»Nein! Ich werd mich allein ankleiden!«

»Aber, aber ...«

»Du kannst mir dabei helfen. Steh nicht so erschrocken herum, bring mir lieber dieses Folterwerkzeug von Korsett!«

Im Eiltempo verwandelte sich Arieve in eine Ballprinzessin. Ein Blick in den Spiegel ließ sie erstaunt zusammenfahren. Sie sah wunderschön aus.

»Schrecklich! Ich hasse Kleider!«, brummelte sie in sich hinein, während sie ihre abgelegte Garderobe zusammenlegte. Fahrig packte sie Bündel und Rapier, dann trat sie zur Tür.

Ohne sich umzusehen, rauschte sie durch die Gänge. Ihr Gepäck verstaute sie in einer Besenkammer. Entschlossen zupfte sie noch einmal ihr Kleid zurecht, dann betrat sie schwer atmend den Ballsaal.

»Da ist sie ja!« Timor lief quer durch den Saal auf sie zu. Alle drehten sich nach ihr um. Am liebsten wäre sie davongelaufen.

Als Timor sie erreichte, zeigte sein Gesicht den

Ausdruck eines jungen Hundes, dem man gerade einen Festtagsbraten vor die Nase hielt. Sichtlich aufgeregt nahm er ihre Hand und zog sie zu einer streng blickenden Frau mittleren Alters.

»Mutter, das ist sie! Das ist die Rose, die ich auf dem Weg hierher gefunden habe. Ich habe dir doch von ihr erzählt!«

»Von nichts anderem, mein Sohn.« Mit einem Nicken wandte sich die Kaiserin an Arieve und winkte sie zu sich.

»Euer Majestät.« Arieve machte einen tiefen Knicks. Langsam erlangte sie ihre Fassung zurück. Die Kaiserin schien nicht verärgert. Ihr Plan schien zu klappen. Es musste einfach funktionieren!

»Gehen wir ein wenig zur Seite. Ich möchte mit Euch plaudern.«

»Immer zu Diensten, Euer Majestät.«

»Ihr habt die bewusste Summe erhalten?«, fragte die Kaiserin mit gesenkter Stimme.

»Sie war am vereinbarten Platz.«

»Kommt Ihr voran? Wann erhalte ich endlich den Beweis?«

Da war sie, die Frage. Was sollte sie nur sagen?

»Bald, Euer Majestät. Ich hoffe ... bald.«

»Hm. Und das mit Timor? War das nötig?«

»Es ... es schien für die Sache nützlich zu sein.«

»Nur nützlich?«

Arieve schwieg.

»Er ist ein junger Wirrkopf, aber er hat Potenzial. Ich habe Großes mit ihm vor. Ich denke, die Bekanntschaft mit seiner schönen Rose wird ihm dabei helfen. Eigentlich müsste ich Euch dafür danken, doch Ihr habt mich verärgert.«

»Ich wüsste keinen Grund, Euer Majestät.«

»Zwei Büttel wurden niedergeschlagen, die mein übervorsichtiger Staatsminister auf Euch angesetzt hatte.«

»Ich hab ihnen nichts getan!«

»So? Und was ist das für ein Zeichen, das wir auf dem Zettel gefunden haben, den sie bei sich hatten? Meine Hofmagier sagen, es wäre eine unbekannte Rune des Namenlosen.«

Arieve kicherte. Das war aber auch zu komisch.

»Nein, es ist ein Mund.«

»Ein Mund?«

»Ja, ein Mund, der die Zunge herausstreckt.«

Die Mundwinkel der Kaiserin zuckten. Doch dann wandte sie sich an ihren Sohn, der in einiger Entfernung stand und ungeduldig herüberblickte.

»Deine Rose gefällt mir, mein Sohn. Geh und tanze mit ihr!«

Timor, strahlend und mit vor Stolz geschwellter Brust, eilte sofort herbei. Arieve verspürte ein flaes Gefühl im Magen. Sie sollte tanzen! Worauf hatte sie

sich da nur eingelassen? Hilfe suchend blickte sie zur Kaiserin, die ihr aber nur gönnerhaft die Schulter tätschelte.

»Ich kann aber nicht tanzen!«

»Es ist ganz einfach, ich zeige es Euch!« Mit freudigem Eifer nahm Timor sie bei der Hand und führte sie auf die Tanzfläche. Arieves Gedanken rasten. Sie konnte sich nicht entscheiden, ob sie Phex oder Rahja um Hilfe bitten sollte. Vorsichtshalber tat sie beides – umsonst.

Die nächsten Minuten waren ein Vorgeschmack der Niederhöllen. Sie tanzten ein Menuett, und obwohl Arieve versuchte, auf alles gleichzeitig zu achten, trat sie entweder dem Prinzen auf die Füße oder rempelte einen der Edlen an. Beschämt löste sie sich aus der Reihe der Tanzenden und flüchtete. In ihren Ohren rauschte es. Das verfluchte Korsett schnürte ihr die Luft ab.

Wie sollte sie bei dieser Folter nur ihren Plan verfolgen?

»Meiner Treu! An Eurem Tanzstil müsst Ihr noch arbeiten, aber mit dem Stirnband werdet Ihr eine neue Mode kreieren. So viel ist sicher.«

Erschrocken sah sich Arieve nach dem Sprecher um. Ein Mann unbestimmbaren Alters fixierte sie durch sein Monokel. Abrupt ließ er es fallen und zauberte scheinbar aus dem Nichts eine Schnupfta-

bakdose. Er ließ den Deckel aufspringen und hielt ihr die Dose hin.

»Nehmt eine Prise, meine Liebe. Meine persönliche Spezialmischung!«

Arieve rümpfte die Nase.

»Dann nicht!«, sagte der Fremde leichthin und nahm mit affektierter Geste eine Prise zwischen Daumen und Zeigefinger.

»Aaah! Ihr wisst nicht, was Euch entgeht!« Genussvoll sog er den Tabak ein. Sie wusste nicht, warum, aber aus irgendeinem Grund fand Arieve den Fremden unsympathisch. Wer war dieser arrogante Trollfuz überhaupt? Was wollte er von ihr?

»Ach hier seid Ihr!« Prinz Timor trat lächelnd zu ihr. »Ihr habt Euch schon bekannt gemacht?«

»Hoheit, wie konntet Ihr uns diese schöne Dame nur so lange vorenthalten?«

»Mein lieber Markgraf, Ihr werdet daheim in Neetha sicher auch schöne Frauen finden.«

Arieve horchte auf. Das war der Markgraf von Neetha? Dieser Laffe war der Grund, dass sie Timor hinterging?

»Sicher, Euer Hoheit. Ich komme jedoch nicht umhin, Euren erlesenen Geschmack zu bewundern.«

Dieser Geck! Sie war doch keine Hure! Es würde ihr eine Freude sein, diesen Mann zur Strecke zu bringen. Verärgert schielte sie zu Timor, der sofort reagierte.

»Wie meint Ihr das, Neetha?«

»Macht Euch nicht lächerlich, Euer Hoheit«, zischte der Markgraf kaum hörbar.

»Das, mein Lieber, ist eine Kunst, die zu beherrschen sehr viel Mühe kostet.«

An Arieve gerichtet, bemerkte der Prinz: »Würdet Ihr mir noch einen Tanz schenken, meine Liebe? Das Menuett ging doch schon ganz gut, und gerade versuchen sie, vier Paare für einen Kotillon zusammenzustellen.«

»Ich möchte ... äh ... nein! Nein, ich hab ... Durst! Wäret Ihr, Hoheit, so nett und würdet mir etwas zu trinken bringen?«

Dienstbeflissen entfernte sich der Prinz, um einen Lakaien mit Getränken ausfindig zu machen. Arieve atmete auf. Der Kotillon würde wohl ohne sie stattfinden müssen. Ohne den Markgrafen weiter zu beachten, blickte sie Timor nach und erspähte im Gewühl der Gäste eine schwarz gewandete Gestalt. Das war doch der Stutzer, dessen Spur sie verloren hatte. Ha! Es hatte tatsächlich geklappt! Sicher war er auf dem Weg zu einem der Nebenräume, wo er unbemerkt mit dem Markgrafen reden konnte. Unter der Nase der Garde und sicherlich auch der Büttel blieb man hier leichter ungesehen als anderswo. Das war schlau, aber nicht schlau genug für Arieve. Sie brauchte nur den Markgrafen irgendwie zu beschäftigen, und schon hatte sie freie Bahn.



»Sie suchen 'n viertes Paar für den Koti-dingens!«

»Ja, meine Teure, der Prinz sprach eben davon. Sagt nur, Ihr habt den Trottel fortgeschickt, um mit mir zu tanzen? Es ist zu schmerzlich, aber ich muss Euch die Bitte abschlagen. Ich habe noch etwas höchst Wichtiges zu erledigen. Später werde ich aber gern darauf zurückkommen, wenn Ihr erlaubt.«

»Nein, es is nich wegen mir, aber ...« Arieve sah sich suchend um. Eine vorbeilaufende Dame kam ihr gerade recht.

»Ihr ... 'tschuldigung ... der Koti... Koti-Dingens ... das vierte Paar ... der Graf ... verstehn Sie? ... hm ...«

Die Dame sah sich amüsiert nach ihr um. Verblüfft verstummte Arieve. Die junge Frau war der Kaiserin wie aus dem Gesicht geschnitten.

Mit einem Augenzwinkern für Arieve trat sie an den Markgrafen heran und schenkte ihm eine Kusshand.

»Sicher, es ist mir ein Vergnügen, diesen Kotillon mit Euch zu tanzen. Aber sagt, lieber Markgraf, seit wann seid Ihr zu bescheiden, um Eure Dame selbst aufzufordern?«

Ohne auf den erstaunlich schwach ausfallenden Protest zu achten, hakte sich die Dame bei Phrenos von Neetha unter und zog ihn mit sich.

Endlich freie Bahn! Arieve schlich aus dem Saal. Ein kurzer Spurt, und sie erreichte die Besenkammer. Hastig nahm sie Rapier und Kleiderbündel an sich. Zum

Umziehen blieb keine Zeit mehr. So leise wie möglich huschte sie durch die Gänge, die in der Nähe des Ballsaals lagen. Vorsichtig lugte sie hinter jede Tür, doch entweder waren die Zimmer dahinter leer oder von eifrig werkelnden Dienstboten in Beschlag genommen. Arieves Laune sank. Dementsprechend hoffnungslos drückte sie die nächste Klinke herab und starrte, wieder einmal, in einen leeren Raum. Gerade wollte sie die Tür wieder schließen, als ein leises »Seid Ihr das, Neetha?«, aus dem Halbdunkel ertönte. Erleichtert trat Arieve ein und zog die Tür hinter sich zu. »Ich bin's!«, flüsterte sie und zog ihr Rapier. Die Scheide warf sie zusammen mit ihrem Bündel zu Boden.

Von der anderen Seite des Zimmers erklang ein unterdrückter Fluch. Stahl wurde blank gezogen. Der Gesuchte trat einen Schritt vor. Seine dunkle Gestalt zeichnete sich jetzt deutlich im Schein des Madamals ab. Die Spitze seiner Waffe, es musste ein Degen sein, tanzte hin und her.

»Wer seid Ihr? Was wollt Ihr von mir?«

»Spart Euch den Atem für den Kampf! *En garde!*« Arieve sprang vor. Ihre Waffen kreuzten sich. Die Klängen zischten erneut durch die Luft. Parade folgte auf Ausfall, Ausfall auf Parade. Arieve nahm sich etwas zurück, sie durfte ihre Kräfte nicht verpulvern.

Lachend drängte ihr Gegner sie zurück. Er führte eine meisterhafte Riposte en quinte aus. Arieve pa-

rierte mit einer Terz. So würde der Stutzer keinen Blumentopf gewinnen!

In einer Quarte zuckte ihr Rapier an seiner Dekkung vorbei und traf ihn an der Schulter. Der Stutzer verlegte sich daraufhin auf die Verteidigung.

*Er will mich müde machen.* Wütend drängte Arieve ihren Gegner zurück. Der täuschte eine Terz vor, endete jedoch in einer Quart. Die Klingen klirrten aufeinander. Der Stutzer machte einen Ausfall und traf ihre Waffenhand. Mit schmerzverzerrtem Gesicht ging Arieve in die Grundstellung. Ihre Kräfte schwanden. Im Stillen verfluchte sie das Korsett. Der Kampf musste ein Ende nehmen, und zwar schnell.

Der Stutzer fasste nach. Er war sich seines Vorteils wohl bewusst. Seine Ausfälle kamen nun in rascher Abfolge. Arieve wich immer weiter zurück. Ihr Atem ging schneller. Mehrmals schaffte sie es nur mit Mühe zu parieren. Ihr Mieder wurde immer enger. Verzweifelt schlug sie eine doppelte Finte. War das Rapier aus Blei? Stahl traf auf Stahl. Arieves Klinge rutschte ab, ließ ihre rechte Seite ungedeckt. In Panik riss sie das Rapier nach oben.

Doch der erwartete Todesstoß kam nicht. Stattdessen ein Schrei: »Nemekath!« Langsam kippte der leblose Körper zu Boden. Sie musste ihn getroffen haben. Der Spuk war vorbei!

Arieve rang nach Atem. Einige Minuten kämpfte

sie gegen ihr Schwindelgefühl. Jetzt nur nicht ohnmächtig werden! Sie musste zuerst ihre Mission zu Ende bringen. Trotz des viel zu engen Mieders bemühte sie sich, gleichmäßig zu atmen. Es war kaum zu glauben, aber der Boroni lag tot vor ihr. Zitternd ließ sie das Rapier fallen. Langsam wurde sie ruhiger.

Eine Hand auf ihre Wunde gepresst, bückte sie sich zu dem Toten und untersuchte seine Kleidung. Zuerst fand sie ein Amulett, das einen Raben inmitten eines gebrochenen Rades darstellte. Ein Hüter der Nacht also, aber wo waren die gesuchten Dokumente? Seine Taschen waren jedenfalls leer. Erst beim Durchsuchen seines Mantels fand Arieve eine Geheimitasche, die mehrere Pergamentrollen enthielt. Das mussten die Beweisstücke sein, die den Kult in Al'Anfa mit dem Markgrafen von Neetha in Verbindung brachten! Ihre Mission war erfüllt. Vielleicht würde sie schon morgen den zweiten Beutel mit Goldstücken am vereinbarten Platz vorfinden.

Triumphierend drapierte Arieve die Schriftrollen auf dem leblosen Körper des Boroni. Die Kaiserin würde mit ihr zufrieden sein. Die eine Hälfte des Fadens war abgeschnitten. Der Anflug eines spöttischen Grinsens kräuselte ihre Mundwinkel. Das andere Ende würde ihm sicher rasch folgen. Diesem Trollfuz von Markgraf würde schon sehr bald Hören und Sehen vergehen.

Eilig schälte sie sich aus der Ballgarderobe. Das Korsett bereitete ihr besondere Mühe, doch schließlich gelang es ihr, sich auch davon zu befreien. Sie schlüpfte gerade in ihre Kleider vom Nachmittag, als eine Rose herunterfiel. Sie stammte aus dem kaiserlichen Garten, Arieve hatte sie schon fast vergessen.

Mit verträumtem Blick entledigte sie sich ihres Stirnbands und wand es sorgfältig um die Blume. Ihre Mission war erfolgreich gewesen. Es hieß Abschied nehmen. Arieve seufzte und strich ihr Haar zurück, wobei sie ihre spitzen Ohren streifte. Sie hasste Abschiede! Traurig hauchte sie einen Kuss auf die Rosenblüte, und nachdem sie die Blume sacht auf das Ballkleid gelegt hatte, öffnete sie eines der Fenster. Sie würde wohl niemals wirklich irgendwo hingehören, vielleicht war das auch gut so.

Sie gönnte sich einen kurzen Blick zurück, dann war die Halbelfe im Dunkel der Nacht verschwunden.





## **Der Erbe**

Aus dem nahe gelegenen Wald war der Ruf des Käuzchens zu hören und von der Heide das unentwegte Zirpen der Grillen. Die Praiosscheibe war schon längst im Efferd verschwunden, und auch das blaue Zwielicht der Abenddämmerung würde bald der Schwärze der Nacht weichen. Kerzenschein erhellte die Kammer, denn obwohl es draußen noch nicht vollends dunkel war, so fiel doch nicht mehr genug Helligkeit durch die geöffneten Fensterläden in den Raum. Die drückende Hitze des Tages aber entwich kaum aus der dunklen Kammer und die Kerzen heizten die Luft zusätzlich auf, sodass sich die Kühle der Nacht nicht recht einstellen wollte.

Kirim von Drenegrund saß auf einem großen Sessel aus dunklem Holz und lauschte. Er lauschte auf die Schreie der Nachtvögel, er lauschte auf das Zirpen der Zikaden, vor allem aber lauschte er auf den röchelnden Atem des Greises, der im Bett vor ihm lag und auf das Nahen Golgaris wartete. Er wartete schon lange. Seit zwei Tagen lag der Alte reglos im Bett und zog ras-

selnd die Atemluft ein. Zunächst hatte man befürchtet, er würde während der Tage des Namenlosen einschlafen, doch nun war der erste Praios und er lebte immer noch. Nur manchmal schien er die Augen zu schließen und zu schlafen, und jedes Mal, wenn es so weit war, hoffte Kirim, dass sein Vater, der alte Ritter Solbrun von Drenegrund, endlich die Reise über das Nirgendmeer angetreten hätte. Doch das Pfeifen seines Atems wollte nicht verstummen.

Die meiste Zeit aber lag der alte Ritter wach und starrte mit weit aufgerissenen Augen an die Decke, als könnte er dort etwas sehen, das den Blicken seines Sohnes verborgen bleiben musste. Kirim wusste nicht, wovor er sich mehr fürchtete, dem entsetzlichen Japsen des Todgeweihten oder den schrecklich großen Augen, die nie zu blinzeln schienen und die so wässrig blau vor sich hin starrten, als schauten sie schon in eine andere Welt. Manchmal glaubte Kirim sogar im Blick des Alten etwas zu sehen, was er dort noch nie zuvor erblickt hatte: Angst.

Seit der Greis darniederlag, war er nicht mehr ansprechbar gewesen. Seit zwei Tagen wachte Kirim nun fast ohne Unterbrechung am Bett seines Vaters, weniger aus Liebe als aus Anstand, denn er war das einzige Familienmitglied, das sich zufällig auf dem abgeschiedenen alten Rittergut in Kosch eingefunden hatte – und wohl als ältestes noch lebendes Kind auch

der Erbe des Gutes. In diesen zwei Tagen hatte der Alte kein Wort zu Kirim gesprochen, nur des Nachts ließ er ab und zu ein Stöhnen vernehmen, oder rief nach längst verstorbenen Leuten: nach seiner Frau, die seit mehr als 15 Götterläufen auf dem Boronsanger ruhte; nach den drei älteren Kindern, die allesamt ihr Leben in der Schlacht für den Kaiser und das Reich gelassen hatten; nach alten Weggefährten oder Dienern, von denen keiner mehr auf Dere weilte, und ja, er rief auch nach seinem jüngsten Kind, nach Dorana, die der Familientradition entsprechend als Soldatin im Dienste des Kaisers stand, um in Tobrien den Schwarzen Horden zu widerstehen, welche die Heptarchen wider das Reich und die göttliche Ordnung ins Feld führten. Dorana war die einzige lebende Person, nach der er rief. Nach seinem vierten Kind, Kirim, aber rief er nie.

»Nun stirb doch endlich«, flüsterte Kirim leise bei sich, »gib dir und mir endlich Ruhe.«

Das unstete Flackern der Kerzen ließ schwarze Schatten an den Wänden tanzen, sie wiegten sich hin und her zum Rhythmus und der eintönigen Melodie, die der Atem des Alten vorgab. Ein und aus. Ein und aus. Kirim wurde unruhig. Wie lange mochte es noch dauern, bis sein Vater den Weg über das Nirgendmeer antrat und er endlich in den Genuss des Erbes kommen würde, das er gerade jetzt so nötig hatte? Er



stand auf und ging zum Fenster. Aus den Wäldern stieg Nebel auf und tastete sich mit ruhigen Fingern auf die Heide und Felder des Gutes. Kirim hatte kein Interesse daran, hier auf dem Gut zu bleiben oder gar den Gutsherrn zu spielen. Das mochte gern seiner Schwester überlassen bleiben, die sich ohne Zweifel besser dazu eignete. Seine Welt waren die großen Städte, die Ballsäle von Gareth, Vinsalt und Punin. Kirim wollte nur ausbezahlt werden, das würde ihn aller Sorgen entledigen. Nur deswegen hatte er sich auf den Weg in diese Einöde gemacht, die ihm so verhasst war. Er hatte den Weg schon oft zurücklegen müssen, wenn ihm Phexens Glück nicht hold gewesen war und er das Geld seines Vaters benötigte, um Schulden abzubezahlen. Dann kehrte er zurück an den Ort seiner Jugend, mit dem ihn so wenig verband. Und er kehrte zurück zu seiner Familie, mit der ihn ebenso wenig verband. Ein missratener Spross einer alten, ehrwürdigen Familie, ein Schandfleck auf dem tadellosen Stammbaum derer von Drenegrund, das schwarze Schaf – solche Titel musste er dann von seinem Vater hören. Die Familie wollte nicht einsehen, dass er nicht Rondra und Praios folgte, wie es die Drenegrunds seit Jahrhunderten taten. Nicht dass er die Zwölfe nicht ehrte, im Gegenteil. Aber es waren eher Phex und Rahja, die Kirim zu seinen besonderen Lieblingen erkoren hatte und nach deren Re-

geln er zu leben versuchte. Sein Vater hatte das nie verstehen können. Dennoch hatte er ihm schließlich immer Geld gegeben, von dem er reichlich zu besitzen schien. Das Gut musste eine Menge abwerfen, auch wenn es nicht so aussah, oder aber dem Greis mussten andere Geldquellen zur Verfügung stehen, von denen Kirim nichts ahnte.

»Es ist deine Pflicht, dem Reich und dem Kaiser zu dienen, wie es unsere Ahnen taten. Der Platz eines Drenegrunds ist auf dem Schlachtfeld, wie wir es unserem Landesherrn und den Zwölfen schuldig sind«, pflegte sein Vater zu sagen, wenn Kirim ihn erneut anbettelte, um dann eines seiner Erlebnisse in Schlachten, bevorzugt aus dem Tuzakaufstand, vorzutragen. »Dem Kaiser und den Göttern schuldig«, lachte Kirim in sich hinein. Diese Schuld war seiner Ansicht nach wahrlich abgetragen. Generationen seiner Familie hatten mit ihrem Blut die Schlachtfelder Aventuriens getränkt. Und auch seine Generation hatte bei den Göttern schon genug abgegolten. Kirim erinnerte sich an seine drei älteren Geschwister, die gefallen waren. Da war Rondriane, die Älteste. Sie war erst vor einem Jahr gestorben, in einem Scharmützel gegen die Heere des Bethaniers irgendwo im Osten. Sie hatte es zum Hauptmann bei den Ferdoker Gardereitern gebracht und wäre sicherlich bald zum Oberst aufgestiegen. Sie hatte schon viele Schlachten mitgemacht,

hatte im Orkensturm gekämpft und sich durch Verwegenheit und außergewöhnliches Kampfgeschick ausgezeichnet. Dann hatte sie nach einem bereits gewonnenen Scharmützel gegen Späher der Schwarzen Horden ein verirrter Pfeil getroffen. So starb die große Kriegerin – an einem dummen Pfeil. Kirim hatte erst davon gehört, als er hier angekommen war.

Dann die Zweitälteste, Ferlind. Sie war schon vor acht Jahren gestorben, bei einem Gefecht mit Banditen aus der Khom, irgendwo in Almada, wo sie Dienst tat. Es hieß, ihr Pferd sei gestürzt und sie sei von den Hufen der Novadipferde zertrampelt worden. Damals war sie erst 23 Jahre alt gewesen. Kirim erinnerte sich noch gut daran, wie sie die Nachricht erhalten hatten. Es war kurz bevor er das heimische Gut verlassen hatte. Er hatte geweint, aber sein Vater war anscheinend von innerer Zufriedenheit erfüllt gewesen, als er gehört hatte, dass seine Tochter die Familienpflicht erfüllt hatte.

Als Erster aus der Familie aber war Wilbrun gefallen, das dritte der Kinder des Ritters Drenegrund. Er war gerade achtzehn gewesen, als der Orkensturm begonnen hatte. Sofort hatte er sich freiwillig gemeldet und war ins Feld gezogen. Kirim hatte seinen Bruder unbedingt begleiten wollen, war aber noch zu jung gewesen. Im ersten Kampf war Wilbrun gefallen. Man hatte sein Schwert und seinen zerhauenen

Schild zurückgebracht. Sein Vater hatte die Waffe mit Stolz an sich genommen und keine Träne geweint. Auch damals war er anscheinend zufrieden gewesen, als wären all diese Ereignisse nichts als Schritte auf einer mysteriösen Straße voller Sicherheit und Gewissheit.

Damals hatte Kirim sich entschieden, nicht Rondras Weg zu folgen. Er hatte seine Geschwister über alles geliebt. Der Gedanke, dass eines von ihnen plötzlich nicht mehr da war, hatte sein Weltbild von Grund auf erschüttert. Bisher hatte »Kampf« für ihn immer bedeutet, dass der Held gewann oder aber wenigstens eines glorreichen Todes starb, nachdem er Myriaden von Feinden besiegt hatte – wie in den Geschichten. Aber Wilbruns Tod hatte ganz anders geklungen. Der erste Ork, auf den er zugelaufen war, hatte mit seiner Axt Wilbruns Schild zertrümmert, bevor er ihm den Schädel gespalten hatte. So hatte Wilbrun im Gras gelegen, tot, ohne Heldentat, ohne Geschichte, und sein Blut war von Sumus Leib aufgesogen worden, gierig wie von einem Vampir. Und er würde nie wieder zurückkehren. Nein, seine Familie hatte genug geleistet. Die Felder Aventuriens waren unersättlich in ihrem Durst, sie tranken und tranken. Doch Kirims Blut sollten sie nicht bekommen.

Er wurde von seinen Gedanken aufgeschreckt, als der Alte wieder anfang zu stöhnen. Dieses schreckli-

che Stöhnen! Es ging ihm durch Mark und Bein. Wie in einem fürchterlichen Singsang ächzte sein Vater in der bedrückenden Schwüle der Kammer vor sich hin, als wollte er die Schatten zu einem wilderen Tanz anstiften und die Geister der Vergangenheit beschwören, ihm an seinem Totenbett Gesellschaft zu leisten. Kirim presste sich die Hände auf die Ohren. »Hör auf! Hör auf und stirb«, wollte er schreien, aber kein Ton kam über seine Lippen. Wenn er doch wenigstens mit ihm reden würde und nicht nur mit den Geistern. Trotz aller Meinungsverschiedenheiten empfand Kirim immer noch Zuneigung zu seinem Vater. Daher verletzte es ihn, dass der Sterbende nie seinen Namen rief.

Er hörte Schritte auf dem Flur. Er versuchte, sich ruhig in den Sessel zu setzen, um sich seine Anspannung nicht anmerken zu lassen. Es klopfte an der Tür, und ohne auf eine Antwort zu warten, wurde sie geöffnet und Barnwig von Lißburg trat ein, der alte Vertraute und Rondrageweihte des Ritters. Der Hüne mit dem kurz geschnittenen weißen Bart begab sich an das Bett seines Freundes. »Er kämpft immer noch, der alte Haudegen«, sagte er mit leiser Stimme, nachdem er sich über das Bett gebeugt hatte.

»Ja«, erwiderte Kirim bloß, denn der alte Rondrageweihte hatte ihn immer schon eingeschüchtert.

»Er scheint auf etwas zu warten. Ja, ich erkenne es

in seinen Augen«, fuhr Barnwig fort, »er wartet noch auf etwas, vorher will er nicht fort.«

»Ich sehe Angst in seinen Augen«, sagte Kirim mit tonloser Stimme und blickte zum Fenster hinaus, wo sich langsam die Nebelschwaden weiter emporwandten.

Wütend drehte sich der Geweihte um, funkelte Kirim mit seinen dunklen Augen garstig an und polterte: »Sprecht nicht von Angst bei einem Diener der Leuin. Rondras Mut erfüllt diesen Mann seit seiner Jugend, Furcht war ihm fremd. Wer seid Ihr, dass Ihr es wagt, Eurem Vater Angst zuzuschreiben?« Erschrocken fuhr Kirim zusammen.

Barnwig wandte sich um und fuhr dann leiser fort: »Angst war nie der Begleiter Solbruns, so lange ich ihn kenne. Und doch sehe auch ich so etwas wie Sorge in seinen Augen. Sorge, nicht Angst, merkt Euch das.« Er schüttelte den Kopf. »Wenn ich nur wüsste, auf was er wartet.«

Er legte dem Alten die Hand auf und murmelte etwas vor sich hin. Dann ging er zur Tür. Dort hielt er inne und sagte zu Kirim: »Ich haben die Borongeweihte von Riebendorf verständigt. Sie wird morgen hier eintreffen. Ich gehe in die Kapelle, um für den Ritter zu beten. Wenn sich sein Zustand ändern sollte, dann gebt mir Bescheid.« Damit schloss er die Tür.

Wieder trat Stille im Raum ein. Nur das Röcheln,

das dreimal verfluchte Röcheln. Kirim schloss die Fensterläden, damit der Nebel nicht in die Kammer gelangen konnte. Dann setzte er sich wieder in den Sessel und wartete auf den Tod. Es wurde zunehmend stickiger im Raum, und in der schlechten Luft begann Kirim zu dösen. Das gleichmäßige Röcheln schien ihn jetzt einzulullen und ihm den anderen Weg zu Boron zu weisen, der nicht von Golgari begleitet wurde.

Auf einmal schreckte Kirim auf. Sein Vater hatte geschrien. Der Greis hatte sich auf die Arme gestützt und seinen Oberkörper aufgerichtet. Die Augen waren jedoch noch immer starr auf einen Punkt an der Decke gerichtet. Und der alte Ritter japste ängstlich mit seiner dünnen Greisenstimme: »Ist ... ist der Bote denn noch nicht da?«

Kirim ging zum Bett des Alten und versuchte, ihn sanft wieder hinzulegen. Er bemerkte, dass das Hemd seines Vaters völlig durchgeschwitzt war, und auch auf seiner Stirn standen Schweißperlen. Er nahm ein Tuch und rupfte ihm die Stirn ab. Dabei redete er beruhigend auf ihn ein: »Still, Vater. Leg dich wieder hin. Du brauchst Ruhe.«

Der Alte aber stammelte vor sich hin: »Der Bote, er muss doch bald kommen. Ich habe nicht mehr viel Zeit!«

Kirim lief ein eiskalter Schauer über den Rücken.

Wovon sprach er? Kirim besann sich der Worte des Rondrageweihten, der sagte, sein Vater würde auf etwas warten. Man wusste nicht, welche Gesichter ein Sterbender hatte. Der Alte schien sich wieder zu beruhigen. Er lehnte sich zurück und starrte an die Decke. Kirim blieb bei ihm stehen.

»Er muss bald kommen. Wegen Dorana. Ich hab's doch gesehen. Vor so vielen Jahren. Was, wenn's nicht wahr ist? Der Bote muss doch kommen. Sonst ... Dorana. Rondriane, Forlind, Wilbrun, euch kann ich sehen. Aber der Bote ...«, wisperte der Greis.

Kirim bekam es mit der Angst zu tun. Das Starren, der Atem und nun auch noch die unheimliche Rede seines Vaters ... Es schien ihm, als sei der ganze Raum von Geistern erfüllt. Er hielt es nicht mehr länger aus. Rasch schritt er aus dem Zimmer auf den Flur und ging die Treppe hinunter. Ein Diener trat aus seiner Stube und fragte, was los sei, doch Kirim winkte nur ab und murmelte etwas von »austreten«. Er ging auf den Hof hinaus und sog begierig die kalte Nachtluft ein. Alles lag im Nebel verborgen, sodass er das Madamal nur schemenhaft am Himmel erkennen konnte. Die Frische der Luft tat ihm gut. Nach einiger Zeit fühlte er sich wieder stark genug, um in die Sterbekammer hinaufzugehen.

Als er wieder in das Zimmer trat, war er überrascht über den Wechsel in den Gesichtszügen seines Va-



ters. Waren sie zuvor verzerrt gewesen von Angst und Warten, vom Starren an die Decke, so waren sie nun deutlich entspannter und ruhiger. Die Augen des Greises waren geschlossen und der Mund nur noch halb geöffnet. Beinahe hätte man meinen können, der Ritter wäre endlich sanft entschlafen, hätte man nicht immer noch das Geröchel deutlich vernehmen können. Kirim trat an das Bett seines Vaters. »Vater ...?«, fragte er unsicher. Der Greis schlug die Augen auf und neigte den Kopf zur Seite, sodass er seinen Sohn ansehen konnte.

»Kirim«, sagte er mit leiser Stimme, und es war das erste Mal, dass er seine Anwesenheit wahrzunehmen schien. »Du bist also hier, um mich sterben zu sehen.«

»Unsinn, Vater«, entgegnete Kirim beschwichtigend, »du wirst sehen, du wirst wieder gesund. Du überlebst uns doch alle.«

Der Alte lachte leise. »Fast alle, mein Sohn, fast alle. Nur dich, dich schaffe ich nicht. Ausgerechnet dich.« Er schaute wieder zur Decke, jedoch war sein Blick lange nicht so unheimlich wie zuvor. Dann flüsterte er: »Aber bald ist es vollbracht. Ich habe den Boten gesehen. Er ist schon bei Heyckers Eiche. Bald ist er da. Dann kommst du endlich zum Zuge.« Bei diesen Worten schien es Kirim, als blitzte in den alten, wässrigen Augen kurz etwas Spitzbübisches auf.

»Was für ein Bote?«, fragte er.

»Wirst sehen. Wirst sehen«, wisperte sein Vater und lachte leise, bis das Lachen in ein Husten überging.

Er ist verrückt, dachte Kirim bei sich und setzte sich in den Sessel.

Eine Weile herrschte Stille. Dann hub der Alte wieder an zu reden: »Bald bist du der Herr des Rittergutes, Kirim. Der Herr von Drenegrund. Ich möchte wetten, du kannst es kaum erwarten.«

»Ich will das Gut nicht, Vater«, sagte Kirim.

»Natürlich nicht«, entgegnete der alte Ritter so scharf es sein Gesundheitszustand zuließ, »du hast dich niemals für irgendetwas interessiert, was edel und alt ist, hast dich einen Dreck um die Familientradition und das ehrwürdige Ritterwerk geschert. Es hat dich nur so weit gekümmert, als es mir das Geld gab, das du verprassen konntest in den Städten. Auch das Gut wirst du nur versetzen, um den Erlös mit deinen Metzen und Spießgesellen durchzubringen. Ist es nicht so?«

Kirim schwieg. Nur allzu oft hatte er diese Vorwürfe von seinem Vater hören müssen. Mit der Zeit hatte er gelernt, die Worte zu ignorieren. Es herrschte wieder eine Zeit Ruhe, bis der Vater von Neuem ansetzte.

»Hab keine Angst, Kirim. Bald bist du mich alten Narren los. Dann bist du der Herr und keinem mehr

Rechenschaft schuldig, nur den Göttern. Dann kannst du alles verprassen.«

»Vermach das Gut doch Dorana«, entgegnete Kirim ärgerlich darüber, dass der Alte nicht locker ließ, »sie ist besser geeignet, das Gut zu verwalten, außerdem hast du dann auch eine Erbin, die in den roudrianischen Künsten bewandert ist, die du ja über jede andere Gabe der Götter stellst. Ich bin schon lange niemandem mehr Rechenschaft schuldig. Nur den Göttern, da hast du Recht. Denen werde ich mich stellen. Deinem Leben aber muss ich mich nicht stellen und auch nicht deinen Idealen. Ich habe die meinen, behalte du die deinen.«

»Völlig neue Töne höre ich da von dir, mein Sohn. Soll das heißen, du willst gar nichts von meinem Erbe und wärst zufrieden? So hatte ich dich nie eingeschätzt.«

Kirim biss sich auf die Lippe. Es war zwar richtig, dass er sich nicht für das Rittergut interessierte, aber dann bedachte er seine Lage und erinnerte sich, dass ihn allein der Bedarf nach Geld hierher geführt hatte. Er senkte den Blick und sagte trotzig: »Eine kleine Abfindung steht mir wohl zu. Aber den Großteil gib Dorana. Ich wär's zufrieden.«

Der Alte schaute wieder zur Decke und wisperte: »Dorana. Bald werden wir uns Dorana zuwenden können. Sie hat schon den besten Erbteil für sich.«

Kirim hatte das Gemurmel seines Vaters nur halb verstanden. Doch um seinem Ärger Luft zu machen, stand er auf und ging umher.

»Ich frage mich nur, warum ausgerechnet du«, krächzte nun der Alte. »Der Herr Boron ist ein seltsamer Kauz, wie mir scheint.«

»Was sagst du?«, fragte Kirim verwirrt.

»Nichts, nichts«, antwortete der Greis, »setz dich zu mir, mein Sohn.« Kirim tat, wie ihm geheißen. Der Alte ergriff seine Hand. Kirim war die Berührung unangenehm, zum einen weil sein Vater nie körperlichen Kontakt zu seinen Kindern gesucht hatte und Kirim dies nun ungewohnt und befremdlich vorkam, zum anderen, weil diese Hand so kalt war, als würde sein Vater sie ihm schon aus der Gruft reichen.

»Sag mir, Kirim, warum wolltest du nie unseren Weg gehen? Rondras Weg. Den Weg der Ehre. Ruhm auf dem Schlachtfeld gewinnen. Dem Kaiser dienen. Das ist der Sinn unseres Lebens. Unserer Familie.«

»Das ist nicht mein Leben, Vater. Unsere Familie hat so viele Leben hingegeben. Auf eines mehr oder weniger kommt es dann doch auch nicht mehr an.«

Der Sterbende ließ nicht locker. Sein röchelnder Atem zeigte, wie schwer ihm das Sprechen fiel, dennoch drang er weiter auf Kirim ein.

»Aber du warst doch kein feiges oder ängstliches Kind, obwohl ich schon früh wusste, dass du nicht so

sein würdest wie die anderen Drenegrunder. Aber die Hoffnung ... man gibt sie nie auf.«

»Nein, du hast Recht. Es war nicht Feigheit, die mich zu diesem Entschluss trieb.«

»Aber was dann? Bequemlichkeit. Ein schlechter Charakter. Warum musste mich Tsa mit solch einem Sohn strafen? Die Welt braucht doch Krieger. Gerade jetzt. Wer stellt sich den Horden der Borbaradianer entgegen? Wer beschützt das Volk? Wer sorgt für den Frieden? Sind denn das nicht Ideale, die dich überzeugen?« Kirim lachte. »Nein, Vater. Und ich will dir sagen, warum nicht. Schließlich ist das die letzte Gelegenheit, die ich haben werde. Für mich ist dieser ganze Kriegerethos nur ein Hohn. Ihr sagt, es muss Krieger geben, denn es gibt Feinde, denen man sich in den Weg stellen muss. Ich gebe dir Recht, die Feinde sind da. Aber ihr braucht sie doch. Wenn es keine Feinde gibt, gibt es auch keinen Bedarf an Kriegeren, die einen vor den Feinden beschützen. Der Krieger braucht den feindlichen Krieger, er braucht den Gegner. Nur so kann er sein Ziel verbreiten; er möchte den Frieden schützen, indem er den Feind tötet. Aber er kann sich immer sicher sein, dass es irgendeinen Gegner gibt und niemals wirklicher Frieden herrscht. Das wäre das Allerschlimmste für euch. Ein wahrer Frieden. Nicht die Zeit zwischen den Kämpfen, wo Ruhe herrscht, sondern ein wahrer, von

Tsa und Rahja gestifteter Frieden, ohne Bedrohung, ohne Feinde, ohne Furcht. Dann wärt ihr ja überflüssig. Wozu wärt ihr gut? Ich sage es dir: zu nichts. Ihr bedürft eines ewigen Kreislaufs. Ihr bedürft des Gegners. Solange es deinen Stand gibt, wird es keinen Frieden geben. Ihr opfert euch nur immer wieder selbst, um diesen Kreislauf in Gang zu halten. Mit eurem Blut, im ewigen Strudel. Du, Großvater, Rondriane, Wilbrun, Ferlind und auch Dorana. Aber euer Opfer ist ohne Sinn und Blick, denn es gibt kein endgültiges Ziel. Das habe ich begriffen, als meine Geschwister starben. Und für was? Kriege werden weiter geführt, es gibt kein Ende. Mich sinnlos opfern, nein, das will ich nicht. Wenn alle Menschen so leben würden wie ich, ohne dem anderen ans Leder zu wollen, dann, ja dann ... das wäre Frieden. Nur das ist der Weg, um das Ziel zu erreichen. Ihr aber irrt im Kreis umher.«

Nach dieser Rede war es still geworden. Kirim hatte sich in Rage geredet, er fühlte, wie das Blut in seinen Adern pochte. Er erhob sich vom Bett und ging wieder zu seinem Sessel.

»Bist du wirklich so naiv?«, fragte der Sterbende leise. »Glaubst du nicht, dass es noch viel mehr Ungerechtigkeit auf der Welt gäbe, wenn wir Krieger nicht da wären? Es wird immer jemanden geben, der mehr begehrt, als er hat. Was hindert ihn daran, sich es zu

nehmen, wenn nicht das Gesetz des Praios und die Stärke der Rondra, die dieses Gesetz beschirmt? Wir Krieger sind der Schutz, der nicht nur den Gegner besiegt, wenn er angreift, sondern wir sind auch der Schutz, der andere davon abhält, Unrecht zu begehen. Und wenn diese Abschreckung nicht wirkt, dann sind wir es, die die göttliche Ordnung verteidigen. Sicher, wenn alle Welt friedlich wäre ... Aber das ist sie nicht und wird es wohl niemals sein. Was, wenn Borbarad zurück nach Dere gekommen wäre und es hätte keine Krieger gegeben? Glaubst du, die Friedfertigkeit der Welt hätte ihn beeindruckt?«

Kirim schwieg. Sicherlich war der Kampf gegen den Bethanier notwendig. Aber was wusste er schon über die wahren Gründe dieses Krieges? Sicherlich war irgendein anderer Krieg die Ursache dieses Krieges. Daher sagte er schließlich: »Krieg gebiert nur Krieg.«

»Aber Frieden gebiert nicht immer Frieden«, antwortete der alte Ritter.

Kirim schüttelte den Kopf. »Wir haben nichts gemein, Vater.«

Und der Alte nickte zustimmend. »Ich glaube, du hast Recht.«

Unten im Hof erklang Hufschlag. Man hörte eine laute Stimme rufen und Schritte, die die Treppe hinunterliefen.

Der Alte lächelte zufrieden: »Der Bote. Er ist endlich da. Nun ist es so weit.«

Kirim sah seinen Vater misstrauisch an. Was mochte der Bote bringen? Hatte der Alte irgendeine Teufelei angezettelt? Nach einer Zeit klopfte es an die Tür und Barnwig von Lißburg kam herein. Ritter Solbrun sprach ihn ruhig an: »Nun, mein alter Freund, wollt Ihr mir die Botschaft übermitteln?« Der Geweihte schien überrascht, den Ritter bei Bewusstsein zu finden.

»Nein, Herr Ritter, ich will es Eurem Sohn sagen, Ihr braucht Ruhe.«

»Unsinn«, antwortete der Greis heftig, »noch bin ich der Herr von Drenegrund. Mir sind die Neuigkeiten zu hinterbringen. Zumal ich darauf gewartet habe. Gebt mir Nachricht von meiner Tochter.«

»Ihr wisst ...«, stammelte Barnwig verwirrt, doch dann fasste er sich und nahm militärische Haltung an, als müsse er einem Vorgesetzten Bericht erstatten.

»Herr Ritter, ich muss Euch leider mitteilen, dass Eure Tochter Dorana im Rahjamond in Treue zur Herrin Rondra auf dem Schlachtfeld geblieben ist. Sie hat sich tapfer geschlagen und dem Haus Drenegrund Ehre bereitet. Ein Bote brachte gerade ein Schreiben ihrer Obristin. Dazu brachte er auch das zerbrochene Schwert Eurer Tochter.«

Kirim schossen die Tränen in die Augen. Jetzt auch



noch Dorana. Er trat zum Fenster, öffnete es und starrte in die Nacht, damit der Geweihte und sein Vater seiner Tränen nicht gewahr wurden. Das Madamal stand still am Himmelszelt und beschien die Heide. »Nun, Sumus Leib, du Alldurstige, hast du wieder getrunken. Aber nichts kann dein Verlangen stillen, bis die Welt verdorrt«, sagte er leise.

»Bringt mir das Schwert meiner Tochter, Barnwig, ich bitt Euch. Dann lasst mich und meinen Sohn allein.«

Kirim hörte, wie der Geweihte die Kammer verließ und nach kurzer Zeit wiederkam. Dann hörte er, wie sich die Tür schloss. Er wandte sich um und sah, wie sein Vater das geborstene Schwert Doranas liebevoll berührte.

»Nun setz dich, mein Sohn, und hör mir zu. Ich habe dir etwas zu erzählen und dir dein Erbe zu zeigen. Schließ die Fenster wieder.« Kirim tat, wie ihm geheißen. Und so begann der Alte zu berichten:

»Ich habe vorausgesehen, dass alles so kommen würde, weißt du? Als Rondriane geboren wurde, da war ich gerade auf den Wiesen bei den Hügeln von Durben unterwegs. Es war um die Mittagszeit, und ich ritt schnell nach Hause, weil ich gehört hatte, dass deine Mutter bald niederkommen würde. Und dort auf den Wiesen schien es mir, als hörte ich die Berglöwin schreien. Das ist seltsam, denn du weißt, dass wir hier

noch nie Berglöwen hatten. Gleich darauf flog ein Rabe aus den Hügeln herbei und kreiste über dem Gebiet, von wo ich glaubte, den Ruf zu hören, und krächzte mit heiserer Stimme. Damals dachte ich mir nicht viel dabei, doch als ich zu Hause hörte, dass um eben jene Zeit, also zur Mittagsstunde, deine Schwester zur Welt gekommen war, da wusste ich, dass mir die Götter ihr Schicksal offenbart hatten. Sie würde eine Kriegerin werden und auf dem Schlachtfeld fallen. Das schien mir ein sehr gutes Los zu sein. Nun, auch bei all deinen anderen Geschwistern ereignete sich Ähnliches. Stets vermeinte ich von irgendwoher das Brüllen der Löwin zu hören, doch keiner außer mir schien es wahrzunehmen, und ich allein sah einen Raben auftauchen, der heiser krächzte. So wusste ich, dass alle meine Kinder Krieger werden würden und ich ihren Tod, wenn die Raben um sie kreisen, noch miterleben werde. Nur bei deiner Geburt schrie kein Löwe und ließ sich auch der Rabe nicht blicken. Stattdessen stahl in der Nacht, in der du geboren wurdest, ein Fuchs die fetteste Gans aus unserem Stall und rannte damit über den Hof. Die Diener versuchten ihn zu fangen, doch es war vergebens. Da wusste ich, dass der Fuchs mir dein Schicksal anzeigen sollte. Dein Leben würde nicht von der Leu-in beherrscht werden, sondern vom Fuchs.«

Der Alte seufzte, dann fuhr er fort.

»So wartete ich all die Jahre auf den Tod deiner Ge-

schwister, denn ich hatte ihn kommen sehen. Zwischenzeitlich hegte ich Hoffnung, dass ich mir die ganzen Omen nur eingebildet hätte und du vielleicht doch ein Krieger würdest – oder ich den Tod meiner anderen Kinder nicht würde miterleben müssen, doch das war nur eine schale Hoffnung. Der Götter Ratschluss ist unabänderlich. Und jetzt, da ich weiß, dass auch Dorana tot ist, habe ich Sicherheit. Die Götter wollten es, ich habe mich dem gebeugt.«

Nun herrschte eine Weile Stille, und der alte Ritter starrte wieder an die Decke, sodass Kirim befürchtete, er wäre wieder in die alte Starre zurückgefallen. Dann aber hob er erneut an zu sprechen. »Doch nun zu dir, mein Sohn. Du sollst jetzt dein Erbe erhalten. Du bist mein Nachfolger auf dem Gutshof, darum muss ich dich in das Familiengeheimnis einweihen. Du sollst den Schatz von Drenegrund haben.«

Kirim wurde hellhörig. Ein Schatz? Davon hatte er noch nichts gehört. Wenn der alte Ritter irgendwo einen Schatz verborgen hatte, den er in jungen Jahren erworben hatte, so würde dies die unglaublichen Geldmittel erklären, über die sein Vater stets zu verfügen schien, obwohl der Gutshof recht klein war.

Solbrun von Drenegrund beschrieb seinen Sohn den Weg zu der Stelle, wo er den Schatz finden sollte. Es sei nur eine kleine Kiste, die er mitbringen solle, denn den Schlüssel trage der Greis bei sich. So mach-

te sich Kirim also auf den Weg und fand am beschriebenen Ort eine kleine Kiste. Er nahm sie auf, doch war sie so schwer, dass er sie kaum allein tragen konnte. Welche Unmengen Gold müssen darin verborgen sein, dachte er, wenn die Kiste so viel wiegt?

Mit Mühe schaffte er die Kiste in die Kammer seines Vaters, wo er sie auf den Boden stellte. Der Alte nestelte an seinem Nachthemd herum und holte einen Schlüssel hervor, der ihm um den Hals hing. Er gab ihn seinem Sohn.

»Bevor du es aufmachst, mein Sohn, muss ich dir noch sagen, dass mein Letzter Wille bei Barnwig liegt. Darin wirst du als Erbe des gesamten Besitzes erwähnt. Nur der Dienerschaft habe ich einige Dukaten vermacht und der Rondrakirche die Waffensammlung und die Harnische. Für die hast du ohnehin keine Verwendung, und die Diener waren mir immer treu, sodass sie es sich verdient haben.«

Kirim nickte. »Ja, das erscheint mir richtig.«

»Gut mein Sohn, dann schließ jetzt auf.«

Und so öffnete er die Kiste und sah hinein in den Hort von Drenegrund.

Und er blickte auf eine ganze Reihe von Papieren und darunter lagen Steine. Verwirrt schaute er seinen Vater an, der zufrieden lächelte. Er nahm eines der Papiere und las, wieder und wieder nahm er ein neues auf und las den Inhalt, doch alle waren gleich. Noch ein

Dokument in der Hand, ließ er sich auf den Sessel sinken und stammelte: »Schuldverschreibungen?«

Ein heiseres Lachen kam von seinem Vater. »Ja, mein Sohn, ja. Alles Schuldscheine. Der Hof gehört nicht dir noch mir, alles nur Lug und Trug, wie dein Leben.«

»Ach?«, brachte Kirim abwesend hervor, es hatte ihn getroffen wie ein Schlag. Sein Vater war bankrott. Er war bankrott. Er würde kein Geld erhalten. Die Gläubiger würden ihn in den Schuldturm bringen lassen.

»Ja, mein Sohn, ja. Das Gut gehört schon dem Kerdinger Ritter. Die Tiere, die Äcker, alles verpfändet. Nur noch bis zu meinem Tod in unserem Besitz, schon längst sind wir keine Eigentümer mehr. Ich wusste ja, wer mein Erbe sein würde. Ich hatte nur Angst, dass meine Gesichter mich trogen und Dorana noch leben sollte. Ihr wollte ich nicht diese Not hinterlassen. Aber du, du solltest nicht von dem profitieren, was ich und meine Vorfahren mit dem Schwertarm erwarben. Ich wusste ja, dass du es durchbringen würdest. Da meldete sich ein Schelm in mir und sagte: Warum bringst du es nicht selbst durch? Und das habe ich getan. Oh, wie habe ich gelebt! Ich habe geprasst und gespielt und genau so gelebt wie du. Und nach und nach habe ich alles verloren. Doch das Verlieren war mir eine Freude und jeder Gewinn ein Ärgernis.« Wieder lachte der Alte heiser, bis sein Lachen in ein Husten überging. Als er sich wieder beruhigt

hatte, sprach er: »Deinen Teil hast du längst bekommen, immer war ich dir gegenüber freigebig. Nun musst du auf eigenen Beinen stehen. Den Genuss des Erbes habe ich dir vorenthalten. Ich habe es genossen. Jetzt ist alles erledigt. Deine Geschwister sind in Rondras Hallen, bald bin ich bei ihnen. Endlich kann ich sterben. Leb wohl, mein Sohn.«

Mit diesen Worten und einem zufriedenen Lächeln auf den Lippen schloss er die Augen und schien Gulgari zu erwarten. Kirim hatte der Rede seines Vaters nur halb gelauscht. Zu entsetzlich war die Neuigkeit für ihn. Dumpf starrte er vor sich hin und schwieg.

Es war ungefähr eine Stunde später. Bald würde es am Himmel von Praios her langsam heller werden. Immer noch saß Kirim da und brütete. Das rasselnde Atmen seines Vaters erfüllte den Raum. Da fing sein Vater schwer an zu husten, und Kirim wusste, dass es jetzt zu Ende gehen würde. Er trat zu seinem Vater. Der alte Ritter keuchte, die wässrigen, blauen Augen waren weit aufgerissen. Er blickte schon ins Nirgendmeer. Beide Hände umfassten das zerbrochene Schwert auf dem Bett. Kirim nahm eine Hand in die seine und sein Vater schaute ihn noch einmal an. Kirim sagte sanft: »Du hast es verspielt und verprasst. Hm.« Dann lachte er leise. »Vater, jetzt hast du gelebt wie ich. Ich glaube, wir haben doch etwas gemein. Mögen die Zwölfe dich geleiten.«

Verwundert, aber nicht unzufrieden sah sein Vater ihn an. Er drückte seine Hand. Dann bäumte er sich noch einmal hustend auf und hauchte seinen Geist aus. So starb der Ritter Solbrun von Drenegrund.

Eine Zeit lang noch hielt Kirim die Hand seines Vaters, dann trat er ans Fenster und stieß die Läden auf. Die kühle Nachtluft strömte in seine Lungen. Er sah ins Land hinaus. Noch zwei, drei Stunden, bevor es endgültig hell würde. Die Sterne funkelten und das Madamal sandte noch einiges an Licht über Dere. Ideale Reisebedingungen, wie es schien. Rechtmäßig gehörte Kirim nichts auf dem Gut, doch er hatte sich schon lange mit Phex verschworen. Er wusste, wo die silbernen Teller standen und wo der Familienschmuck, der nicht mehr der Familie gehörte, aufbewahrt wurde. Die Pferde standen im Stall. Alles im Haus schien noch zu ruhen. Bis die strafende Sonne aufging, würde er schon viele Meilen nach Süden gekommen sein. Zur Weinernte wollte er schon immer mal im Lieblichen Feld sein. Und dann? Wer weiß? Das zerbrochene Schwert seiner Schwester würde er mitnehmen, als Erinnerung an seine Familie.

Er drehte sich um und sprach zum Leichnam: »Vater, ich habe richtig Lust zum Reisen.«





## Die Mühle

Kalter Regen peitschte durch die Nacht, vertrieb Götter und gute Geister. Immer wieder rissen grelle Blitze den gespenstischen Wald aus dem Dunkel. Kahle Äste streckten sich himmelwärts, als wären es die erstarrten Arme von Toten, um gleich darauf wieder in die Finsternis zu versinken, die nach jedem Blitz noch schwärzer wirkte. Dann folgte der Donnerschlag, der sogar das Heulen des Sturmes übertönte, als wäre es die Stimme des Namenlosen selbst.

Verzweifelt kämpfte sich die junge Frau durch Unwetter und Dunkelheit. Bis auf die Haut durchnässt, frierend und voller Angst stürzte sie voran, ohne auf die Zweige zu achten, die ihr Gesicht zerkratzten, und ohne den Schmerz in den nackten Füßen zu spüren, wenn sie auf Steine oder Wurzeln trat.

Sie rutschte aus, rappelte sich wieder auf und lief weiter. Bei jedem Blitz erschrak sie zutiefst, starrte mit weit aufgerissenen Augen vor sich hin, einen Weg suchend, ein Ziel ... Hilfe.

Doch da war nichts – nur die Nacht, der Regen und



der Sturm. Die junge Frau wurde von den Elementen überschüttet, als sollte sie darunter begraben werden. Ihr Körper verlor Kraft und Wärme; einzig ihre Gedanken, die Erinnerung an das eben Geschehene hielten sie noch aufrecht. Und dann endlich, als die finstere Furcht ihr Herz schon fast umschlossen hatte, sah sie das schwache Licht. Es war hinter dem dichten Regenvorhang kaum zu erkennen, doch für die junge Frau war es der Gral all ihrer Hoffnungen. Sie sammelte die Reste von Mut und Willen zusammen und ging, stolperte, kroch auf dieses Licht zu. Sie betete zu den Göttern, den Zwölfen, Praios – so helft mir!

Bosper Erlitan setzte den Krug heftiger ab, als er vorgehabt hatte. Das selbst gebraute Bier im *Schwarzen Keiler* war wohl das übelste, das er je getrunken hatte. Man hatte ihm ja schon einiges von den Gratenfelder Gaststuben erzählt, ihn vorgewarnt. Doch dieses Bier verdiente es nicht, so genannt zu werden.

Ursprünglich hatte er gar nicht vorgehabt, hier abzustiegen. Aber Tilda, die Fuhrfrau, meinte, dass es auf Grund des aufziehenden Unwetters besser wäre. Und sie hatte Recht behalten. Im Kamin der Schenke heulte es, als würde Rondra persönlich durch ihn hindurch ihren Unmut äußern. An der Tür und den Fensterläden schien jemand zu rütteln, der unbedingt herein wollte.

Regen, Sturm und Matsch, der Winter würde nicht

mehr lange auf sich warten lassen, dachte Bosper. Es war eine gute Entscheidung, dass er jetzt aufbrach – früher, als er eigentlich beabsichtigt hatte. Über den Sommer mochte Gratenfels ein angenehmer Landstrich sein; Wälder überzogen sanfte Bergrücken, nur unterbrochen von den Feldern der Bauern und den hoch aufragenden Felsen, die manchmal wie die ausgefahrenen Krallen eines Raubtiers wirkten. Doch nun hatten die Bäume ihr Laub verloren, waren dürr und freudlos. Es war kälter geworden, ungemütlich. Zwar hatte Bosper noch nicht alles erledigt, was er sich vorgenommen hatte – dennoch meinte er, dass die Zeit gekommen war, um nach Hause ins Liebliche Feld zurückzukehren.

Im Großen und Ganzen war die Reise in die kleine Provinz hinter den Koschbergen ein Misserfolg gewesen. Da machte sich Bosper nichts vor. Er hatte gehofft, dass die Getreidesorten, welche die hiesigen Bauern verwendeten, etwas Besonderes waren, da sie auf dem kargen, felsigen Untergrund immer noch gute Ernteergebnisse brachten. Im fruchtbaren Boden der Heimat würde man damit Rekordergebnisse erzielen können, hatte Bosper gehofft.

»Wir werden uns heute das Lager teilen müssen«, sagte Tilda, die ihm gegenüber am Tisch saß – mit einem Grinsen, das sie selbst wohl für viel versprechend hielt.

Sie war sicherlich nicht die hässlichste Frau, die

Bosper je gesehen hatte. Sie hatte sogar eine recht gute Figur; als *Mopsendronning* hätten die Thorwaler sie wohl bezeichnet. Doch sie war nicht nach seinem Geschmack. Zu groß, zu kräftig, zu kantig. Als Fuhrfrau war dies sicherlich von Vorteil, für Bosper stellte es einen großen Mangel dar.

»Nach dem harten Ritt heute werde ich tief schlafen«, erwiderte er möglichst beiläufig. Er wollte Tilda nicht verärgern.

»Wir werden in zwei Tagen Angbar erreichen. Dann trennen sich unsere Wege«, meinte sie und grinste erneut, während sie ihm gerade in die Augen sah. »Was ist gegen ein wenig Spaß einzuwenden?«

Bosper schaute sich um, er suchte nach einer Antwort, die Tilda nicht als Beleidigung auffassen würde. Die Gaststube war gut gefüllt; Bauern, andere Reisende und Händler schwängerten den Raum mit dichten Rauchschwaden aus ihren kurzen Tonpfeifen. Man unterhielt sich laut, um das Unwetter draußen zu übertönen, und man trank das viel zu wässrige Bier.

Noch bevor Bosper seine Entgegnung fand, wurde die Tür aufgestoßen und eine kalte Windböe trug feuchte Luft herein, die den Krautnebel ordentlich umrührte. Die Gespräche der Gäste verstummten, und ihre Blicke richteten sich auf die junge Frau, die dort am Eingang stand und sich gehetzt umsah.

Sie war klein, zierlich und tropfnass. Ein dünnes,

durchscheinendes Nachthemd war das einzige Kleidungsstück, das ihr an den Brüsten, dem Bauch und den Oberschenkeln klebte. Die junge Frau achtete nicht darauf, dass sie beinahe nackt vor den Leuten stand. In ihrem Gesicht spiegelten sich Entsetzen und unglaubliche Angst. Sie versuchte etwas zu sagen, fand jedoch nicht die Kraft dazu, sondern fiel erschöpft auf die Knie. »Helft mir«, hauchte sie.

Bosper befand sich nicht am nächsten, aber er war der Schnellste, der Erste, der bei ihr war. Er hielt sie, bevor sie ganz zu Boden sinken konnte.

»Was ist geschehen?«, fragte er.

»Überfall ...«, murmelte die junge Frau, »die Mühle, sie haben uns im Schlaf überrascht ...«

Nach einer Atempause fügte sie unter Tränen hinzu: »Sie schänden ...«

Auf Bospers Stirn entstand eine steile Falte. Vorsichtig stützte er die Frau, führte sie an seinen Tisch, wo sie sich hinsetzen konnte. Dort legte sie den Kopf auf die Tischplatte und begann hemmungslos zu schluchzen. Währenddessen richtete sich Bosper auf, schaute in die Runde, wobei sein Blick ähnlich gehetzt wirkte wie zuvor der der jungen Frau.

»Wir müssen zur Mühle, wer kommt mit mir?«

Niemand reagierte. Die Falte auf seiner Stirn vertiefte sich. »Was ist los? Habt ihr nicht gehört?«

Tilda erhob sich, nahm einen letzten Schluck aus

ihrem Bierkrug und wischte sich daraufhin mit dem Handrücken über den Mund.

»Ich komme mit«, rief sie mit fester Stimme.

»Wer noch?«

Bosper drehte sich einmal im Kreis, doch sonst meldete sich niemand mehr. Ein Mann machte Anstalten, als wollte er sich erheben, doch sein Tischnachbar zog ihn zurück auf seinen Stuhl, flüsterte ihm etwas zu.

»Feiglinge«, zischte Bosper. Er wollte noch mehr sagen, wollte vielleicht doch noch den einen oder anderen überzeugen mitzukommen. Immerhin ging es um ... Aber ihnen blieb keine Zeit, Satinav drängte.

»Ich zeige Euch den Weg«, erklärte die junge Frau, die sich ein wenig erholt zu haben schien.

Tilda und Bosper blickten sich an. Sie waren beide fremd in der Gegend und es war Nacht. Ihnen würde also kaum etwas anderes übrig bleiben, als sich den Weg von der armen Frau zeigen zu lassen, auch wenn diese jetzt Ruhe mehr als alles andere brauchte.

Sie nickten sich gegenseitig zu und machten sich auf den Weg. Tilda griff der Frau unter die Arme, während Bosper bereits zur Tür hinausgetreten war. Der Sturm traf ihn wie eine schwere Ohrfeige, verschlug ihm fast den Atem und überschüttete ihn mit einer Flut von Regentropfen, als würde jemand einen Eimer Wasser nach dem anderen über ihm ausgießen.

»Warum hast du mich zurückgehalten?«, fragte Lechdan seinen Tischnachbarn.

Der schüttelte nur leicht den Kopf, als wüsste er es selbst nicht so genau, antwortete jedoch: »Das war Gräfin Iluda.«

Der Mann hatte den Namen nur ganz leise ausgesprochen.

»Glaub mir, du wirst froh sein, dass du nicht mitgegangen bist«, fügte er dann etwas lauter hinzu.

Mehr schien er nicht dazu sagen zu wollen. Lechdan verzog missmutig sein Gesicht; das reichte ihm nicht, und er machte erneut Anstalten aufzustehen.

Sie kamen nur mühsam voran. Gemeinsam stützten Tilda und Bosper die junge Frau, die ihr Vorwärtkommen erschwerte, die sie aber brauchten. Denn von ihnen kannte sich keiner in dieser Gegend aus, sie hätten den Weg zu der Mühle niemals allein gefunden.

Bosper war mächtig wütend auf die Leute in der Schenke. Keiner von diesen Feiglingen hatte helfen wollen. Sie waren einfach sitzen geblieben. Wenn er die Zeit dazu gehabt hätte, hätte er jedem Einzelnen eine verpasst. Er stolperte.

Mit der freien Hand konnte sich Bosper abfangen, jetzt zerrten die Frauen an ihm.

Weiter ging es. Der Sturm schien etwas nachzulas-

sen, ebenso der Regen. Trotzdem war es immer noch ein heftiges Unwetter, das sich in der Dunkelheit austobte.

»Wie weit ist es noch?«, rief er.

»Sie ist eine Zauberin.«

Lechdan zog die Augenbrauen zusammen. Als Erklärung reichte ihm dies immer noch nicht. Er schaute zur Tür, an der so heftig gerüttelt wurde, als zerrte eine ganze Zwergensippe daran. Lechdan zögerte jedoch, und auf seinem Gesicht entstand ein fragender Ausdruck.

»Wir haben es fast geschafft«, keuchte die junge Frau, ohne dass Bosper es wirklich hörte.

»Es ist gleich hinter diesem Anstieg«, vernahm er.

Unter anderen Umständen hätte er vielleicht darüber nachgedacht, wie er die Frau verstehen konnte, da sie doch so leise und erschöpft sprach.

Tilda und er ließen sie zu Boden gleiten, hasteten den flachen, fast baumlosen Hügel hinauf. Nur ein paar Sträucher wuchsen hier. Deshalb, und weil sie nicht weiter durch die junge, wohl völlig erschöpfte Frau aufgehalten wurden, kamen sie wesentlich schneller vorwärts.

Tilda, die Fuhrfrau, zog einen Dolch unter ihrem Umhang hervor, Bosper tat es ihr gleich. Oben konn-

ten sie während eines Blitzes die Umrisse der Mühle erkennen, beim nächsten Blitz sahen sie mehr.

»Vor Jahren überfiel ihr Sohn nach einem Zechgelage mit einem Freund die Müllerin und ihren Mann. Sie vergingen sich an ihr und den Kindern. Aber es gelang der ältesten Tochter, zu fliehen und Hilfe zu holen. Der Sohn der Gräfin wurde erschlagen, da man keine Rücksicht auf seine Herkunft nahm.«

Lechdan setzte sich wieder. Ihm fielen andere Geschichten ein, die dieser hier ähnelten. Geister, die umherwanderten; Seelen, die nicht zur Ruhe kamen. Aber davon war nicht die Rede gewesen, dachte er etwas verwirrt.

Zauberin, Gräfin. Ihr Sohn? Wahrscheinlich hatte sie ihr Erscheinungsbild beeinflusst. Sie hatte sich in einen Zauber gehüllt, der sie wie eine junge, verängstigte Frau aussehen ließ.

Die Mühle war nur noch eine Ruine. Moos wucherte aus den Steinfugen heraus, ringsherum lagen nass glänzende Schutthaufen. Bosper blieb stehen, sah sich um. Es gab weder Räuber noch Schutzbedürftige. Tilda bemerkte dies erst einige Schritte später, blieb dann aber auch stehen.

Sie warfen sich ahnungslose Blicke zu. Das Regenwasser lief ihnen in Bächen über die Gesichter, beide



schnappten nach Luft. Dann wandten sie sich gleichzeitig dem Hügel zu, über den sie gerade gekommen waren.

Von einem neuen Blitz aus dem Dunkel gerissen, zeichnete sich dort eine Gestalt ab. Es war eine Frau, die in Schwarz gekleidet war, kaum von der Nacht zu unterscheiden. Doch es war nicht die junge Frau, die sie hergeführt hatte.

Irgendwie ahnte Lechdan bereits, was man ihm antworten würde, als er fragte: »Warum macht sie das?«

Sein Tischnachbar nahm einen weiteren tiefen Zug aus seinem Bierkrug, was Lechdan noch vor kurzem als sehr mutig empfunden hätte. In diesem Augenblick achtete er nicht einmal darauf.

»Sie will den Tod ihres Sohnes rächen. So ruft sie um Hilfe. Und wer auch immer mit ihr geht ...«

Bosper konnte sie nicht genau erkennen. Es war, als würde sie von einem Lichtschein hinter ihr angeleuchtet, was ihr eine eigentümliche Aura verlieh. Vielleicht war diese Aura jedoch wirklich vorhanden, er wusste es nicht. Bosper war durcheinander. Der nächste Blitz brachte nicht nur Licht, sondern auch den Donner ohne Verzögerung mit.

Aber dieser Blitz fuhr nicht vom Himmel hernieder, sondern kam direkt aus der Hand dieser in

Schwarz gehüllten Frau. Tilda schrie kurz auf. Im Augenwinkel sah Bosper, wie sie qualmend, fast glühend umfiel. Kleine Flammen leckten an ihren Kleidern, wurden gleich vom Regen gelöscht. Tilda bewegte sich nicht.

Bosper schwankte einen Herzschlag lang zwischen Flucht und Angriff. Als er sich entschied, blitzte es erneut aus den Händen der Alten. Bosper bemerkte ein scheußliches Grinsen im Gesicht der Frau, die vom Regen unberührt schien. Sie starrte ihm direkt in die Augen, als er den feurigen Strahl spürte, der ihn durchbohrte. Bei Praios, dachte er schmerzerfüllt, dann brach er zusammen.





## Im Wald des Jaguars

Der nebelverhangene Wald nördlich des Regengebirges war dämmrig. Goldene Lichtspeere stachen vereinzelt durch smaragdfarbene Schemen von Blattwerk und Unterholz. Jetzt, am Nachmittag, tauchte das blättergefärbte Sonnenlicht den Urwald in grünliche Schattierungen, die wie Schmetterlinge von Laub zu Schlingpflanze tanzten, von Luftwurzel zu Ast huschten. Erst gegen Abend würden die Bäume im grauen Zwielficht des diesigen Himmels verschwimmen, bis die Nacht hereinbrach und mit ihr die Finsternis.

Cetai lugte hinter dem mächtigen Stamm hervor, der ihn vor den Blicken der anderen Kinder verbarg. Noch hatten sie ihn nicht entdeckt, er jedoch konnte die Altersgenossen gut beobachten, die um den Festungsbaum versammelt standen. Laut schallten ihre kräftigen Stimmen durchs Unterholz.

»Sei endlich still, Vyre! Du bist für die Gruppe der Luhn eingeteilt, und du wirst bei den Luhn kämpfen«, bestimmte Re-Hena. Sie war das größte der

Kinder, und ihre Gestalt türmte sich zwischen den zierlichen Körpern der anderen Waldmenschen auf.

»Werde ich nicht, das kannst du dir merken!«

»Und ob du wirst.« Re-Hena stürzte sich auf die unvorbereitete Vyre, packte das feingliedrige Mädchen an den Oberarmen und zwang es auf den Waldboden. Einige Augenblicke rangen die ungleichen Kinder verbissen miteinander, dann hatte die stämmige Re-Hena die kleinere Vyre fest im Griff. Es war eine harmlose Rangelei, kein Hruruzatkampf, bei dem tödliche Tritte und Schläge verteilt wurden.

»Wirst du nun zu den Luhn gehen, oder willst du lieber von hier verschwinden?«, fragte die Siegerin und bog Vyres Arm nach hinten.

»Ich bleibe.« Vyre verzog vor Schmerz das Gesicht, während sie zustimmend nickte. Sobald das Mädchen frei war, ging es hinüber zur Luhngruppe, und gleich darauf verschwanden die dunkelhäutigen Kinder im dichten Unterholz. Sie verkörperten den anderen Stamm, die erbittertsten Feinde der hiesigen Waldmenschen. Obgleich der letzte Krieg mit den Luhn lange zurücklag, blieb die Erinnerung an die Feindschaft in den *Tatas*, den Legenden des Schamanen, lebendig.

Triumphierend blickte Re-Hena herum, als eine Bewegung hinter einem Urwaldriesen ihre Neugier weckte. Ein gefährliches Tier? Das Mädchen zückte

den Steindolch. Aber es war nur Cetai, der beschloßen hatte, sich zu zeigen. Der Augenblick mochte günstig sein, jetzt war Re-Hena in Siegeslaune. Doch Cetai irrte.

»Wen haben wir denn da?«, höhnte Re-Hena. »Kennt einer von euch den Burschen? Ach, jetzt fällt es mir selbst ein – du bist dieser Cetai, richtig?« Der Junge nickte.

»Was willst du, sollst du was ausrichten, he? Ist doch noch keine Essenszeit.« Re-Hena gab sich betont gönnerhaft.

»Ich wollte fragen, ob ich mitmachen kann. Ich kämpfe auch bei den Luhn, das macht mir nichts aus«, meinte Cetai mit fester Stimme.

Re-Hena verschlug es die Sprache. Selten genug fehlten ihr die Worte. Doch sie war von Cetais Anliegen so überrascht, dass es eine Weile dauerte, bis ihr ätzender Spott zurückkehrte.

»Du möchtest mitkämpfen?«, wiederholte sie, um Zeit zu gewinnen. »Na, dann sei bloß vorsichtig, damit du beim Klettern nicht runterfällst und dir die Haut aufreißt. Wenn das dein Vater wüsste ...«

»Ich falle nicht runter, ich kann klettern«, verteidigte sich Cetai.

»Wann hat es jemals einen vom Volk der *Schilfhäusler* gegeben, der auf Bäume steigen konnte oder über Äste laufen? Ich bekomme ja schon Bauchschmerzen

vor Lachen. Kriech zurück in deinen Blätterhaufen.« Sie wollte fortfahren, aber der Warnruf der Festungswache unterbrach sie. Die Luhn griffen an.

Die Anführerin scheuchte ihre Krieger zur Verteidigung, und sie erklommen rasch den dicken Stamm des Festungsbaumes. Re-Hena blieb die Letzte auf dem Erdboden, sie war mit Cetai noch nicht fertig. Sie trat mit dem Fuß in das Steigloch und sagte laut: »Du kletterst also? – Pass lieber auf, dass du dir dabei nichts abbrichst.« Dabei warf sie einen langen, anzüglichen Blick zwischen Cetais Beine, wo das Tuch aus weich geklopften Rindenfasern hing und sein Geschlecht verdeckte.

Auf dem untersten Ast standen die Verteidiger aufgereiht und lachten pflichtschuldig über den Jungen, der jetzt mit schamrotem Gesicht dastand. Cetai ballte die Fäuste. Es war gemein. Sie hatten kein Recht, ihn auszulachen, nur weil sein Vater ein Napewanha war. Außerdem lebte sein Volk nicht in Blätterhaufen, auch wenn die schnell errichteten Behausungen von außen so wirken mochten – es waren Häuser, denen selbst ein stärkerer Regenguss nichts anhaben konnte. Und anders als die Hütten der Oijanihas waren sie in wenigen Augenblicken errichtet oder abgebrochen – ganz wie es die umherstreifende Lebensweise seiner Leute verlangte. Der Leute seines Vaters, ermahnte er sich.

Während die ›Krieger‹ sich ein erbittertes Gefecht lieferten, stand Cetai immer noch reglos da. Der Kampflärm wurde leiser, das Geschehen verlagerte sich und fand nun außerhalb der Festung statt.

»Mach dir nichts draus, was sie sagt. Fladen-Rehena ist eben so«, bemerkte jemand hinter dem Jungen. Cetai zuckte zusammen und drehte sich um.

Er hatte Akeya schon öfter im Dorf gesehen. Genau wie Cetai war das Mädchen bis auf den Lendenschurz nackt. »Ich ärgere mich ja gar nicht über sie«, wehrte Cetai verlegen ab und kratzte mit den Zehen des rechten Fußes im Laub. Gerade rechtzeitig zog er das Bein hoch, als ein giftiger Tausendfüßler heranwimmelte.

Tust du ja doch, dachte Akeya bei sich, schwieg jedoch. Da sie noch keinen Busen hatte, unterschieden die beiden sich äußerlich lediglich durch die Haartracht: Die Haare des Mädchens waren auf dem Kopf zusammengefasst, eine Kette roter Samenkapseln baumelte vom Schopf bis über ihre Ohren.

Cetai trug die Haare gescheitelt, wie bei der Sippe seines Vaters üblich, die vorderen Strähnen waren in Zöpfe geflochten und von einer Schnur mit Elfenbeinperlen umwunden. »Was machst du hier? In welcher Gruppe spielst du?«, wollte er wissen.

»Ich? – In keiner«, antwortete Akeya gleichgültig und drehte eine dünne Strähne ihres glatten, asch-

schwarzen Haares um den Finger. »Ich spiele nicht mit.«

»Und wieso bist du dann hier?«

»Und warum du?«, gab sie zurück.

»Ich hab gefragt, ob sie mich mitmachen lassen, doch sie wollten nicht.«

Re-Hena wollte nicht und die anderen haben nur gelacht, dachte er, immer noch verletzt.

»Warum bist *du* denn nicht dabei?«, beharrte der Junge auf seiner Frage.

»Ist doch meine Angelegenheit, oder? Außerdem kann ich Re-Hena nicht ausstehen.«

»Lassen sie dich auch nicht mitspielen?« Mitgefühl schwang in Cetais Worten mit.

»Manchmal darf ich schon«, gab Akeya zu. Es lag also nicht nur an ihr, wenn sie nicht mit den anderen Kindern zusammen war. »Darum warte ich ja hier. Ab und zu kann ich mit zu den Luhn gehen.«

»Pah, wer will bei denen schon dabei sein«, erwiderte der Junge verächtlich.

»Gerade wolltest du es noch selber, ich habe es doch gehört! – Ist immerhin besser als nichts, oder?«, stichelte Akeya, und ihre zimtbraunen Augen funkelten wütend.

»Ich käme mir ziemlich blöde vor, wenn ich hier stehen und darauf warten würde, dass ...«, begann Cetai, brach aber ab, da er merkte, dass er die eigene



Situation recht genau beschrieben hatte. »Wieso nennst du sie eigentlich Fladen-Re-Hena?«, lenkte er schnell ab.

»Der Name passt doch, oder?«, lachte Akeya. »Sieh dir bloß mal ihr totenbleiches Gesicht an.« Das Mädchen plusterte die Wangen voll Luft und demonstrierte, was es meinte.

Cetai lachte mit. »Fladen-Re-Hena«, sagte er und fügte hinzu: »Elefantenfuß-Re-Hena!«

Eine Weile amüsierten die Kinder sich damit, Re-Hena alle denkbaren schlechten Eigenschaften anzuhängen und einander gegenseitig vorzuspielen.

Am Geschrei der kleinen Krieger hörten sie, dass der Kampf sich wieder in die Festung verlagerte. Sie wurden ernst.

»Komm, gehen wir woanders hin, wo wir mehr Ruhe haben«, schlug das Mädchen vor. »Du sagst, du kannst klettern? Das will ich sehen!« Akeya verschwand zwischen den tief hängenden Luftwurzeln der Gewächse, die sich vom Lebenssaft der Urwaldriesen ernährten. Cetai folgte, und sie turnten eine Weile durch das Geäst. Der Waldboden war selten eben, zumeist kletterten die schlanken Kinder über Wurzeln, die wie Schlangen über die Erde krochen, stiegen durch Blattgewächse und mehrstämmige Bäume, bis sie auf einem umgestürzten Stamm verharrten. Eine Straße von Messerameisen führte dar-

über hinweg, aber die Kinder wussten, dass von ihnen keine Gefahr drohte. Diese Insekten fraßen hauptsächlich Aas; sie wagten sich nur an lebende Beute heran, die kleiner als eine Eidechse war, um sie mit ihrem Biss zu lähmen.

»Wie alt bist du?«, fragte Akeya in das Schweigen hinein.

»Ich bin im zehnten Sommer, so alt wie du, glaube ich.«

»Ja, nur noch ein Sommer und ich kann zu den Jägern gehen und lernen, wie man mit dem Speer jagt. Dann bekomme ich einen Kriegernamen, und bald bin ich eine Frau.« Akeya freute sich darauf, im nächsten Jahr endlich zu den Erwachsenen gezählt zu werden. Das hieß, wenn ihre körperliche Reifung mit ihrem Ehrgeiz Schritt halten konnte. In diesem Fall würde sie eigene Waffen und einen großen Schild erhalten, nicht bloß stumpfe Übungsspeere, sondern die Kriegs- und Jagdspeere mit Steinspitzen. Waffen zum Kämpfen – und Töten. Wehrlos war sie allerdings jetzt auch nicht. In den geflochtenen Bändern am Oberarm steckte ein Blasrohr und in einem verkorkten Behälter einige Dornen, die sie als Geschosse verwendete. In einer hohlen Kapsel an ihrem Gürtel befand sich das Pfeilgift Wurana, das ihren Leuten nicht schadete, aber jeden tierischen Angreifer, sei er groß oder klein, sicher tötete. Nur einen Augenblick

dauerte es, bis sie Rohr und Pfeil bereit hatte. Manchmal waren die Dornen, deren Flug durch ein Flauchsamenbüschel am Ende stabilisiert wurde, bereits mit Gift bestrichen, meist jedoch stachen die *Kinder des Jaguars* den Dorn kurz in die Giftkapsel, bevor sie den Pfeil entsandten.

Akeya träumte laut vor sich hin und bemerkte nicht den neidischen Blick, den Cetai ihr von der Seite zuwarf. Seine Zukunft stand ihm weniger glorreich vor Augen. Sein Vater war ein Sohn der nomadisierenden Waldmenschen. Sie hatten ihn zurückgelassen, weil er nach einer schweren Verwundung nicht mehr hatte laufen können. So war er zwangsweise im Dorf der sesshaften *Kinder des Jaguars* geblieben, immer in der Hoffnung, dass seine Leute eines Tages den alten Pfaden folgten und zurückkehren würden. Doch das taten sie nicht. Über den Wipfeln flog das Gerücht umher, Weiße hätten die Nomadensippe versklavt, aber vielleicht waren sie auch von Tieren zerrissen worden. Das wusste nur *Kamaluq*, der göttliche Jaguar.

So blieb der Nomade, tat sich mit einer Frau zusammen, und gemeinsam bekamen sie Kinder, von denen Cetai das älteste war. Doch völlig einfügen in das fremde Leben wollte der Vater sich nicht, was seinen Sohn zum Außenseiter machte, dem seine fremde Herkunft gleich anzumerken war. Der Schmuck, die Haartracht, all das unterschied Cetai von den sesshaften

Oijanihas, mit denen er aufwuchs. Von den anderen Kindern wurde er oft genug ausgeschlossen, so wie jetzt beim Spiel.

Dabei hatte der Junge gehofft, mit seinen Fähigkeiten zu glänzen, wenn man ihn erst einmal in die verschworene Gemeinschaft der Kinder aufgenommen hatte. Cetai kannte alle Sprachen der Stämme, denen sein Vater je begegnet war. Und das war besser, als allein die eigene Zunge zu sprechen.

Lange und hart musste der Sohn des Napewanha klettern üben, um so gut zu werden. Aber die Kinder hatten ihn trotzdem von vornherein abgelehnt. Diese Enttäuschung wurde zwar durch die Begegnung mit Akeya gemildert, brannte aber unvergessen in seinem Herzen. Immerhin: Mit Akeya zusammen konnte Cetai über die Dummheit Re-Henas spotten. So kamen die Kinder überein, einen Bund gegen die selbst ernannte Anführerin zu schließen. Akeya ließ sich ebenfalls selten in den Reihen der anderen Kinder sehen, und dafür musste es einen Grund geben.

Nachdem Cetai Akeya gezeigt hatte, dass er nicht so ängstlich und ungeschickt beim Klettern war, wie die anderen behaupteten, suchten sie einen geheimen Platz, um den Bund zu beschwören. Dort erzählte das Mädchen im Laufe des Nachmittags, warum sie mit Re-Hena verfeindet war und diese sie nicht in das Spiel einbeziehen wollte.

»Es hat wohl damit zu tun, dass meine Mutter Morgenpfeil keine Kriegerin und Jägerin mehr ist. Sie wurde in ihrer Jugend von einem roten Jaguar angegriffen. Noch nie hat das *Kamaluq* geweihte Tier ein Mitglied des Volkes verletzt. Der Schamane sagt, dass die Schuld dafür bei meiner Mutter liegt. Sie soll ein Tabu gebrochen haben, doch darüber schweigen alle. Es wurde dann auch ein Unglücksjahr für uns, denn Morgenpfeil ist nie richtig gesund geworden. Sie kann nicht mehr zur Jagd gehen, und wir leben davon, was ihre Geschwister und mein Großvater für uns erbeuten.

Re-Hena hat mir in einem Streit mal an den Kopf geworfen, dass meine Mutter gar keine richtige Frau wäre, weil sie im Dorf bleibt und nicht zur Jagd geht. Sie würde Unglück und Schande über den Stamm bringen! Ich habe deshalb mit ihr gekämpft, aber Re-Hena war stärker, und seitdem gehe ich ihr aus dem Weg. Was sie gesagt hat, ist völliger Unsinn. Nur weil Morgenpfeil keine Kriegerin ist, ist sie doch trotzdem eine richtige Frau!«

Cetai spürte ihren Kummer. So wie *sein* Vater war *ihre* Mutter Ursache für die Probleme mit den anderen Stammesmitgliedern. Aber er hatte noch eine Überraschung für sie, eine Freude, die schon so lange in seinem Herzen wohnte und die er bislang mit niemandem hatte teilen können. Akeya würde ihn nicht verraten!

»Ich kann dir morgen was zeigen. Etwas Besonderes. Treffen wir uns dann wieder hier?« Cetai warf einen kurzen Blick auf die Lichtung, wo sie den Rest des Tages verbracht hatten. Ein unregelmäßiges Dreieck, an dessen Spitzen je ein mächtiger Baum stand, dessen Äste sich über dem Platz kreuzten. Es war verhältnismäßig hell, und so lebten dort andere Pflanzen, die sich nicht in den Schatten der Riesen verkrochen, sondern stolz die Köpfe erhoben. Ungefähr in der Mitte dieser überwucherten Fläche lag ein großer Felsbrocken, den Akeya und Cetai mit vereinten Kräften nicht hätten fortschleppen können. Ihn hatten sie zu ihrem Thron-sitz erkoren, auf dem sie nun nebeneinander hockten.

»Sag schon, ich muss gehen«, drängte Cetai und stand auf. Akeya murmelte ihre Zustimmung und der Junge gab sich damit zufrieden. Er schlug sich durch das Unterholz und trottete unter den Zweigen Richtung Palisadendorf. Aus einiger Entfernung rief er: »Fladen-Re-Hena«, und Akeya legte die Hände trichterförmig vor den Mund und schrie zurück: »Elefantenuß.« Dann verschwand Cetai endgültig in den grauen Schatten des anbrechenden Abends. Von weitem glaubte Akeya noch eine lang gezogene Silbe zu hören, aber sicher war sie sich nicht. Sie lachte trotzdem, zufrieden mit sich und dem Tag. Wer brauchte schon Re-Hena und ihre Bande?

Cetai war schon früher am verabredeten Platz erschienen, und so musste er auf das Mädchen warten. Schließlich kam Akeya über einen tief gewachsenen Ast herangehuscht und sprang waghalsig zu Boden. Er erhob sich voll Eifer, um sie zu dem Ort zu führen, den er entdeckt hatte.

»Den kennt außer mir keiner, und du musst versprechen, ihn niemandem zu verraten und nichts von dem zu erzählen, was ich dir da zeigen werde.«

»Nicht im Leben, nicht im Tod und nicht in der zweiten Welt«, schwor Akeya ernsthaft die alte Eidesformel und fügte einschränkend hinzu: »Nur, wenn du es mir erlaubst. Bei meinem Tapam-Namen.«

Cetai nickte, zog einen Beutel hervor, der bisher am Felsen gelegen hatte, und tauchte mit geschultertem Packen in das nebelige Grün. Akeya folgte. Er führte sie längere Zeit durch das Labyrinth zu einem seltsamen Ort.

Inmitten von Bäumen erhoben sich drei gewaltige Felsen, schier aus dem Boden gewachsen. Steil und glatt stieg der Fels an, sodass es unmöglich schien, sie zu besteigen.

Doch Cetai wollte auch nicht hinauf. Gerade als Akeya zur Frage ansetzte, was sie hier sollten, blieb er vor einer schmalen Spalte stehen. Der Riss im Gestein lief von oben, wo er nur haardünn war, tief hinab zum Boden. Sein Ende wurde von dornigen Sträu-

chern verborgen. Auf den fragenden Blick des Mädchens hin trat Cetai ein Stück zur Seite. An dieser Stelle war das Gebüsch weniger dicht. Er ließ sich auf Hände und Knie nieder und kroch hinein. Den Beutel schleppte er am Band hinterher. Bald war der Junge völlig im Dickicht verschwunden, das wie ein breiter Gürtel um den Felsen lag. Akeya hörte ihn ungeduldig rufen: »Komm nach!«, und ihre Neugier siegte über die Vorsicht. Leise murmelte sie einen Schutzgesang gegen giftige Schlangen und folgte seinem Beispiel.

Längs der Felswand bahnte sich ein Weg durch die Dornensträucher. Dieser Tunnel führte zu dem Spalt, der sich zu einer von außen nicht sichtbaren Öffnung verbreiterte. Akeya sah gerade noch, wie Cetais Beutel durch den Einlass schleifte.

»Hier herein! Oder hast du Angst?«, rief der Junge. Das Mädchen schlängelte sich geschmeidig den Gang entlang und schlüpfte durch die enge Öffnung. Dahinter klaffte eine Höhle, in der die staunende Akeya sich bald aufrichten konnte.

Ein Streifen Tageslicht fiel durch den oberen Teil des Risses und erhellte den tropfenförmigen Raum, der größer war als die Hütte des Schamanen.

Während Akeya sich noch umsah, trat Cetai von der Seite an sie heran.

»Das Beste hast du noch nicht gesehen«, sagte er



stolz und deutete in eine Nische am hinteren Ende. Dort lag, auf einem Haufen trockener Blätter, Pelzfetzen und zerrissenen Rindendecken, ein roter Jaguar, noch im flauschigen Jugendfell! Das Tier hatte zusammengerollt geschlafen, wurde aber munter, als die Kinder in seine Nähe kamen.

Vor Überraschung blieb das Mädchen einen Augenblick stumm. Ungläubig staunend ging Akeya auf das Jungtier zu. Voll ausgewachsen war eine Rotkatze erst nach dem zweiten Sommer. Dann reichte sie einem Menschen bis zur Brust. Das Jaguarjunge hier war bereits zu groß, um auf den Armen getragen werden zu können. Das Tier erhob sich und streckte den geschmeidigen Körper. Der Schwanz hatte bereits die volle Länge und fegte spielerisch über den Boden.

»Eine Rotkatze«, brachte Akeya endlich hervor und zog ihre Hand in Sicherheit, nach der die Katze geschlagen hatte. Auch wenn das Tier noch klein und die Pfoten im Vergleich zum Körper groß und täpisch wirkten, die Krallen glänzten lang und spitz.

»Was tun wir, wenn die Alte zurückkommt?«, fragte Akeya wachsam.

»Die kommt nicht mehr zurück«, antwortete Cetai bestimmt. »Schau mal dorthin.«

Akeya blickte in die gewiesene Richtung und erkannte, was dort ausgebreitet lag. Der rote, gegerbte

Pelz trug noch den Schwanz der Rotkatze. Der Größe nach zu urteilen musste dies ein sehr altes Tier gewesen sein.

Während er und Akeya das Junge aus dem Beutel fütterten – es fraß schon geschabtes Fleisch –, erzählte der Junge, wie er die Höhle und die kleine Rotkatze entdeckt hatte.

»Es liegt schon fünf Monde zurück, da habe ich hier in der schlammigen Bucht des Flusses, wo die Alligatoren leben, einen blutbedeckten und zerwühlten Fleck entdeckt. Vom Ufer weg führte eine breite Blutspur durch den Wald zu den großen Steinen. Der Spur zu folgen war leicht. Vielleicht, dachte ich, liegt da ein Mensch, der in die Fänge eines Alligators geraten ist.«

Akeya bedeutete ihm ungeduldig, fortzufahren.

»Ich ging der Fährte nach, und dort vorne, direkt beim Eingang zum Dickicht, fand ich die Rotkatze. Sie war schon tot, glaube ich, denn bewegt hat sie sich nicht mehr.« Cetai seufzte. Angst hatte damals seinen Brustkorb zusammengedrückt, Angst vor den *Nipakau*, den Geistern, von denen der Schamane sich alle Dinge zutragen ließ, und Ehrfurcht vor *Kamaluq*, dem Gott über Menschen, Tiere und Dinge. Er hätte den Schamanen um Rat fragen müssen, aber er hatte es nicht gewagt, er, ein Außenstehender ... Auch wenn die roten Jaguare dem *Kamaluq* geweiht waren

und sehr alt werden konnten, so waren sie sterblich. Es war nichts Geheimnisvolles an dem Tod gewesen, nichts, das ein Schamane hätte deuten müssen. Dennoch kroch Cetai ein ehrfurchtsvoller Schauer über den Rücken, und hastig fuhr er fort.

»Am nächsten Tag lag sie immer noch da. Eine Straße von Messerameisen führte zu ihrem Kopf, sie sind dort hineingekrochen und kamen an der anderen Seite wieder heraus.« Der Junge schüttelte sich vor Ekel bei der Erinnerung, dass ein roter Jaguar genauso dem Verfall preisgegeben war wie alle Geschöpfe *Kamaluqs*.

»Noch andere Tiere zerrten und fraßen an der roten Katze. Da war ich sicher, dass sie wirklich tot war. Siehst du die Löcher im Fell, die stammen nicht alle von dem Kampf ... Ich vertrieb die Aasfresser mit einigen Stöcken und habe der Katze das Fell über die Ohren gezogen. Ich wollte es dem Schamanen bringen, ehrlich, aber dann ... hörte ich dort aus der Höhle ihr Junges schreien. Und so habe ich Flamm gefunden.«

»Warum hast du es nicht dem Dorfrat erzählt? Oder dem Schamanen? Du weißt doch, dass seit langer Zeit hier im Wald des Regens kein roter Jaguar mehr gesichtet wurde.« Da manche Stammesmitglieder diesen Umstand dem Frevel ihrer Mutter anrechneten, wusste Akeya genauestens Bescheid.

»Ich wollte nicht, dass sie mir Flamm wieder wegnehmen. Ich habe ihn schließlich gefunden!« Cetai schwieg. Mehr wollte er nicht verraten, auch Akeya nicht. Es steckte noch etwas anderes dahinter.

Er wollte die Lehmkriecher dafür bestrafen, dass sie ihn schlecht behandelten. Er träumte von Vergeltung an den Leuten, die seinen Vater hier im Stich gelassen hatten ... Irgendwo in seinem Herzen bewahrte er einen Traum, worin er ganz allein durch den Wald streifte, neben sich eine ausgewachsene, zahme Rotkatze, die nur ihm gehorchte. Eines Tages würde er so auf dem Dorfplatz erscheinen, der Schamane würde ihn in die Arme schließen und einen würdigen Krieger nennen. Sein Vater wäre stolz auf ihn. Dann kamen sie nicht daran vorbei, ihn zu bewundern und seine Fähigkeiten anzuerkennen.

Jetzt, wo er durch Akeyas Einwand noch einmal genauer darüber nachdachte, fühlte er, dass diese Beweggründe bei seiner Entscheidung den Sieg davongetragen hatten. Und wenn schon, dachte er trotzig. Ich habe Flamm gefunden, und darum gehört er mir.

Akeyas Einwand wog schwer, Cetai indes fühlte sich im Recht. Und wäre es nur wegen der gestrigen Demütigung, die er von Re-Hena hatte einstecken müssen.

Akeyas Stamm kannte keine Gottheit außer *Kama-*

*luq*, und die Rotkatze war nicht nur irgendein Tier, sie war dem Gott geweiht. *Kamaluqs* Kräfte lagen in der Erde, im Wasser, in den Naturgewalten, den Stürmen oder seltenen Erdbeben. Sie beeinflussten das Jagdglück und die Ernte, schickten Krankheiten oder heilten sie, bewahrten das Volk vor Unglück und Krieg. Darum mussten sie gnädig gestimmt werden.

Und *Kamaluqs Tapam*-Tier war ein besonderer Beschützer der Sippe, Fürsprecher und Vermittler zwischen Menschen und dem Gott.

Deshalb war es seit ewigen Zeiten Sitte bei den *Kindern des Jaguars* gewesen, eine Rotkatze im Dorf zu halten. Als Jungtiere gefangen und in ein großes Gehege gebracht, lebten sie behütet und verhätschelt unter der Obhut des Schamanen. So ging es lange Zeit. Unmerklich nahm die Zahl der im Wald des Regens lebenden Rotkatzen ab, und es wurde immer schwieriger, noch Jaguare der seltenen Färbung zu finden. Eines Tages konnte für den gestorbenen roten Jaguar kein Nachfolger gefunden werden. Seit drei Jahresläufen war keine Rotkatze mehr gesichtet, geschweige denn gefangen worden. *Akeya*, und mit ihr die jüngeren Kinder, kannten die Katze nur aus den *Tatas*, den ehrwürdigen Erzählungen.

Dies alles machte *Cetais* Entschluss, dem Stamm die wohl letzte Rotkatze vorzuenthalten, noch schwerwiegender. *Akeya* erinnerte sich an ihr Versprechen

und verschluckte die Vorwürfe, die ihr auf der Zunge gelegen hatten. Vielleicht hatte Cetai Recht. Das Jungtier wäre gestorben, wenn er sich nicht darum gekümmert hätte. Der Schamane hätte zwar gut für das Junge gesorgt ... Aber das geschah dem alten Stammeszauberer ganz recht. Zornig erinnerte sich Akeya daran, dass in erster Linie der Schamane ihre Mutter so übel beschuldigte. Warum sollte man ihm helfen? Tief in Gedanken versunken, horchte das Mädchen erst wieder auf, als es von Cetai angesprochen wurde.

»Flamm hört sogar auf seinen Namen«, verkündete der Junge stolz. »Ich wollte bald anfangen, ihm das Jagen beizubringen, damit er selbst für sein Futter sorgt. Flamm wächst so schnell, dass ich ihm dabei zusehen kann.« Langsam wurde es zu einem Problem, jeden Tag genug Fleisch für die Katze zu unterschlagen. »Er muss lernen, allein zurechtzukommen. Ich will ihn freilassen, später, wenn er alt genug ist.«

Flamm konnte nicht ewig in der Höhle bleiben, das war Cetai klar. Ins Dorf wollte er ihn nicht bringen, also musste er das Tier irgendwann einmal eigene Wege ziehen lassen. Er hoffte im Stillen, dass der Jaguar seine Anhänglichkeit behielt, so zahm bleiben würde wie jetzt. – Aber bis die Rotkatze ausgewachsen war, würde auf jeden Fall noch viel Zeit vergehen, tröstete er sich. Bis zu diesem Tag gehörte Flamm ihm. Ihm – und ein wenig auch Akeya.

»Hilfst du mir dabei, ihn Beute reißen zu lehren?«, fragte Cetai das Mädchen. »Du kennst doch die Schliche und Pfade. Wenn Flamm weiß, wo er jagen kann, dann braucht er nie zu hungern.« Akeya stimmte ihm zu. Von ihrer Mutter und der *Imri*, ihrer Großmutter, hatte sie viel über Wasserstellen und Jagdplätze erfahren.

In den folgenden Wochen wechselten Cetai und Akeya sich mit Flamms Versorgung ab. Das Tier bekam jetzt fast ausschließlich Fleisch. Die Rotkatze gewöhnte sich gleichermaßen an das Futter wie an Akeya. Als sie glaubten, Flamm wäre alt genug dazu, bereiteten die Kinder ihn auf die Jagd vor. Das Tier schlug schon mit der Pfote nach allem, was sich bewegte, doch sein Schlag war noch spielerisch und ungenau. Akeya und Cetai nutzten den Spieltrieb der Rotkatze für erste Übungen.

Mit kleinen, an Sehnen gebundenen Fellstückchen lockten sie Flamm. Wenn das Tier Interesse an dem Bündel bekam, das vor seiner Nase hin und her geschwenkt wurde, zogen sie den Köder fort.

Anschließend wurde das Fellstück vor der Katze auf den Boden gelegt, und eins der Kinder ruckte am Faden. Gewöhnlich langte Flamm unter ärgerlichem Fauchen nach der ›Beute‹. Immer schneller glitt das Fellbündel über den Boden der Höhle, und immer si-

cherer wurde Flamm darin, es zu erwischen. Mit der Zeit versteckten sie Fleischstücke zwischen dem Fell, sodass der Jaguar sich sein ›Futter‹ bereits erjagte. Eines Tages gingen die Kinder mit der Rotkatze ans Tageslicht.

Zuerst blieb Flamm auf den Hinterbeinen hocken, dort, wo Cetai ihn abgesetzt hatte. Nur der zuckende Schwanz verriet die Aufregung der Katze. Schließlich schlich sie geduckt ein paar Schritte vorwärts.

Sonnenstrahlen fielen auf ein Stück des Waldbodens, und die Rotkatze zögerte, die Lichtspeere zu durchschreiten. Vorsichtig drehte sie um und schob sich von dem warmen Fleck fort. Kurze Zeit später aber obsiegte die Neugier des Tieres, und es schritt mit peitschendem Schwanz und aufgerichteten Ohren auf die erleuchtete Stelle zu und hindurch. Den ganzen Nachmittag erkundete Flamm die Umgebung der Höhle, pirschte an Felsbrocken an, stolperte über Wurzeln und schwankte dabei stets zwischen Entdeckungslust und Vorsicht.

Akeya und Cetai hockten in der Nähe und beobachteten das Tier. Nach einigen Stunden führten die Kinder die Jungkatze zurück in die Höhle und verschlossen den Eingang gründlich, bevor sie gingen. Mit einiger Mühe hatten sie durch die Dornen einen Felsbrocken vor den Eingang gerollt, der die Höhle versperrte.



Am nächsten Tag wurde Flamm schon mutiger. Akeya und Cetai hatten Mühe, das neugierige Tier nicht aus den Augen zu verlieren. Als die Rotkatze sich schließlich nahe des Höhleneingangs behaglich zusammenrollte und beinahe gelangweilt ihre Umwelt betrachtete, waren die zwei sicher, weitere Pläne ausführen zu können.

»Was meinst du, passiert, wenn Flamm einmal eine andere Rotkatze trifft? Ob er überhaupt weiß, dass er selbst ein Jaguar ist?«, fragte Akeya eines Tages, während sie mit Flamm wieder das Köderspiel spielten.

»Ich weiß nicht, aber er kennt ja die eigene Mutter ...«

»Vielleicht sollten wir seine Erinnerung ein wenig auffrischen«, schlug das Mädchen vor. »Mit dem Fell, verstehst du?«

»Du meinst, einer von uns zieht sich das Fell an und spielt Jaguar-Mutter? Wir könnten Flamm so das Jagen zeigen, besser als mit dem kleinen Köder hier«, spann Cetai die Idee weiter.

»Daran hab ich nicht gedacht, das ist wirklich sehr gut«, griff Akeya seinen Vorschlag auf.

»Wir müssen nur Acht geben, nicht in die Nähe der Jagdpfade oder der Wege der Sippe zu geraten«, gab der Junge zu bedenken. Er kralte die Katze zwischen den Ohren. »Flamm ist jetzt müde, komm, gehen wir zurück.«

»Ich bringe dann gleich einige Riemen mit, um das

Fell festzumachen. Und vielleicht kann ich einen ungehäuteten Waldhasen mitnehmen.« Akeya konnte ihre Begeisterung kaum zügeln. »Wenn ich der *Imri* erzähle, dass ich mit einigen Kindern im Wald ein kleines Festmahl abhalten will, gibt sie mir bestimmt genug zu essen mit.« Sie war zuversichtlich und aufgeregter wie schon lange nicht.

Die Kinder führten Flamm wieder in die Höhle und ließen noch etwas Futter für die Nacht zurück. Dann verharrten sie eine Weile am Fuß der Berge. Es war früher Abend, die Sonne stand schon so tief, dass Cetai sie nicht mehr sehen konnte. Wenn das Licht schräg durch die Bäume flutete, brach seine liebste Tageszeit an. Bis der Abend die Stämme wieder in Nebel tauchte, umhüllte zartes Licht jeden Baum, jede Pflanze und jedes Blatt, sodass sie wie aus sich selbst heraus leuchteten.

Gemeinsam schritten die Freunde zum Dorf zurück und würdigten Re-Hena keines Blickes, als sie ihr auf dem Weg begegneten.

Cetai und Akeya trafen sich den folgenden Tag am gewohnten Platz, beide bepackt mit Lebensmitteln.

»Hier! Aber der ist nicht für uns.« Akeya schwenkte das in Blätter eingeschlagene Paket. Wie versprochen hatte sie einen Waldhasen zur Jagdbeute für Flamm erbettelt.

Die Kinder entzündeten ein kleines Feuer und bereiteten die mitgebrachten Sachen zu. Akeya hatte zwar die Gewürze vergessen, doch es schmeckte den beiden trotzdem.

Das Wetter war seltsam an diesem Tag, die Luft feucht und schwül, und so saßen sie eine Weile schlapp um die glimmende Asche, bis sie Lust auf den Jagdunterricht des Jaguars bekamen.

»Wer zuerst bei der Höhle ist, gewinnt!«, rief Akeya und stürmte los. Doch mit vollem Bauch gab sie bald auf. Es war zu warm für ein Wettrennen. Sie holten gemächlich Flamm und das Jaguarfell aus der Höhle und begaben sich in einen dichten Teil des Waldes.

Cetai führte die Rotkatze ein Stück weg, während Akeya sich das Fell an den Körper band. Der Tiereschädel drückte schwer auf ihren Kopf, sie hatte ihn mit einem Streifen Leder unter dem Kinn befestigt. Etwas Mühe bereitete es, die Riemen um die Handgelenke zu knüpfen, da sie nur eine Hand und die Zähne zur Hilfe nehmen konnte, doch mit dem restlichen Pelz wurde sie schnell fertig.

Das Mädchen schlich auf den Pfad, wo Cetai inzwischen ein Seil an den Waldhasen gebunden hatte und sich hinter einigen Gebüsch versteckt hielt, ein Seilende in der Hand. Flamm stromerte zwischen den Bäumen umher, neugierig wie immer. Auf einen Ruf

von Cetai drehte er um und spazierte in seine Richtung. Als etwas Großes, Rotes durch das Unterholz leuchtete, verharrte das Tier. Der Schwanz der Rotkatze fegte über den Boden. Die große Gestalt bewegte sich von Flamm fort, drehte den Kopf und gab einen Laut von sich, bevor sie weiterging.

Akeya, bemüht, ein rotkatzenähnliches Fauchen hervorzubringen, kroch auf allen vieren weiter, senkte den Kopf, als witterte sie etwas am Boden, und wartete. Flamm hatte Akeyas Geruch erkannt und sprang auf die Gestalt zu, um sich an ihr zu reiben. Das zierliche Mädchen konnte der ungestümen Kraft des Jungtiers nicht lange standhalten und verlor das Gleichgewicht. Zwischen Ärger und Belustigung wollte Akeya gerade den Jaguars schelten, als sie sich an ihre Rolle erinnerte und stattdessen ein wütendes Grollen ausstieß. Ihre Hand schlug wie die Tatze einer Mutter, die ihr Junges auf den richtigen Weg bringen muss, damit es überleben konnte. Es war ein leichter Schlag, aber unerwartet für Flamm, der eine derartige Behandlung nicht gewohnt war. Doch schon flitzte Cetai heran, um das Tier zu verteidigen. »Was soll das?«

Das Mädchen blitzte den jungen Schilfhäusler wütend an. »Soll er verhungern, weil er nicht auf seine ›Mutter‹ hört? Willst du ihn immer füttern, sein Leben lang?«

»Du hast ihm wehgetan!«

»Unfug, das hat er kaum gespürt.«

Die Raubkatze langweilte der Streit ihrer Lehrer, sie war bereits unter Ranken geschlüpft und hatte ihre erste Beute allein geschlagen: einen Salamander. Flamm war nicht besonders hungrig, so verschmähte er das Tierchen, drehte und wendete es nur mit der Pfote. Aber schon witterte die Katze den vergessenen Hasen und machte sich immer der Nase nach auf zu der neuen, interessanteren Beute.

»O nein, er hat den Hasen entdeckt. Das ist nur deine Schuld!«, rief Cetai aufgebracht und rannte zu der Rotkatze, die auf dem Fellbündel herumkaute. Hätte Akeya ihn nicht abgelenkt, wäre das nicht passiert.

»Ach? Und ich habe auch den Hasen liegen gelassen, was? Die Jagd können wir jetzt vergessen!« Akeya folgte ihm, damit er auch jedes Wort hören konnte. Es war gar nicht so leicht, mit dem unförmigen Fell durch den Wald zu schlüpfen. Wenn sie jetzt das Jaguarfell abstreifen wollte, musste sie Cetai um Hilfe bitten, und das war das Letzte, wozu sie Lust verspürte. Eine Kriegerin würde mit solchen Schwierigkeiten leicht fertig werden. Trotzdem, Schweiß perlte auf der dunklen Haut des Mädchens – es war drückend wie schon lange nicht mehr, und unter diesem Tierfell troff sie wie ein Wasserfall. Der Ärger

erwärmte sie zusätzlich von innen, und bald waren die Kinder in einen hitzigen Streit verfallen. Gegenseitige Anschuldigungen flogen hin und her, jede Äußerung eine Stufe verletzend als die letzte. Bis sie schließlich nichts mehr zu sagen hatten.

»Hätte ich dir bloß nichts von der Katze erzählt!« Wütend riss der Junge an einem Ast, Baumkäfer purzelten herab, Asseln, zu glänzenden Kugeln gerollt, prasselten auf seine Schulter.

»Wenn du meinst!«, erwiderte Akeya beleidigt, und das war für lange Zeit das Einzige, was sie miteinander sprachen.

Flamm trabte neben Cetai her, der eine Hand ständig im dichten Nackenfell der Katze verborgen hielt. Immer, wenn das Tier sich in Akeyas Richtung bewegen wollte, hielt er die Rotkatze fest und kraulte sie so lange, bis sie ihr Vorhaben vergaß. Flamm gehörte nur ihm.

Sie schwiegen erbittert und bemerkten kaum die einsetzende Dämmerung. Dunkel rankten sich schon die Waldschatten um die Bäume, und geisterhaft fing sich das letzte Licht in den Bodennebeln, bis der Abend heranbrach, jäh wie immer im Wald des Regens.

Immer noch mochte keiner ein Wort der Versöhnung oder einen Abschiedsgruß sprechen. Sie standen eine Zeit lang nur da, bis Cetai sich zu einem Satz durchrang.

»Ich bringe jetzt Flamm weg.«

»Meinetwegen«, brachte Akeya hervor.

»Ich wollte das Fell mitnehmen«, setzte der Junge hinzu.

»Ach ja – natürlich.« Akeya hob die Arme, um die Schnur zu lösen, und bedeutete Cetai, ihr zu helfen.

»Was war das?«, fragte Cetai abgelenkt. Der Junge glaubte, etwas gehört zu haben, und blickte umher. Schon seit einer Weile war es still geworden, ungewöhnlich still für die Abendzeit. Die Kinder hatten es unterschwellig bemerkt und ihre eigene Wahrnehmung noch geschärft, denn häufig schlich der Jaguar auf Beute, und sein leiser Schritt ließ selbst Vögel und Insekten verstummen. Oft waren es die Menschen, welche sich unachtsam verhielten – so wie sie gerade. Manchmal jedoch ...

Cetai erblickte einen Schatten im Grün – eine zwei-beinige Gestalt, die sich jetzt herumdrehte und fort-lief. Die beiden erkannten, wer sie beschlichen hatte. Das bleiche und ungewöhnlich große Mädchen war sogar von hinten unverwechselbar.

»Re-Hena«, riefen sie wie aus einem Mund.

»Sie hat uns belauscht – diese Schlange will uns verraten!« Cetai wurde übel vor Angst.

»Wir müssen sie aufhalten«, beschloss Akeya. Ohne sich die Zeit zu nehmen, das Fell abzustreifen, sprang sie über einen vermoderten Baumstamm.

»Warte!«, bat Cetai. Hastig knüpfte er eine Schlinge in das Seil, an dem vorher der Hase gehangen hatte und legte sie Flamm um den Hals. Mit wenigen Handgriffen band er den Jaguar an einen Stamm.

»Du bleibst hier«, befahl er der Katze und sprang an Akeyas Seite. Jeder Streit war vergessen, gemeinsam hechteten sie voran. Akeya verwünschte abermals das Fell, das ihren Weg durch den Dschungel behinderte. Fast so elefantenfüßig wie Re-Hena selbst stapfte sie vorwärts, als Cetai in der Nähe des Dorfes abermals lauschend verharrete. Jetzt hörten beide Rufe. »Die Luhn, Alarm! Sie kommen!«

»Wieder Re-Hena und ihre Bande«, winkte der Junge ärgerlich ab.

Aber aus der Richtung des Dorfes vernahmen sie jetzt mehr Lärm und Geschrei. Plötzlich setzten dunkle, dumpfe Töne ein.

»Die drei großen Trommeln«, rief Akeya erschrocken. »Es muss etwas geschehen sein!« Am Firmament grollte es leise, wie ein Jaguar vor dem Angriff. Die Kinder spürten die Trommeln bis in ihre Bäume. Angst peitschte ihre Herzen zu einem schnelleren Echo der Trommelschläge. Die Luft schien zu dick zum Atmen, und ihre Haut glänzte vor Feuchtigkeit, die tropfenweise von ihren Haaren rann.

Halsbrecherisch liefen sie weiter, zu hastig für die Dunkelheit, aber viel zu langsam, um ihrer Sorge



Herr zu werden. Akeyas Verkleidung behinderte sie sehr, doch die Pause, das Fell abzunehmen, wollte sie sich nicht erlauben. Die Trommeln waren inzwischen verstummt, und der Lärm hatte sich für den Augenblick gelegt. Die Stille war peiniger als jedes Geräusch. Wenn die Kinder etwas hörten, konnten sie daraus wenigstens schließen, was vor sich ging.

Cetai vernahm trotz seines keuchenden Atems Pforten hinter sich. »Nein – Flamm!«, rief er, als er das Tier mit langen Sprüngen heranjagen sah. Die aufgeregte Katze drängte sich nah an ihm vorbei, sodass der Junge fast gestürzt wäre. »Flamm!«, herrschte er das Tier an, und die Rotkatze blieb stehen. Cetai fischtete nach dem Seil, dessen Ende zerfasert und durchgekaut über den Boden schleifte. Ein Wunder, dass sich das Tier damit nicht in Schlangenzwurzeln verhakt hatte. Dann rannte er mit der Katze weiter. Ihm war schrecklich warm, die Luft, die er einzog, erschien ihm heißer als sein Atem. Cetai fand nicht die Zeit, sich den Schweiß von der Stirn zu wischen. In der Ferne leuchteten helle Flecke durch die Nacht, und das Muster der Fackeln tanzte beständig vor ihm her, sodass ihm bei diesem Anblick schwindelte. Flamm zog den Jungen heftig vorwärts, und er rutschte auf einem schlammigen Fleck aus.

Akeya war ein gutes Stück zurückgeblieben und streckte die müden Beine, um nicht den Anschluss zu verlieren. Sie sah Cetai stürzen, und bis er wieder auf

die Beine kam, hatte sie aufgeholt. Gemeinsam erreichten sie den Waldrand vor dem Dorf.

Sonst leuchteten durch das offene Tor bereits die Kochfeuer, doch heute war alles dunkel bis auf die Fackeln. Das Tor in der Palisade war geschlossen. An den Seiten der Ansiedlung drängten sich fremde Krieger und Kriegerinnen, die mit schweren Steinäxten Breschen in die hölzerne Umfriedung schlugen. Die Kämpfer trugen Speere und riesige, nach unten schmal verlaufende Schilde aus Flechtwerk. Einige kämpften auch mit Pfeil und Bogen. Natürlich waren es alte Feinde, die Luhn. Hohe, spitze Kriegsschreie drangen den Belagerten durch Mark und Bein. Die Luhn befanden sich in der Überzahl und sie waren auf Köpfe aus!

Innerhalb des Dorfes hatten sich die Verteidiger inzwischen gesammelt und bewaffnet. Die Ersten nahmen ihre Positionen am Palisadenzaun ein. Sie wurden ebenfalls von großen Schilden gedeckt. Die anderen Bewaffneten bewachten die Hütten, bereit, alle darin mit ihrer Kampfkunst und dem eigenen Leben zu schützen.

Die Kinder hielten kurz vor der gerodeten Schneise, die den Palisadenzaun vom Urwald trennte. Wie sollten sie bloß ins Dorf gelangen, zu ihren Familien?

»Halt!«, zischte eine verhasste Stimme. Re-Hena zog Akeya am Arm in die Deckung des gewaltigen

Stammes und winkte den Jungen heran. Sie zeigte deutlichen Respekt vor der Rotkatze, die an seiner Seite lief. Aber Cetai konnte den oft ausgemalten Triumph nicht recht genießen. Nicht in diesem schrecklichen Augenblick. Re-Henas Augen leuchteten. »Wir müssen etwas tun«, meinte sie mit großer Geste, wieder ganz die Anführerin. »Ich habe eine Idee.«

»Ja, tu was, aber lass uns damit in Ruhe. Wir hören nicht auf dich«, meinte Cetai.

»Wieso glaubst du eigentlich, dass immer alle spüren, wenn du das willst?«, kam es gleichzeitig von Akeya. Selbst jetzt noch fühlten die Kinder sich von Re-Henas herrischem Gehabe angegriffen.

»Was habt ihr denn?«, maulte das hoch gewachsene Mädchen. »Das war doch alles nur ein Spiel.« Für dich vielleicht, dachte Akeya und ihr Blick sprang unruhig zwischen den anderen Kindern und dem Dorf hin und her. Sie hatten keine Zeit zu streiten, und so wenig sie den Gedanken auch mochte, sie musste mit Re-Hena zusammenarbeiten. »Also, was willst du tun?«, seufzte sie und signalisierte Einsicht in die Lage.

»Wir werden ihnen weismachen, Walddämonen würden angreifen, das schlägt sie sicher in die Flucht. Die Luhn sind nicht besonders klug«, wiederholte Re-Hena das althergebrachte Urteil ihrer Leute. Sie war immer bemüht gewesen, ihr abweichendes Äußeres

durch ein forsches Auftreten anderen Kindern gegenüber auszugleichen. Doch auf Worte und Meinungen von Erwachsenen lauschte sie besonders. Re-Hena griff in den Boden und hob eine Hand voll Erde auf. Mit ihrem Messer schnitt sie einen Streifen Rinde von dem Urwaldriesen, hinter dem sie sich verbargen. Baumblut tropfte herab, und Re-Hena vermengte die klebrige Substanz mit der Erde in ihrer Hand. Dann beschmierte sie damit ihr Gesicht. Zusammen mit dem Baumblut verlieh die Erde ihren hellen Zügen einen unheimlich rötlichen Schimmer. »Du auch«, befahl sie Cetai, der sich eine Bemerkung verbiss und den Rest der Erde zu einer Maske auf seiner Haut verteilte.

»Du ...«

»Ich bleibe, wie ich bin«, beharrte Akeya und Re-Hena grinste nur. »Wollte ich doch sagen! Du jagst uns beide nämlich!«

In die letzten Worte hinein zuckte ein Blitz, krachend folgte ein Donnerschlag. Jetzt japsten alle drei Kinder erschreckt auf, es war, als atmeten sie flüssige Luft!

»Los«, drängte das stämmige Mädchen. »Mir nach!«

»Was sonst?«, murmelte Akeya lakonisch.

Unvermittelt erfüllte ein gewaltiges Raunen den Wald, der auf und ab wogte, und dicke Regentropfen

stürzten vom Himmel und schlugen kleine Krater in die gerodete Fläche rings um das Dorf. Blitze erhellten die Nacht.

Gerade wollten die Luhn auf die Palisade gelangen, als das Gewitter einsetzte. Über das Brausen des Regens hörten sie raue, kreischende Stimmen. Eine hohe, breite Gestalt rannte auf sie zu. Ihr Heulen schwoll an und ebte wieder ab. Der Regen wusch Rinnen in ihr Gesicht, und darunter kam fahlweiße Haut zum Vorschein, sicher die Haut eines Toten. Es hieß, mächtige, böse Schamanen konnten Verstorbene beschwören. Neben dem Dämon rannte ein schmaler, dunkler Waldgeist mit einer heiligen Rotkatze an der Seite. Die Kriegsschreie verstummten. Einige Luhn blickten Hilfe suchend zu ihrem Häuptling, der sich aufgeregt mit seinem Schamanen beriet. Doch dann verstummten die zwei Männer. Denn jetzt geschah etwas Unglaubliches. Hinter den beiden Gestalten stürmte eine gewaltige Silhouette her, die man gegen den dunklen Wald im herabstürzenden Regen kaum erkennen konnte. Die Kopfform war eindeutig, ein Jaguar – und er lief wie ein Mensch auf zwei Beinen.

»Es ist *Kamaluq*, der seinen Kindern zur Hilfe eilt«, rief jemand in ihrer Sprache. Es war Cetai, und die Luhn griffen den Ruf auf und verbreiteten die Panik unter ihresgleichen. Die ersten Feinde wandten sich

zur Flucht, als von der Seite ein abgehetzter Jagdtrupp der *Kinder des Jaguars* durch das Unterholz brach. Auch die Jäger hatten den Hilferuf der Trommeln vernommen. Die Angriffsformation der Luhn war bereits zerstört, wie ein Keil stürmten die Verteidiger des Dorfes in die stockende Menschenmenge. Schon bald war alles in heilloser Flucht begriffen.

Ebenso schnell, wie sie begonnen hatten, endeten Wolkenbruch und Angriff. Die Jäger, obgleich in der Minderheit, trieben die Luhn wie Beute vor sich her, verwundeten und töteten die Zurückbleibenden – und der glückliche Rest floh in den Schutz des Waldes. Sie sahen nicht mehr die drei Kinder, die sich auf dem Dorfplatz mit ihren Familien vereinten, erkannten nicht den Trug, dem sie aufgesessen waren. Froh, diesem göttlichen Strafgericht mit dem Leben entkommen zu sein, liefen sie so weit ihre Beine sie trugen. Ein schmachlicher Rest der Feinde kehrte zu seinem Stamm zurück und schwor, nie wieder in das Gebiet der Jaguarkinder vorzustoßen.

Unter dem forschenden Blick des Schamanen, der sie von seiner Hütte beobachtete, krümmten sich Akeya und Cetai ein wenig. Doch im Augenblick standen sie im Mittelpunkt der begeisterten Menschenmenge, die sie und Re-Hena feierten, als hätten sie allein die Feinde besiegt. Und als der Schamane die Arme hob

und die Geschehnisse als ein Wunder des göttlichen Jaguars pries, da rollten ihnen gewaltige Baumstämme von den Herzen und sie freuten sich mit ihren Leuten. Niemand dachte daran, den jungen Jaguar von der Seite der beiden Kinder zu entfernen.

Ein Wunder durfte man nicht beschmutzen. Über einen Freudenpfahl gehängt, wachte das Fell der alten Rotkatze über das muntere Treiben der Feiernenden, die in dieser Nacht kaum eigene Verluste zu beklagen hatten.

Am nächsten Tag jedoch rief der Schamane die Kinder zu sich. Ängstlich drückten sich Akeya und Cetai zusammen, während sie sich unter den dunklen Eingang seiner Hütte bückten. Es bedeutete selten etwas Angenehmes, in die Hütte des Schamanen bestellt zu werden. Die beiden waren sich ihrer Versäumnisse durchaus bewusst. Daher erblickten sie voller Schrecken das Fell der Rotkatze, das ausgebreitet an einer Wand hing. Zu ihrem Erstaunen waren sie nicht allein mit dem Stammeszauberer. Ihre Eltern, also Morgenpfeil, Akeyas Mutter, sowie Cetais Vater und Murku, die Frau, die Re-Hena das Leben geschenkt hatte, warteten in der großen Behausung des Schamanen. Fast schon tröstlich erschien den beiden das bleiche Gesicht Re-Henas, das noch einen Ton heller als sonst leuchtete. Hatte die unerschrockene Anfüh-

rerin etwa auch Angst? Nachdem sie alle mit gekreuzten Beinen auf der kunstvoll geflochtenen Matte hockten, begann der mit Schmucknarben übersäte, vor der Zeit gealterte Mann.

»Ich habe die gestrige Nacht in Trance verbracht und den Rat *Kamaluqs* gesucht. Und er befahl mir, die *Tata* von dem weißen Mann zu erzählen, der einst unseren Stamm besuchte.« Er nickte den Erwachsenen in der Runde der Reihe nach zu und bedachte die Kinder mit einem ernsten Blick.

*»Es kam vor vielen Jahren ein fremder Krieger zu uns. Seine Haut war nicht braun wie die Erde, sondern weiß wie die Gerippe der toten Bäume. Er sprach in unserer Zunge, denn in seiner Heimat galt er als Mann, der vieles wusste. So wollte er unsere Lebensweise und unseren Glauben kennen lernen – und er lebte eine lange Weile mit uns und heiratete schließlich eine unserer Jägerinnen.«*

Re-Henas Mutter zuckte zusammen und schaute zu Boden. Der Schamane fuhr fort.

*»Und so wurde er in den Stamm aufgenommen und jagte an unserer Seite. Schon damals hatten wir im Dorf keinen roten Jaguar, der uns beschützte, aber die Alten erzählten den Kindern davon und ebenfalls dem Fremden, der unser Bruder geworden war. Er war immer sehr interessiert an den Rotkatzen und verbrachte viele Monde mit der Suche nach ihnen. Und eines Tages geschah ein Unglück. Wie so oft streifte der weiße Bruder allein durch den*



*Urwald, während die Kinder des Jaguars in Gruppen auf die Jagd zogen. In einer Reihe schlichen sie unter den Wipfeln der Bäume auf Beute. Der Wald wurde dicht, und so zerstreuten sich die Jäger, bis sie alle von Kampflärm zu einer Lichtung geleitet wurden. Dort lag, von den Krallen des Jaguars verletzt, eine der Jägerinnen«, sein Blick traf Akeyas Mutter, »daneben ein lebloser, roter Jaguar. In seinem Leib steckte ihr Speer.«*

Die Augen Morgenpfeils glommen auf, doch sie unterbrach den Schamanen nicht.

*»Aber die Klauen der Rotkatze hatten den Tod zu dem weißen Bruder getragen. Seine Frau entdeckte die beiden zuerst und beweinte ihren Mann. Als die anderen kamen, da brachten sie die Verletzte heim, bestatteten den Toten und trösteten die Witwe, die bereits neues Leben in sich trug. Und weil man die Jägerin schuldig glaubte, ein Tabu gebrochen zu haben, verweigerte man ihr nach ihrer Genesung die Waffen der Krieger. Sie schwieg zu dem Vorwurf, und auch der Tote, der sein Leben wohl zu ihrer Verteidigung gelassen hatte, konnte nichts erzählen. Jedoch war keiner dabei gewesen, der den Angriff gesehen hatte. Und so wurden neue Kinder geboren, und der Stamm diente dem göttlichen Kamaluq.«*

Der Weißhaarige deutete auf seine amulettbehangene Brust. »Aber dieser Schamane hörte Gerüchte aus der Ferne, dass der weiße Fremde ein großer Jäger war, der sein Haus mit den Stoßzähnen der roten

Fellelefanten aus dem Land des Eises schmückte und dessen Wände mit den Jagdtrophäen der gefürchteten Tiere behangen waren.

Mit leisen Stimmen flüsterten ihm die *Nipakau* zu, dass die Verwandten Morgenpfeils nun für ihre Nahrung sorgten, da sie selbst nicht mehr jagte, dass aber immer mehr Fleisch vor ihrer Hütte lag, als der gebrechliche Vater und die Geschwister erjagt hatten.« Seine Stimme schwoll zu einem Donner, während er an das Fell des roten Jaguars herantrat. »Und daher wird der Schamane den Geist der roten Katze beschwören, ihm zu erzählen, was damals im Wald an der Lichtung geschehen ist!«

Bevor er seine Hand daran legte, erscholl ein Aufschrei von Murku. Die Mutter Re-Henas forschte im Gesicht des Schamanen, ob er tatsächlich den wilden Geist einer Rotkatze unter seinen Willen zwingen konnte. Er gab ihren Blick selbstsicher zurück. »Wenn jemand, der dabei war, uns erzählen möchte, was passierte, so muss dieser Schamane nicht den Geist des Jaguars beschwören, der ein grausamer Rachegeist sein könnte. Er wird selbst ein weises Urteil fällen aus den Worten der Menschen. Wenn er aber die Unwahrheit hört, so wird sich seine Seele verdunkeln und der Geist der roten Katze kann von ihm Besitz ergreifen.«

Abermals seufzte Murku auf und legte die Hand

auf die Schulter ihrer Tochter, als suchte sie in Re-Henas Nähe Trost und Stärke. »Der Schamane mag urteilen, wie es ihm *Kamaluqs* Weisheit anrät! Der weiße Fremde war mein Ehemann, der Vater meiner Tochter. Aber er wollte seine Stammesgeschwister betrügen, denn er war auf der Jagd nach einer *Tapam*-Trophäe, die er in seine Heimat im Norden bringen wollte. Ich kam dazu, als er den roten Jaguar beschlich und verletzte, wobei sein Speer zerbrach. Vor mir hatte Morgenpfeil ihn bereits beobachtet und aufzuhalten versucht. Doch er entwand ihr vor meinen Augen die Waffe, um dem Jaguar den Todesstoß zu versetzen. Und er verletzte das heilige Tier abermals, sodass dessen Katzensseele voller Zorn war und er in Todesfurcht die waffenlose Jägerin angriff.« Sie stockte und rang sich sichtlich zu einer Entscheidung durch. »Nun mag euch Morgenpfeil weiter berichten.«

Jetzt hob Akeyas Mutter den Kopf. »Es war, wie Murku sagt. Doch als der weiße Fremde mich in Gefahr sah, da eilte er hinzu und tötete die Rotkatze im Sprung. Aber ihre Krallen zerfetzten seine Kehle, sodass er tot niedersank. Da er mein Leben gerettet hatte und seine Frau diese Dankesschuld erbte, nahm Murku mir dafür das Versprechen ab, niemals über diesen Tag zu sprechen oder über die Tat des weißen Fremden! Denn Murku fürchtete, dass sein Frevel Schande über sie und ihre ungeborene Tochter ge-

bracht hätte. Und das Gelöbnis habe ich bis heute gehalten.«

Akeya stand über diesen Worten der Mund offen. Sie konnte einfach nicht glauben, was sie soeben vernommen hatte. Ihre Mutter war unschuldig, sie hatte kein Tabu gebrochen, sondern lediglich ein Versprechen gewahrt!

Der Schamane nickte zufrieden – so passte alles zusammen. »Und *Kamaluq* erblickte dieses durch die Augen der Rotkatze. Und so beschloss er, einen weiteren Fremden zum Stamm zu führen, durch den alles wieder ins Gleichgewicht kommen sollte. Dessen Sohn nämlich brachte eine junge Rotkatze zur Sippe, die unser Dorf gerettet hat. Aber die Tochter der verletzten Jägerin und das Kind des weißen Fremden waren ebenso Teil von *Kamaluqs* Plan. Und es scheint, als hätte er auch gleich an diesen alten Schamanen gedacht, dessen Knochen langsam zu alt für den Tanz werden. Denn ein Junge, der von einem roten Jaguar erwählt wird, ist sicher ein guter Lehrling. Wenn er lernt, seinem Meister zu vertrauen und ihm zu gehorchen!«

Er zwinkerte Cetai und den Mädchen zu, die einander verblüfft anschauten. Solch ein ›unwürdiges‹ Verhalten hatte der alte Geheimniskrämer noch nie an den Tag gelegt.

Doch die Eltern lächelten, und die beiden Frauen reichten sich versöhnlich die Hände.

»Kamaluqs Sonne lacht wieder über den Kindern des Jaguars«, schloss der Schamane.





## **Falscher Freund**

Hilla war ein hässliches kleines Mädchen, hässlich wie ein Goblin, was der Zuckerbäckersohn Parim bei jeder sich bietenden Gelegenheit zum Anlass nahm, entsprechende Verdächtigungen gegen ihre Mutter zu äußern.

Es war nicht nur Hillas Überbiss, der eine beeindruckende Wehrmauer abgegeben hätte, wäre das Mädchen kopfüber bis zu den Ohren in den Boden gerammt worden (Parim drohte zuweilen den Versuch einer praktischen Umsetzung an); es waren auch nicht die Augenbrauen, eine einzige, tief schwarze Linie unter der fliehenden Stirn, die der ehrwürdigste Zwerg mit Stolz als Kinnpracht hätte tragen können. Nur wer die wahrhaft rondrianische Standhaftigkeit aufbrachte, Hillas Gesicht ausgiebiger zu betrachten, wurde darauf aufmerksam, dass es ihre großen, beinahe hübsch zu nennenden Augen waren, die ihren Anblick so unerträglich machten. Exakter gesprochen: Das Problem lag in dem begründet, was ihre Augen nicht oder doch zumindest viel zu selten ta-

ten. Wer sie zwanzig Lidschläge lang anblickte, mochte von ihr einen, vielleicht zwei solche zur Erwidernng erhalten, die eher an eine rosa Schnecke denken ließen, welche auf Hillas Augapfel herabkroch. Dieses unendlich lang gezogene Blinzeln und ihr starrer Blick erweckten den Eindruck, dass Hilla von Hesinde noch weit weniger gesegnet war als von Rahja. Sie sah so entsetzlich dumm aus, dass Mitleid in Abscheu umschlug.

Ein Kind wie Hilla hat genau zwei Möglichkeiten im Leben: Entweder, es verbringt seine Kindheit weinend auf einem Dachboden und schließt seine einzigen Freundschaften mit zuckerglasiertem Gebäck – Parim hätte bei dessen Beschaffung sicher hämische Hilfsbereitschaft bewiesen. Hilla jedoch hatte solche Hilfe nicht nötig, denn sie hatte sich für die zweite Möglichkeit entschieden: Sie beschloss, außergewöhnlich schlau zu sein.

Alruna Methyranis begutachtete den Gardisten mit unverhohlenem Wohlgefallen. Der grünweiße Rock der Zweililiengarde fiel so glatt an ihm herab, als hätte man ihn just unter dem Dampfisen hervorgezogen (was auch tatsächlich der Fall war), die schwarzen Lederstiefel glänzten frisch gewienert. Nur nach seiner Kleidung beurteilt, hätte man ihn wohl für einen steifen, überkorrekten und fantasielosen Mann

gehalten. Würde die Herrin Rahja selbst vor der Stadt auftauchen und mit ihrem liebreizendsten Augenaufschlag um die Unterlassung der üblichen Formalien bitten, trüge der Wächter, der ihr mit steinerner Miene die nötigen Einreiseformulare zum Ausfüllen in fünffacher Ausfertigung vorlegen würde, eine solche Uniform.

Doch zum Glück war da das spitze Kinn mit dem noch spitzeren roten Bart, das Witz und Esprit verriet. Runde, dunkle Augen lugten listig unter dem rot gefederten Dreispitz hervor – kurzum, dies war nicht nur ein schneidiger Soldat, sondern einer, der auch Geist und Mut genug hatte, um dem mittelreichischen Prinzregenten den Hosenboden zwischen Hinterteil und Thron wegzustehlen.

Hoffentlich würde er sich länger halten als sein Vorgänger, dachte Alruna wehmütig. Wie zerbrechlich diese Krieger doch waren! Ein kleiner Ausrutscher am großen Hobel, und hin waren sie. Alruna warf einen Blick auf die angekohlten, entzweigerissenen Überreste eines einstmals ebenfalls ansehnlichen Zweililienrockes. Sie hatte den grünweißen Stoff über den gesplitterten Kiefer gelegt – den Anblick der traurigen Überreste jenes charmanten Lächelns vermochte sie nicht zu ertragen, umso mehr, da es die Ungeschicklichkeit ihrer alten, knotigen Hände gewesen war, die ein so junges Licht zu früh hatten erlöschen lassen. Der



tiefe Schnitt, den der Unfall in ihren Daumenballen gegraben hatte, war weit weniger schmerzhaft gewesen als der Anblick ihres dünnen Blutes, das den ohnehin zerstörten Schädel noch zusätzlich entstellte hatte. Nun, jener mochte unwiederbringlich verloren sein, doch ein ebenso hübscher Neuankömmling saß in ihrer Werkstatt und erwartete ihre Aufmerksamkeit. Alruna ergriff nacheinander seine steifen Arme und Beine und bog sie zurecht, bis sie ihn auf einen Stuhl setzen konnte, der für den nur zwei Spann langen Gardisten zugegebenermaßen etwas zu groß war.

»Willkommen, Holzkopf. Ich hoffe, du gefällst deinem zukünftigen Besitzer genauso gut wie dein dahingeschiedener Bruder.«

Eigentlich hatte Hilla nicht besonders viel für die Puppenwerkstatt übrig. Es war ein schrecklich langweiliges Haus direkt am Vesselbek-Damm, der noch dazu die Grenze nach Alt-Grangor markierte – was vor allen Dingen bedeutete, dass die flachen Boote der Liliengarde hier mit höchster Regelmäßigkeit verkehrten und daher gleich mehrere scharfe Augenpaare auf allen ruhten, die wie Herumtreiber aussahen. Den scharfen Augen folgten für gewöhnlich scharfe Worte – oder gar Hiebe. Da Hilla selbst in herzoglichem Hofstaat noch wie eine Herumtreiberin ausgesehen hätte, mied sie diesen Teil der Suderstadt.

An diesem Tag war Hilla jedoch keine Wahl geblieben, als das Wagnis einzugehen: Es galt, Talurin zu retten, der dafür, dass er ein Magier war, erstaunlich schlecht auf sich selbst aufpassen konnte. Parim, der Entführer Talurins, hatte seinen Fluchtweg mit namenloser Schläue gewählt, wusste er doch genau, dass es ihm weit leichter fallen würde als ihr, unter den Blicken der Liliengarde zu bestehen.

Hillas hastigen Sprüngen von Seitengasse zu Seitengasse – immer mit einem Auge auf dem träge dahinfließenden, von Algen bedeckten Kanal – war es zu verdanken, dass sie Parim schließlich verloren hatte. Sie wusste allerdings, dass der Zuckerbäckersohn die alte Alruna gern in ihrer Werkstatt besuchte. Nicht, dass Parim die Puppenschnitzerin so geliebt hätte, schließlich war sie eine recht unheimliche Erscheinung mit den dünnen grauen Strähnen, die über ein Gesicht fielen, das nur aus braunfleckigen, schlaffen Hautlappen zu bestehen schien. Hilla war überzeugt, dass, würde man die ledrigen Schichten anheben und darunter blicken, man nichts weiter fände als weitere Lappen, so lange, bis man auf der anderen Seite wieder herauskäme.

Nein, es waren natürlich Alrunas kleine Krieger und Geweihte, die Parim dorthin zogen. Hilla war ihm zuvor nur ein einziges Mal in die Werkstatt gefolgt, aber der Anblick eines Dutzends kleiner Män-

ner und Frauen in sauberen Wappenröcken hatte sie voll Unbehagen an die Patrouillenboote denken lassen. Hilla schauderte bei dem Gedanken, in welche Gesellschaft ihr Talurin geraten sein mochte, mit seinem Bart aus Ufergestrüpp und der Robe aus Sackleinen. Von Glück sagen konnte er, wenn sie ihn nur verspotteten und hinauswarfen. Viel beängstigender war der Gedanke, dass Alruna ihn der Herumtreiberei für schuldig befände, zum großen Hobel brächte und zur Strafe seinen Kopf abschnitte.

Nun, so weit würde Hilla es nicht kommen lassen. Sie trat also, so leise es ihr eben möglich war, auf den Steg, der sich wie eine glitschige Zunge ins Kanalwasser streckte. Die Planken waren dick und rund, sodass sie kaum knarrten, dennoch ließ der Laut jedes einzelnen Schritts Hilla zusammenzucken. Langsam näherte sie ihr Ohr dem fingerbreiten Türspalt – und hielt die Luft an, als sie Stimmen im Innern hörte. Die eine, scheuernd wie ein nasses Tau, das einem die Handfläche aufriss, musste Alrunas sein. Die andere näselte ungeduldig, und sie gehörte auf keinen Fall Parim. Also ein Kunde. Ein wenig erleichtert atmete Hilla aus. Wahrscheinlich waren die beiden in dem kleinen Hinterzimmer, um ein Geschäft abzuschließen. Hilla wagte es, die Tür weit genug aufzudrücken, um einen Blick in die Werkstatt zu werfen. Tatsächlich, der Raum war leer, sah man von dem gu-

ten Dutzend Holzgesichter ab, die alle ein so breites Grinsen zur Schau trugen, dass Hilla einen Augenblick lang fürchtete, sie würden bei ihrem Anblick sofort in schadenfrohes Gelächter ausbrechen.

»Erstaunlich, wie Ihr das wieder hingekriegt habt. Nach diesem kleinen Unfall dachte ich schon, der kleine Rolf müsste dieses Jahr leer ausgehen ... er wird sich vor Freude überschlagen!«

»Schüttet nur nicht so viel Ehre über mein graues Haupt, Magister Balphion. Kinder glücklich zu machen ist nun mal mein Beruf ...«

»Wer's glaubt!«, murmelte Hilla fast lautlos. Die Stimmen drangen durch die offen stehende Tür des Hinterzimmers. Eine Andeutung von Bewegung, violetter Spitzenstoff, gebauscht zu einem Kragen, der um den dünnen Hals lag wie ein Mühlstein um einen Besenstiel. Langes, hellblondes Haar stand steif im Nacken des Besuchers. Sein Gesicht blieb hinter dem Türrahmen verborgen, doch Hilla stellte es sich glänzend weiß vor, passend zum nicht unbedingt unangenehmen Geruch teurer Seife, der in der Werkstatt hing.

Hilla ließ den Blick schweifen. Hier gab es nicht viele Verstecke für Parim. Die riesige Werkzeugtruhe war mit einem Vorhängeschloss gesichert. Über die Werkbank daneben war allerdings ein grobes, gräuliches Tuch gebreitet, das auf der Hilla zugewandten

Seite bis zum Boden reichte. Ein unerschrockener Schurke mochte hier durchaus Unterschlupf suchen – und Parim war immerhin unerschrocken genug, einen leibhaftigen Magus zu entführen.

Hilla schlich geduckt näher, ausnahmsweise glücklich darüber, dass ihre Schuhsohlen bis zur Dicke einer Wurstpelle durchgelaufen waren. Mit einem Ohr lauschte sie auf die Stimmen aus dem Hinterzimmer, bereit, die Beine in die Hand zu nehmen, sollte sich die Unterhaltung ihrem Ende nähern. Schließlich war sie nahe genug, um den Saum der Decke mit den Fingerspitzen zu ergreifen. Bereit, sich einem fliehenden Parim entgegenzuwerfen, warf sie das vor Schmutz starrende Tuch zurück, wobei sie eine so dichte Wolke muffigen Staubs aufwirbelte, dass sie die Augen schließen musste. Als sie ihre Lider schließlich wieder aufzwang, sah sie durch die feuchten Schlieren nicht den vermuteten roten Haarschopf. Niemand verbarg sich im grauen Halbdunkel, und schon wollte Hilla die Decke enttäuscht wieder herunterziehen, als ihr Blick auf etwas Kleines, vage Menschenförmiges fiel. Talurin!, fuhr es ihr einen springenden Herzschlag lang durch den Kopf, doch nein, es war nicht ihr Magus; der Stoff, der die Gestalt bedeckte, war unter den Rußspuren noch deutlich als weiß und grün gemusterter Wappenrock zu erkennen. Ein Gardist. Mit den Fingerspitzen, jederzeit bereit, die Hand zurück-

zuziehen und die Flucht zu ergreifen, lüpfte Hilla den Stoff. Im gedämpften Licht konnte sie ein unvollständiges Grinsen erkennen. Der hölzerne Kiefer war entzweigebrochen, die ganze untere linke Hälfte des Gesichts fehlte, und am Kinn war ein großer, dunkler Fleck zu erkennen, fast, als hätte die Puppe geblutet, bevor ihr eingefallen war, dass sie nur aus Holz bestand und höchstens dickflüssiges Harz aus ihren Wunden hervortreten konnte.

Hilla war gebannt. So eine Puppe hatte sie in Alrunas Werkstatt noch nicht gesehen. Das hier war kein Herumtreiber, dafür trug er das falsche Wams, aber es war auch kein anständiger Mann, denn dafür war er viel zu entstellt. Behutsam ließ Hilla einen Finger über sein Gesicht gleiten, folgte dem halbierten Lächeln und vervollständigte es mit einem gewagten Schwung.

»Und Ihr habt wirklich keine neuen Teile hinzugefügt, außer dem Wappenrock?«

»Den und ein bisschen Leim. Ansonsten ... Was ist denn hier los?«

Hilla fuhr hoch und stieß dabei mit dem Kopf so heftig gegen die Unterseite der Werkbank, dass sie diese fast zum Kippen brachte. Die schreckliche Gewissheit, entdeckt worden zu sein, brüllte lauter in ihrem Kopf als der Schmerz. Alrunas feuchtes Raspeln war direkt von oben gekommen! Wie ein Käfer

krabbelte Hilla auf allen vieren, den Hintern über den Boden schleifend, rückwärts dorthin, wo sie die rettende Tür vermutete. Der Schmerz machte sich jetzt dumpf pochend unter ihrer Kopfhaut bemerkbar. Knochentrockene, schwielige Finger schlossen sich um ihren Oberarm und rissen sie so heftig in die Höhe, dass sie fürchtete, er würde sich einfach von der Schulter lösen.

»Du! Was denkst du dir dabei, dich hier reinzuschleichen, du diebisches kleines Ungeheuer!«

Hilla schluckte die Angst herunter. Wenn sie nur lange genug betreten zu Boden blickte, würde Alruna sich bestimmt damit begnügen, ihr eine Ohrfeige zu verpassen und sie vor die Tür zu setzen.

»Hesinde! Ich denke, das Kind ist schon genug gestraft!«

In der Stimme des Kunden schwang jene entsetzte Faszination, die Hilla empfand, wenn sie die große Spinne im Ofenwinkel beim Einwickeln ihrer Beute beobachtete. Er musterte Hilla aus kleinen Augen über Alrunas Schulter hinweg. Ein bisschen weiß angemalt war er tatsächlich, aber seine geblähten Backen und die kantige Nase sahen aus, als wären sie unter dieser Farbschicht knallrot, und zwar nicht nur, wenn ihr Besitzer sich aufregte. Der ganze Kopf wirkte, als müsste der dünne Hals jeden Augenblick unter seiner Last einknicken.

Kaum hatte der Kunde die Worte gesprochen, war Hillas Arm auch schon frei – Alruna eilte nämlich hastig zur Werkbank und zog das grobe Tuch zurecht, das Hilla zurückgeschlagen hatte.

»Recht hat er!«, brummte sie, doch mit den Gedanken schien sie schon gar nicht mehr bei Hilla zu sein. »Verzieh dich und lass es dir ja nicht einfallen, deine borstige Nase noch mal hier herein zu stecken.«

Hilla schickte einen verstohlenen, sehnsüchtigen Blick in Richtung des auf so aufregende Weise toten kleinen Soldaten. Doch Alruna hatte vor der Werkbank Stellung bezogen, als gälte es, ein Allerheiligstes zu bewachen. Mit einem unterdrückten Seufzer drehte das hässliche Mädchen sich um und lief hinaus auf den Steg; jeder Schritt verursachte ein Pochen in ihrem malträtierten Schädel, als spränge ein Troll darin auf und ab.

»Bitte, Parim, darf ich Hektor mal nehmen? Nur ganz kurz?«

Jergi führte Springtänze um seinen viel größeren Bruder auf und schnappte vergeblich nach etwas, das Parim lässig über seinen roten Haarschopf hielt.

»Nein, Jergi, ich hab nein gesagt.«

Hilla lauschte der vertrauten Szene mit einem Ohr. Den größten Teil ihrer Aufmerksamkeit verwandte sie darauf, Talurin von Algen zu befreien. Gestern



Mittag hatte sie ihn in der Mauermole gefunden, mit dem Gesicht nach unten schwimmend. Parim hatte wohl das Interesse an ihm verloren. Sicher hatte er den Magus gegen ein neues Spielzeug kämpfen und verlieren lassen.

Gewöhnlich hätte Hilla sich nicht auf die Mauer gesetzt, nur um die Streitereien der Zuckerbäcker-söhne zu belauschen, die ohnehin immer gleich abliefen. Aber heute fühlte sie sich niedergeschlagen und brauchte Gesellschaft. Irgendwann würde Jergi aufgeben und sich nach anderen Spielgefährten umsehen. Hilla würde ihm dann eine Geschichte erzählen können von dem untoten Gardisten, dem sie bei Alruna nur mit knapper Not entkommen war. Dann würden Jergis Augen fast so groß werden wie ihre eigenen, und das war ihr das Warten wert.

»Du bist noch zu klein für Hektor!«

»Aber er ist doch viel kleiner als ich!«

»Er ist aber ein Zauberkrieger. Er kann sprechen, und ich gehe mit ihm einen Schatz suchen.«

Hilla warf einen Blick zu den Streitenden hinüber – und erstarrte. Was da wie ein träger Wimpel über Parims Kopf hing, war grünweiß, und an einem Ende ragte ein gesprungenes, hölzernes Grinsen heraus. Hilla ließ Talurin fallen und sprang von der Mauer, noch bevor sie eine bewusste Entscheidung getroffen hatte. Sie musste diesen Hektor haben!

»Kann ich mal mit ihm sprechen?«, hauchte Jergi ehrfürchtig.

»Mit dir spricht Hektor nicht. Hau ab!« Parim versetzte seinem Bruder einen Stoß, der ihn auf den Hosensboden schickte. Hilla wusste, dass der Streit damit beendet war und Jergi sich trollen würde. Sie lief jetzt auf die beiden zu und setzte ein aufgeregtes Gesicht auf.

»Hallo, Goblingesicht!«, rief Parim ihr höhnisch entgegen.

»Goblingesicht!«, kiekste Jergi und gackerte los, um sich in der Gunst seines Bruders wieder hochzuarbeiten.

»Habt ihr das von Idriel gehört?«, flüsterte Hilla verschwörerisch.

»Was ist denn mit Idriel, Goblingesicht?«

Jergi bestätigte den Einfallsreichtum seines Bruders in Sachen Beleidigungen mit einem weiteren hohen Lachen.

»Sie ist heute Morgen fast ertrunken.«

»Blödsinn!«

»Ehrlich!« Hilla beugte sich so weit vor, dass ihre hochgezogenen Brauen fast Parims Stirn berührten. Er verzog angewidert das Gesicht, aber sie sprach so leise weiter, dass er nicht zurückweichen konnte, wenn er hören wollte, was sie zu erzählen hatte.

»Die alte Alruna hat ihr eine Puppe geschenkt, die

sprechen kann. Die hat Idriel einen Schatz versprochen, aber in Wirklichkeit war sie mit einem bösen Wassergeist im Bunde, und der hat Idriel fast getötet!«

Parim wich zurück, Angst flackerte in seinen Augen auf, als sein Blick für einen Lidschlag zu dem Bündel in seiner Hand glitt.

»So was gibt's ja gar nicht!«, gab er trotzig zurück.

»Doch, Alruna ist nämlich eine Hexe! Sie muss nur Blut auf ihre Puppen machen, dann sind sie verflucht!«

Das saß! Parim wich zurück, bis seine Hacken fast über den Steg hinausragten.

»So was Blödes!«, stieß er mit zitternder Stimme hervor. Dann erfasste sein Hilfe suchender Blick etwas vor der Mauer, von der Hilla herabgesprungen war. »Weißt du was?«, erklärte er mit einem Anflug seiner üblichen Bosheit. »Ich nehme mir Talurin und suche Idriel. Und wenn du mich angelogen hast, behalte ich zur Strafe deinen Magier!«

Im nächsten Augenblick ließ er das Bündel in seiner Linken fallen und stürzte auf Hillas Puppe zu, als jagten ihn drei Erzdämonen. Jergi blickte ihm verwirrt nach, als er in der Taudrehergasse verschwand.

Hilla hob Hektor auf. Die Puppe fühlte sich erstaunlich schwer an, kostbar, obwohl sie kaputt und schmutzig war. Sie betrachtete den Blutfleck in dem

zerstörten Gesicht, und beim Gedanken an ihre Geschichte über Idriel geriet sie beinahe selbst ins Schaudern.

Jergi hatte sich inzwischen von seiner Überraschung erholt und war wieder auf die Beine gekommen. Er warf Hilla einen Mitleid heischenden Blick zu.

»Kann ich ihn auch mal kurz haben?«

Hilla überlegte nur kurz. Dann schickte sie Jergi mit einem gezielten Stoß zurück auf den Hosenboden.

Es geschah zum ersten Mal am nächsten Tag, als Hilla allein auf der Mauer an der stillen Mole saß und den Blick über den Betrieb am Neuen Hafen schweifen ließ.

»Hallo, Rolf.«

Es war eine tiefe Stimme, gedämpft, als dränge sie durch ein dickes Kissen. Hilla blickte sich suchend um. Obwohl sie bislang noch niemand mit einem Rolf verwechselt hatte, fühlte sie eine befremdliche Gewissheit, die Angesprochene zu sein.

»Warst du schon bei deinem Vater?«

»Äh, nö«, gab Hilla zurück. Jetzt erkannte sie, dass die Stimme ihren Ursprung direkt neben ihr hatte, und das Einzige, was sich dort auf der Mauer befand, war Hektor.

Das kam Hilla sehr ungewöhnlich vor. Sie wusste, dass Puppen gewöhnlich nicht auf diese Art sprachen. Sicher, Talurin konnte den Mund nicht halten, wenn er eine Gelegenheit fand, mit seinen Siegen bei Magierduellen anzugeben, aber er war immer nur so lange zu hören, wie man ihm seine ganze Aufmerksamkeit schenkte. Und jetzt plapperte Hektor einfach drauflos, während sie mit ihren Gedanken bei dem riesigen, knallroten Yaquirkrebs gewesen war, der weit unter ihren Füßen hilflos umherstaksend versuchte, einem glatzköpfigen Flussschiffer zu entkommen. Hilla runzelte die Stirn. Parim sollte seinem Bruder doch nicht etwa die Wahrheit erzählt haben? Hilla ergriff Hektor und blickte tief in die schwarzen Glasaugen.

»Du erinnerst dich doch noch, was wir abgemacht haben? Du darfst ihm nichts von dem Nimbus-Stab erzählen, so lange er unter dem Bann der bösen Hexe ist!« Hektors halbiertes Mund blieb reglos, doch die Glasaugen blitzten bei jedem Wort auf, als schlüge jemand Funken in seinem Kopf.

»Nimbus? Ist das der Schatz?«

»Wenn du weißt, wo er den Nimbus verwahrt hat, dann mach mein Wams auf und taste in der Holzwolke in meinem Rücken – keine Angst, das wird mir nicht wehtun! Dort ist ein anderer Nimbus-Stab verborgen, der genauso aussieht wie der deines Vaters.

Nur dass mein Stab einen Erlösungszauber in sich trägt, der den Hexenbann auf deinem Vater bricht.«

Noch während Hektor sprach, drehte Hilla ihn auf den Bauch und zog das Wams beiseite, tastete mit den Händen den weißen Leinenrumpf ab.

»Dann tauschst du einfach die beiden Stäbe aus. Aber pass auf, dass niemand dich sieht!«

Hillas Hände konnten durch die fest gestopfte Holzwolle nichts ertasten. Sie drehte Hektor wieder auf den Rücken – das Leinen aufzureißen, während er noch sprach, erschien ihr doch arg unhöflich.

»Geh danach an einen einsamen Ort und klopfe drei Mal auf meine Stirn. Und wenn du deine Sache gut machst, dann wird nicht nur dein Vater erlöst, auch ich werde bald wieder der Krieger sein, der ich einmal war. Ach, ich wünschte nur, die böse Hexe hätte mich nicht mit Taubheit geschlagen! Wie gern würde ich die Stimme meines Retters und zukünftigen Herren jetzt schon hören! Also, denk dran, dreimal auf die Stirn. Mögen die Zwölfe dich bei deiner gefährlichen Mission beschützen!«

Der letzte orangefarbene Funke verlosch in Hektors Augen. Hillas Herz schlug ihr vor Aufregung bis zum Hals, kämpfte dabei aber mit einer Spur Enttäuschung. Was war das für eine Zauberpuppe, die sie nicht mal hören konnte? Und warum hatte sie nichts von dem Schatz erzählt? Einen Lidschlag lang war

Hilla in Versuchung, Hektor sofort drei Klapse auf die Stirn zu versetzen, damit er weitersprach. Aber vielleicht wäre er beleidigt, wenn sie nichts über diesen Nimbus wusste. Plötzlich regte sich Schuldbewusstsein rumorend in ihrem Bauch: Hatte Alruna ihren Vater vielleicht verflucht, weil Hilla sich in ihre Werkstatt geschlichen hatte? Gedrin hatte in den letzten beiden Tagen so selten seine eigene Werkstatt verlassen – vielleicht konnte er gar nicht mehr hinaus? Hilla schauderte bei der Vorstellung, dass er für den Rest seines Lebens dort arbeiten müsste, während sie ihm Wasser, Brot und Käse brächte und ihm zuweilen ihre kleinen, schlanken Hände liehe. Hastig drehte sie Hektor wieder auf den Bauch, trennte behutsam die Naht auf und ließ die Hand tief in die hölzernen Eingeweide gleiten. Doch ihre Finger fanden nichts als den groben Flaum. Hatte Parim den Nimbus vor ihr gefunden?

»Hilla, hast du denn überhaupt nichts zu tun? Dein Vater braucht dich in der Werkstatt!«

Hilla schreckte hoch. Ausgerechnet jetzt musste Mutter auf dem Fischmarkt einkaufen! Ihr strenger Blick hatte sie von den Krabbenkörben aus erspäht, die Wasje mit der wulstigen Stirn fünf Schritt unter ihren baumelnden Füßen aufgebaut hatte.

»Aber das kannst du doch gar nicht wissen, du bist schließlich nicht in der Werkstatt!«, gab Hilla empört

zurück. Sie hatte ihre Mutter im Verdacht, ihr nur den Nachmittag verderben zu wollen. Und dass sie vor Wasjes Körben stand, bedeutete, dass gleich nach der Werkstatt auch noch Krabbenpulen in der Küche anstand.

»Dein Vater flucht schon den ganzen Morgen, weil du nicht aufzutreiben bist. Beeil dich lieber, bevor er so wütend wird wie ich!«

»Aber Mutter, Hektor hat gesagt ...«

»Hilla!«

Brummend schloss Hilla beide Arme um Hektor, um seinen aufklaffenden Rücken zusammenzuhalten, und stapfte die Mauer entlang. Offenbar waren ihre Kenntnisse als Fluchbrecherin nicht erwünscht.

»Vertrackt!« Gedrin saugte am Ende des Hammers, dessen blanker Stiel mit den vereinzelt Bisspuren verriet, dass er sein Werkzeug regelmäßig auf Schmackhaftigkeit überprüfte. Ein entschlossenes »Plopp!« signalisierte schließlich, dass er einen vorläufigen Schlachtplan ersonnen hatte.

»Hilla, hol mir doch bitte mal den Inbus-Stab aus der Werkzeugkiste!«

»Den Nimbus-Stab?!«, fragte sie ungläubig.

»Das neue Ding, das wie eine abgeknickte Stange aussieht«, erklärte Gedrin, ohne den Blick vom bloßgelegten Innenleben des Sekretärs zu wenden. Dut-



zende winzige Fächer und Schubladen aus dunklem Holz ließen ihn aussehen wie die Baustelle einer Koboldstadt, die an einer senkrechten Bergwand hing.

»Jetzt mach schon, Hilla, ich muss das hier die ganze Zeit festhalten!«, brummte Gedrin, während er erfolglos versuchte, seinen Kopf in das Fach zu manövrieren, in dem bereits seine Hand verschwunden war. Hillas Herzschlag dröhnte in ihren Ohren, während ihre Augen das Innere der Werkzeugkiste absuchten. Die Feilen, Zangen, Zwingen, Schellen, Schrauben und Winkel darin waren so zahlreich, dass Mutter und Vater gemeinsam die Kiste nicht einen Fingerbreit anheben konnten. Doch der von ihrem Vater verlangte Gegenstand stach so eindeutig aus der Masse verschmierter und angerosteter Metallstücke hervor, dass sie erstaunt war, seine besondere Bewandtnis nicht gleich erkannt zu haben. Der Nimbus hatte einen tiefen, schwarzen Glanz, als käme er direkt aus dem Kühlbecken eines Schmiedes. Ehrfürchtig streckte sie einen Finger aus, um ihn zu berühren, erwartete fast ein magisches Kribbeln zu verspüren, doch ihre Fingerkuppe stieß auf nichts als kaltes Metall. Immer noch behutsam schloss sie die Hand um den Stab. Was für ein Glück, schoss es ihr durch den Kopf, dass ihr Vater danach verlangt hatte. Wie hätte sie sonst darauf kommen sollen, ihn ausgerechnet in der Werkzeugkiste zu suchen?

Gedrins Kopf war inzwischen gänzlich im Fach verschwunden. Schon wollte Hilla den Stab seiner blind umherwedelnden Hand anvertrauen, doch die Erinnerung an Hektors Worte ließen sie zögern. Wenn sie den Fluch nun verschlimmerte?

»Hilla, hast du's bald mal?«

Zögerlich legte sie den Nimbus in Gedrins Hand.

»Tut mir Leid«, murmelte sie, doch Gedrin war bereits in eine Unterhaltung mit einer widerspenstigen Schraube vertieft.

Poch.

Poch.

Und – Hilla hielt den Atem an – poch.

Das orangefarbene Glimmen in Hektors Augen spielte geisterhaft über Hillas Bettdecke, unter der sie sich verborgen hatte.

»Rolf!«, ertönte die tiefe, ferne Stimme. »Wie ich mich freue, dass du wohlbehalten bist. Hast du den Stab?«

»Psst!«, zischte Hilla, »meine Eltern schlafen!«

»Dein Vater wird dir so dankbar sein – natürlich darfst du ihm noch nicht erzählen, was du alles für ihn tust«, fuhr Hektor unbekümmert fort. Hilla wagte es, die Decke einen Fingerbreit zu heben und zur dünnen Trennwand neben ihrem Bett zu schielen. Noch regte sich auf der anderen Seite nichts.

»Du musst jetzt zu einem Freund von mir. Er ist Magier, und sein Name ist Rohezal.«

Rohezal – Hilla war sicher, dass es sich dabei um einen großen, berühmten Namen handelte. Er beschwor Bilder von uralten Folianten, diensteifrigen Dschinnen und goldenen Drachen herauf, und fast vergaß sie, weiter auf Hektors Worte zu lauschen.

»... wartet morgen auf dich vor dem Gùldenland-Museum. Du weißt doch, wo das Gùldenland-Museum ist? Von der Mole, wo du dich nachmittags mit deinen Freunden zum Spielen triffst, gehst du einfach weiter, sodass die Sonne links von dir steht, bis du zu einem großen Segelschiff kommst.«

Ein gedämpftes Rumpeln ertönte von nebenan.

»Gedrin, was machst du da?« Angestrengt versuchte Hilla, der belegten Stimme ihrer Mutter und Hektors Anweisungen gleichzeitig zu lauschen.

»Geh nachmittags und nimm keinen deiner Freunde mit – Rohezal ist ein mächtiger Magier, aber auch sehr bescheiden, er findet es schrecklich unangenehm, wenn viel Aufhebens um ihn gemacht wird. Du wirst Rohezal gleich erkennen, über seinem grünen Wams trägt er nämlich einen weiten, weißen Mantel, und auf jeden der Ärmel ist mit blauem Garn eine Adlerschwinge gestickt.«

»Ich hab da was gehört. Glaube, Hilla treibt irgendeinen Unsinn«, brummte Gedrin. Noch immer

plapperte Hektor munter weiter. Hilla griff den mit Stroh gefüllten Sack, der ihr als Kissen diente, und presste ihn über den Holzkopf, doch auch das schien ihn nicht aus der Fassung bringen zu können.

»Gib ihm den Nimbus-Stab. Nicht nur deinen Vater wird er erlösen, sondern auch mich, und zum Dank werde ich immer bei dir bleiben und dir zu Diensten sein! Also denk dran, morgen Nachmittag vor dem Gùldenland-Museum!«

Das Schlurfen schwerer Holzschuhe war jetzt in ihrem Raum zu hören. Hilla machte sich unter ihrer Decke so klein wie möglich, wünschte sich, einfach unter ihre Matte kriechen und zwischen den Ritzen ihrer Pritsche verschwinden zu können. Das orange-farbene Funkeln in Hektars Augen erstarb, und die Dunkelheit schloss sich um sie wie eine Faust. Dann wurde Hillas Decke weggerissen, und Mondlicht schnitt einen schmalen Streifen von Gedrins Gesicht aus der Nacht. Die sichtbare Braue war tief nach unten gezogen.

»Hilla, jetzt ist wirklich nicht die Zeit, um mit deinen Puppen herumzualbern. Deine Eltern brauchen ihren Schlaf.« Das ungeduldige Zittern in seiner Stimme verriet, dass er ärgerlich war. Er packte Hektor grob am Kopf und klemmte ihn sich unter den Arm.

»Der bleibt erst mal bei mir.«

»Vater, es ist ...« Hilla unterbrach sich. Kein Wort zu Gedrin, solange der Fluch noch wirkte, hatte Hector gesagt.

»Und schlaf jetzt. Morgen wirst du nämlich früh aufstehen. Ich will diesen vertrackten Sekretär fertig stellen, und dafür brauche ich dich ausgeschlafen.«

Als Gedrin den Raum verlassen hatte, zog Hilla sich die Decke über den Kopf und spürte die raue Wolle auf ihrem Gesicht. Sie war sich ziemlich sicher, dass sie in dieser Nacht keinen Schlaf mehr finden würde.

Als Gedrin sie am nächsten Tag endlich aus der Werkstatt entließ, waren ihre Finger wund, die Sonne hatte den Zenit bereits überschritten, doch in ihren Augen war noch immer das trockene Jucken einer durchwachten Nacht zu spüren. Sie war spät dran und hatte noch nicht mal das Gùldenland-Museum ausfindig gemacht – denn in der Nähe der Mauermole war es nicht, das hatte sie durch behutsame Fragen an Gedrin in Erfahrung gebracht. Nein, es lag irgendwo in Alt-Grangor – jenseits des Vesselbek-Damms!

Trotz alledem hüpfte Hillas Herz vor Freude auf und ab, als sie in das tiefgelbe Licht der Traviasonne hinauslief. In ihrer Rocktasche spürte sie das Gewicht des Nimbus gegen ihre Beine schlagen. Rohezal würde ihr alle Antworten geben, nach denen es sie ver-

langte, davon war Hilla überzeugt. Sie musste ihn nur finden, bevor der Nachmittag verstrichen war.

Beim nächsten Stundenschlag war Hillas Zuversicht merklich geschwunden: Sie war zum Vesselbek-Damm gelaufen, aber die Zweililiengarde schien ihren Wachdienst heute noch gewissenhafter als üblich zu verrichten. Eine schwarzzahnige Gardistin, deren aufgequollenes Gesicht mindestens so abstoßend war wie Hillas Überbiss, hatte einem Schichtkameraden ihre erstaunliche Treffsicherheit mit einem faulen Apfel bewiesen. Jetzt saß Hilla auf der Mauer beim Fischmarkt und pulte immer noch Obstreste aus ihrem Ohr, das sich taub anfühlte. Die Sonne kroch indes unerbittlich über den Himmel, und wie um Hillas finstere Gedanken zu untermalen, verbarg sie sich nun hinter einer stahlgrauen Wolkenbank. Tränen der Wut traten in Hillas Augen, als sie daran dachte, dass Hektor jetzt unter Gedrins wachsamem Blick in der Werkstatt lag, während sie nichts anderes tun konnte, als tatenlos herumzusitzen.

Auf dem Fischmarkt geschah etwas. Unter Hillas Fußsohlen kribbelte es, als würde die Luft kälter, weil die Menschen dort unten ihren warmen Atem anhielten.

Wie immer waren direkt unter Hillas Mauerplatz Wasjes Krabbenfässer aufgestellt. Denen näherten

sich jetzt zielstrebig zwei Gestalten, die im Treiben des Fischmarkts wirkten wie eine Qualle und ein Tintenfisch. Vorn ging ein kleiner runder Mann, dessen Hemd und Mantel einen seidigen Glanz in so vielen Farben ausstrahlten, dass Hillas Finger nicht ausreichten, um sie zu zählen. Die Frau dahinter verströmte schwarze Wolken stiller Drohung gegen alles, was sich in die Reichweite ihrer langen, schienenbewehrten Arme begab.

Wasje drückte sich so hastig zwischen seinen Fäsern durch, dass eines ins Trudeln geriet. Der Krabbenfischer würdigte angesichts der Neuankömmlinge die Gefahr, dass sich ein Drittel seines Fangs über das Pflaster ergießen mochte, nicht eines Blickes.

»Maestro! Quinjan! Hochverehrter!«, quiekte er und riss die Augen so weit auf, dass seine Stirn sich kräuselte, bis sie aussah wie ein Stapel Pfannkuchen.

»Lass den Papperlapapp, Wasje.« Der Runde winkte, und ein langer bewehrter Arm reichte ihm ein feucht glänzendes Tuch. Er hielt es sich unter die Nase und atmete so geräuschvoll ein, dass Hilla einen Augenblick lang dachte, das Schnupftuch würde gleich flutternd in der platten Nase verschwinden. »Ich bin hier, weil deine Ware für gewöhnlich recht akzeptabel ist. Die Beredtheit deiner Zunge ist hingegen keine Attraktion dieses übel riechenden Ortes, nach der es mir verlangt.«

Der Maestro, wie Wasje ihn genannt hatte, stieß einen Arm tief ins Krabbenfass und zog ein besonders fettes Exemplar hervor. Erstaunlich behände brachen die dicken Finger den Panzer, und im nächsten Augenblick verschwand das blassrosa Fleisch zwischen rot bemalten Lippen. Maestro brummte zufrieden und wandte sich zu Wasje um, auf dessen Zügen ein Ausdruck unbeschreiblicher Wonne aufwärts kroch.

»Alle drei Fässer in zwei Stunden am Steg vorm *Ja-steks*. Und dass du dich nicht verspätest. Eine Menge Leute, die so wichtig sind, dass du nicht einmal ihre Zehennägel putzen dürftest, erwarten heute Abend Maestro Quinjans Krabbensuppe.«

Als die beiden fremdartigen Meerestiere in den Schwarm zurücktauchten, lag das schwachsinnige Grinsen eines Gesegneten auf Wasjes schmalen Lippen, und auch Hillas breite Zahnfront entblößte sich zu einem Lächeln.

»Hilla? Hilla, was machst du denn zwischen Wasjes Krabben?«

»Hau ab, Jergi!«

»Erst wenn du mir sagst, was du da machst!«

»Wasje kommt gleich zurück, und wenn er dich hier findet, prügelt er dich windelweich!«

Jergi grinste. »Nicht so weich wie dich.«

Schon war Wasjes zufriedenes Brummen zu hören.



Kurz entschlossen packte Hilla Jergi an einem dünnen Arm und zog ihn zu sich ins Boot hinab, das sogleich wild zu schaukeln begann.

»He!«

»Klappe, Jergi!«

Hilla drückte beide Hände auf seinen Kopf und zwang ihn nach unten, hinter die Fässer. Sie konnte Wasjes Stiefel auf dem Steg hören. Fiel ihm das Schaukeln des Bootes denn gar nicht auf? Aber er brummte glücklich weiter und sprang an Bord.

»Was ...«, flüsterte Jergi.

»Still! Wir sitzen im gleichen Boot.«

Und dieses Boot legte soeben in Richtung Alt-Grangor ab.

Zu Hillas Glück liebte Jergi offensichtlich Schiffe – keine kleinen Boote wie Wasjes, das sie mit Kleidern voller knirschender Krabbenpanzer, aber unentdeckt verlassen hatten, sondern welche mit drei Masten und einem Kiel aus Planken, so breit wie Baumstämme. Schiffe wie die *Windsbraut*, die er seit einer halben Ewigkeit mit offenem Mund bewunderte. Der dünne Mann, der in einem winzigen Häuschen neben der Planke saß, die an Deck führte, hatte ihn ein paarmal erstaunlich freundlich gebeten, den zahlenden Besuchern nicht den Weg zu versperren. Doch es sah ganz so aus, als ob die einzigen Öffnungen an

Jergis Kopf, die nicht sperrangelweit offen standen, seine Ohren waren, und so musste der dünne Mann ihn schließlich grob an diesen packen und ein paar Schritt vom Steg wegzerren. Jergi blieb, wo man ihn abgestellt hatte, und starrte unverdrossen weiter.

Hilla war es nur recht, dass sie nach Rohezal Ausschau halten konnte, ohne Parims kleinen Bruder noch länger am Hals zu haben. Sie war überzeugt gewesen, dass es einfach sein würde, einen so prächtig gekleideten Mann zu finden, aber tatsächlich rummelten sich zwischen den schlanken Bögen des Museums mehr samtig schillernde Mäntel und Umhänge, mehr Spitzenhemden und Lederstiefel, als sie je zuvor auf einem Haufen gesehen hatte. Hillas Wangen brannten vor Scham allein bei dem Gedanken an all die wohlmanikürten Finger, die auf sie zeigen würden, wenn sie sich mit ihrem schmutzigen, nach Krabben riechenden Hemd unter sie begäbe. Schon gar nicht konnte sie ihr Gesicht zeigen! Es kam ihr wie Stunden vor, bis sie im Schatten eines der Torbögen zum Museum einen Aussichtsposten gefunden hatte, von dem aus sie den Platz halbwegs überblicken konnte. Tatsächlich kratzte die Sonne bereits an den Gipfeln westlich von Grangor, als sie schließlich eine weiß-blaue Schwinge in der Menge aufblitzen sah. Ihr Herz machte einen Satz. Endlich, endlich würde alles zu einem guten Ende kommen!

Ohne sich Gedanken um die empörten Blicke zu machen, die sie zweifellos anzog, glitt sie durch die betuchte Menge, die Faust in der Tasche fest um den Nimbus geschlossen.

Dann stand sie vor ihm. Rohezals Gesicht war zwar runzlig, aber keine labberige Faltenmasse wie bei Alruna, sondern prall und rosa. Ein langer, schneeweißer Haarkranz fiel bis in seinen Nacken herab, die Augen über der dicken Nase suchten ungeduldig den Platz ab, ohne sich dabei auf Hilla zu richten. Unschlüssig verharnte sie, den Blick auf seinen Bauch kaum eine Elle vor ihr gerichtet, der seltsamerweise gar nicht rund war. Dann, ohne sich Zeit zum Nachdenken zu lassen, riss sie die Faust aus der Tasche und bot ihm den Nimbus auf der Handfläche dar, wobei sie ihren Blick entschlossen in seine Nasenlöcher bohrte. Da endlich beugte sich der überraschend dünne Hals, und Rohezal schenkte ihr die Gunst eines Blickes.

Er schien es sogleich zu bereuen. Unverhohlener Ärger zog seine Lippen zusammen und glättete die Lachfältchen, die Brauen zogen sich zusammen, bis sie die Augen fast verdeckten.

»Was will das Gör von mir?«, schnaubte er mit flatternden Nasenflügeln. Ohnehin klang seine Stimme, als spräche er durch die Nase. Sie kam Hilla bekannt vor, aber der Schreck stieß die Erinnerung beiseite.

»Aber ... ich habe den Stab!« Mehr brachte sie nicht hervor.

Runzlige Lider öffneten und schlossen sich mehrmals über Rohezals Augen, als müsste er Staub aus seinen Augen herausblinzeln.

»Verschwinde, bevor ich dich in den Kanal schmeiße!«

Sein Gesicht, mittlerweile rot wie ein Schinken, wurde zu einem verschwommenen Fleck, als Hillas Augen sich mit Tränen füllten.

»Hurtig, Missgeburt!«

Und dann lief Hilla davon, verkroch sich tief in den Schatten des Torbogens, wo niemand sie sah, und versuchte vergeblich, mit ihrem trägen Blinzeln die Tränen zu vertreiben.

Magister Balphion war verärgert. Er schritt schnell aus, die Ellbogen seitlich abgespreizt, seine Ärmel schlackerten um Unterarme, die einem aufmerksamen Beobachter ungewöhnlich dünn im Vergleich zu seinen rosigen Gesichtszügen erschienen wären. Der »weise und lebensfrohe Großonkel« wollte Balphion vom Hals abwärts einfach nicht gelingen. Die dürftige Gesichtssillusion genügte zwar zweifellos, um Rolf zu täuschen. Nur war Vaniaris' minderbemittelter Sohn gar nicht erst aufgetaucht, um sich täuschen zu lassen. Nun, wenn der Berg nicht zum Magister kam,

musste der Magister eben zum Berg gehen. Ein grimmiges Schmunzeln stahl sich auf Balphions Lippen, als er die tiefere Wahrheit dieses Sinnspruchs mit der prallen, kugelrunden Erscheinung des Jungen verglich.

War es denkbar, dass Alruna die Magie in der Puppe zerstört hatte? Wenn die alte Vettel nun gelogen hatte, wenn sie den Kopf ausgetauscht hatte – nein, dafür war sie zu feige, zu kriecherisch. Rolf hatte den Zauber ausgelöst, dessen zumindest konnte Balphion sich sicher sein. Aber hatte er auch die Anweisungen begriffen? Der Magus bereute es nun, sich auf Augen und Ohren eines eselsköpfigen Knaben verlassen zu haben. Vielleicht war es an der Zeit, diese Ohren auf eine Länge zu ziehen, die dem Verstand zwischen ihnen angemessen war.

Es war einer jener Orte, für die Kinder ein Gespür hatten: Rolf und seine Freunde überraschte es nicht im Mindesten, dass der dreckigste und verlassenste Winkel Alt-Grangors nur wenige Fußminuten vom Gùldenland-Museum entfernt lag. Für sie schien es einfach eine selbstverständliche Fügung zu sein, dass die beiden Grundbedürfnisse Schmutz und Ruhmesglanz sich in unmittelbarer Nähe zueinander befriedigen ließen. Balphions Verdacht, dass auf irgendeine hinterhältige Art und Weise die Bälgerbande selbst diesen unerträglichen Zustand herbeigeführt hatte,

war ebenso absurd wie nagend und steigerte seinen Ärger.

Die Kinder quälten gerade mit Hingabe etwas Grauschwarzes und Glitschiges, das sich in einer feuchten Mulde im Pflaster zwischen ihren Füßen wand, als Balphion in den faulig stinkenden Hof am Kanal trat. Er schickte sich gerade an, von hinten an den ahnungslosen Rolf heranzutreten und ihn am Hosenbund zu packen, der ungnädig viel seines gen Himmel weisenden Hinterteils preisgab, da stieß sein Fuß gegen etwas Weiches, das durch den Schmutz kullerte. Balphion zuckte hastig zurück, als das Bild eines feuchten Rattenkadavers vor seine Augen trat, doch als er den Blick senkte, sah er stattdessen ein vertrautes, grün-weißes Schimmern. Der gerechte Zorn stieg im Magister auf wie siedendes Öl. Das diffizilste, kreativste, kurz: großartigste Artefakt, das er in seiner gesamten Laufbahn zuwege gebracht hatte, war achtlos in den Dreck geschleudert worden zugunsten eines halbtoten Fisches. Nun, er würde Rolf erklären, wie unangemessen seine Missachtung dieses einzigartigen Geschenks war. Und wie er es ihm erklären würde!

Hilla war genug Ablehnung gewöhnt, um den größten Teil der Tränen herunterzuschlucken und dem so unerwartet feindseligen Rohezal zu folgen. Nein,

nachlaufen wollte sie ihm nicht, aber doch zumindest herausfinden, was diesen scheußlichen alten Mann umtrieb. Der Hinterhof, in den er sie führte, ließ sie fast glauben, sie wäre wieder in der Suderstadt. Alt-Grangor war in seinen kleinen, fäulnisdurchtränkten Gassen nicht so fremd, wie Hilla es erwartet hatte.

Sie hatte beobachtet, wie Rohezal den zweiten Hektor aufgehoben hatte, wie seine Hände sich um den schmutzigen Rock zusammengezogen hatten, bis die Knöchel weiß hervorgetreten waren, und wie er ihn dann grob zu Boden geschleudert hatte, um sich dem fetten Jungen zuzuwenden. Sie hatte der mühsam beherrschten Stimme gelauscht, die auf den Dicken eingeredet hatte, während seine Freunde sich schweigend rückwärts in Richtung Kanal zurückgezogen hatten. Sie hatte ein paar Schritte auf den Hof gewagt, um einen Blick auf den zweiten Hektar zu werfen – und festgestellt, dass dessen Lächeln nicht gebrochen war. Sie mochte ihn auf Anhieb nicht, und deshalb fiel es ihr leicht, mit ihm das zu tun, was sie beim echten Hektar so viel Überwindung gekostet hatte. Dann zog sie sich in die Gasse zurück, die Hand fest um ihre Rocktasche geklammert. Keinen Lidschlag zu früh, denn schon rauschte Rohezal heran und hob den zweiten Hektor behutsam auf. Er bemühte sich vergeblich, mit einem weißen Ärmel den Algenschmutz von dem hölzernen Lächeln zu entfernen. Schließlich gab er es

auf, warf dem Dicken mit den mittlerweile überlaufenden Augen einen zornessprühenden Blick zu und marschierte stracks auf Hillas Versteck zu. Ihr Herz schoss ihr so weit den Hals herauf, dass es unter der Zunge zu schlagen schien; sie war unfähig, auch nur den winzigsten Schritt zu tun, um sich aus seinem Weg zu stehlen. Rohezal musste sie einfach bemerken. Das tat er auch, eines Blickes würdigte er sie jedoch nicht, stattdessen fing sie sich einen harten Stoß ein, der sie gegen die grob gefügte Steinmauer taumeln ließ.

Und dann war er fort.

Hilla trat auf den Hof.

»Bist du Rolf?«

Der Dicke wandte langsam den halslosen Kopf zu ihr. Seine Augen traten hervor, und er stieß ein langes, klägliches Fiepen aus. Sie näherte sich dem leichenblassen Jungen und setzte dabei ein Gesicht auf, von dem sie hoffte, dass es harmlos wirkte. Rolf blieb abgesehen von seinen wild rollenden Augäpfeln bewegungslos, und so wagte Hilla einen weiteren Vorstoß.

»Hat dein Vater vielleicht einen Nimbus-Stab?«

Rolf brach in Tränen aus.

Vaniaris verdrängte die Erinnerung an Rolfs gerötete Augen und verschloss die Ohren vor dem trotzigem Kreischen, das aus dem Fenster im dritten Stock bis



auf die Straße drang. Feuchte Abendkühle veranlassete ihn, den pelzgefütterten Kragen eng um den Hals zu ziehen. Auf der Brust spürte er das beruhigende Gewicht des Nimbus-Stabs. Es würde ein großartiger Abend werden, und so war es eine angemessene Strafe für Rolf, dass er ihm nicht beiwohnen würde. Nun, dachte Vaniaris mit der Milde, die sich in sein Gemüt schlich wie ein alter Freund, dem man immer wieder Geld leiht in dem Wissen, nie auch nur einen Heller wieder zu sehen, er würde Quinjans Küchenjungen anweisen, wenigstens etwas von der berühmten Krabbensuppe für Rolf zu seinem Anwesen zu bringen.

Es fiel Vaniaris schwer, wirklich erzürnt darüber zu sein, dass sein Sohn Balphions Geschenk verloren hatte, auch wenn die Puppe mit Sicherheit sehr kostbar gewesen war. Der Magister war einfach kein gern gesehener Gast im Hause Vaniaris. Sein unbeherrschter Charakter war noch zu entschuldigen, aber seine ständigen Versuche, Vaniaris den Nimbus abzuschwatzen, waren für sämtliche Beteiligten entwürdigend. Als ob von allen Magistern und Magistra Grangors ausgerechnet Balphion derjenige wäre, dem man ein so kostbares Artefakt in die grobschlächtigen Hände gegeben hätte. Balphion, von dem es hieß, er trage in Magierkreisen den Spottnamen »illusionierter Illusionist«. Balphion, dem schon die Beschwörung eines magi-

schen Fliegenbrummens zum Feuerball geriet. Mancher Kampfmagier hätte ihn sicher um seine Fähigkeit beneidet, jedweden arkanen Effekt mit einer unerwünschten feurig-zerstörerischen Nebenwirkung zu versehen.

Ohnehin nahm Vaniaris an, dass es nicht aufrechtes wissenschaftliches Interesse war, das Balphion zum fortgeführten Bestehen auf dem leidigen Thema trieb. Der unansehnliche Magus mit dem dünnen Hals und dem fleischigen Gesicht begehrte den Nimbus aus den gleichen niederen Motiven, aus denen Vaniaris ihn behielt. Rolfs Vater lächelte und legte die Hand auf das Lederbeutelchen unter seiner Weste. »Makellos«, flüsterte er zwischen geschlossenen Zähnen.

Und dann war sein Lächeln perfekt.

Olwin war für das *Jasteks* nicht mehr als ein livrierter Schatten, vor dem sich nicht einmal die aufgeblähten, schmatzenden, bekleckerten Sechsjährigen fürchteten, die ihn die letzte halbe Stunde terrorisiert hatten.

Er hatte gleich gesehen, dass dieser dürre Junge mit dem ungewaschenen Haar nicht zu ihnen gehörte. Nicht, dass die anderen Kinder hier übermäßig reinlich waren, doch den Geruch dieses Kindes hatte man nicht unter Duftwassertünche verborgen. Gutmütig, wie Olwin nun mal war, hatte er sich an sein eigenes kleines Mädchen erinnert gefühlt – er hatte bei Mei-

ster Quinjan vergeblich um Erlaubnis gebeten, sie mitbringen zu dürfen. Aber es sollte sich herausstellen, dass der Dreckspatz mit seinem Twienchen nichts gemeinsam hatte. So war es gekommen, dass dem ehrwürdige Vaniaris, dem es gefiel, den ach so »aufgeweckten« Kleinen zuzuschauen, seine Würde unter einer Schicht rosa Krabbensuppe abhanden kam, zielsicher drapiert von jenem dünnen Jungen. Der Missetäter war mit boshafem Funkeln in den Augen entwischt – und so blieb Olwin nur, beflissentlich die Wiederherstellung der Würde des Bekleckerten in Angriff zu nehmen. Nicht, dass Vaniaris selbst großes Aufheben darum gemacht hätte. Tatsächlich verloren seine ebenmäßigen Züge keine ihrer Qualitäten, auch wenn sie sich über einem leicht dampfenden Hemd befanden. Doch Meister Quinjan mochte vom Anblick seiner so achtlos vergeudeteten Kostbarkeiten durchaus in blindwütige Raserei getrieben werden.

Jetzt eilte Olwin also die Treppe zu den Gästezimmern hinauf, die Stufen doppelt nehmend, riss den Schrank auf und warf wahllos Kleidungsstücke aufs Bett. Schließlich war es allgemein bekannt, dass Meister Vaniaris alles stand – er hätte im Aufzug eines Trollzacker Barbaren zu einer Heiligsprechung erscheinen können und man hätte zufrieden bemerkt, wie sorgfältig gebürstet sein Fellschurz sei.

Als Olwin wieder die Treppe hinabstürmte, um zu

melden, dass der Umkleideraum für den ehrwürdigen Herrn gerichtet sei, setzte er mit einem großen Sprung über eine zusammengekauerte Gestalt am Fuß der Treppe hinweg. Unter anderen Umständen hätte er sicher einen zweiten Blick für sie übrig gehabt – und mit Sicherheit einen dritten, der dazu geführt hätte, dass sie sich mit lang gezogenen Ohren auf der Straße wieder gefunden hätte.

Aber Olwin war in Eile.

Hilla hätte niemals gedacht, dass es unter einem Bett so sauber sein konnte. Vielleicht war sie froh, dass es keinen Staub gab, der ihrer Nase ein verräterisches Niesen entlocken könnte, aber sie wusste, dass ihr Herz ohnehin so laut schlug, dass selbst Jergi es hören musste, der wahrscheinlich schon auf halbem Weg in die Suderstadt war. Parims Bruder hatte doch tatsächlich Mut bewiesen mit seiner selbstlosen Suppenattacke auf den Vater des fetten Jungen! Natürlich war es ihr Einfall gewesen, dass man Vaniaris nur dazu bringen musste, seine Kleidung zu wechseln, damit er den Nimbus ablegte, den er Rolfs Worten zufolge in einem Beutel um den Hals trug. Nicht einen Gedanken hatte Hilla allerdings an die Frage verschwendet, wie der Stab daraufhin seinen Weg zu ihr finden würde – irgendwie war sie davon ausgegangen, dass dieser Teil des Plans sich praktisch von

selbst erledigen würde. Nun, ihr würde etwas einfallen, beschloss sie mit grimmig zusammengepressten Lippen. Hektor konnte sich auf sie verlassen, der echte Hektor – weil sie nämlich kein verfressenes Bürgersöhnchen mit zitternder Unterlippe wie Rolf war. Hilla wusste, wie man einen magischen Stab in die Finger bekam.

Der letzte Gedanke wurde abgeschnitten durch das schrecklich leise Geräusch einer sich öffnenden Tür. Viel leiser als Hillas Atem, genau wie die Schritte, die sich dem Bett näherten. Die Pritsche knarrte bedrohlich, als sein Hinterteil sich direkt über ihrer Nase niederließ, dunkle Stiefel bezogen Stellung vor dem Bett wie Torwächter. Ein gedämpftes Grunzen, dann fiel ein bekleckertes Hemd zu Boden. Das Bett knarrte, als das Gewicht darauf sich verlagerte, die Stiefelwächter verließen ihre Posten und begaben sich zum anderen Ende des Raumes, wo, erinnerte Hilla sich, ein Spiegel vom Tragebalken hing.

Hilla hielt die Luft an.

Während ihre Hand sich den Bettkasten emportastete, wünschte sie, auch ihren Herzschlag anhalten zu können, der wie eine Harpyie im Käfig ihrer Brust tobte. Ihre Hand fand den Weg über glattes Holz, erfasste einen wolkenweichen Zipfel – nicht weit genug.

Hilla schob den Kopf hervor, wagte es nicht, einen

Blick in die Richtung zu werfen, aus der das Rascheln von Stoff zu hören war. Stattdessen sah sie nach oben und suchte mit den Augen den Rand des Bettgestells ab. Nein, dort wird es nicht liegen, fuhr es ihr eiskalt durch den Kopf, er hat es in der Hand oder in der Tasche ...

Die Schlaufe einer dünnen Kordel, gedreht aus gelbem und rotem Stoff, ragte über die weiße Masse der Bettdecke hinaus. Hillas kurze Finger zitterten, als sie das Band berührte, ihre Hand schob die Daunenmasse beiseite, etwas Schweres an der Kordel kam ins Rutschen, fiel zwischen Fingern hindurch, die sich einen Lidschlag zu spät schlossen, so fest, dass die Nägel schmutzige Abdrücke in den Handballen hinterließen ...

Und schlug mit der Wucht von Ingerimms Hammer auf.

Vaniaris wandte sich unwillkürlich um, als er den Laut vernahm. Das war gar nicht so einfach, da er just in diesem Augenblick damit beschäftigt war, Arme und Kopf gleichzeitig durch das enge, samtene Oberteil zu kämpfen, dessen Knopfreihe zu öffnen er zu ungeduldig gewesen war. Quinjan hätte ihm wirklich eine Bedienstete zum Ankleiden hinaufschicken können oder zumindest einfachere Kleidungsstücke auswählen lassen!

Vaniaris sah also nichts als vom Stoff rötlich getönte Dunkelheit, und für einen Lidschlag kroch ihm eine absurde Panik den Hals hinauf: Gab es Ratten im *Jasteks*? Er verabscheute Ratten, die aus den stinkendsten Kanälen emporstiegen, um ihre Pfotenabdrücke auf dem Bettzeug zu hinterlassen, in den Kleiderschränken, im Essen ...

Aber nein, das war einfach undenkbar. Abgesehen davon hatte das schwere Geräusch überhaupt nicht zu einem Tier gepasst. Mit ruderdnden Bewegungen brachte Vaniaris endlich seine Hände durch die engen Ärmelaufschläge und nutzte diese Freiheit, um die obersten Knöpfe am Kragen zu öffnen, sodass sein Kopf schließlich ebenfalls aus dem Hemd hervorgleiten konnte. Einen Augenblick stutzte er, als sein Blick auf das fiel, was vor dem Bett lag: War er beim Auskleiden so unachtsam gewesen? Vaniaris durchquerte den Raum und ging in die Hocke, um den Lederbeutel aufzuheben; beruhigt spürte er das Gewicht des Stabs. Zum Glück war diese unschätzbare Kostbarkeit nicht zerbrechlich. Andernfalls hätte Rolf sie wahrscheinlich ohnehin längst in seinen dicken Fingern zerbrochen, die so zielbewusst alles fanden, was durch kenntnislosen Gebrauch zerstört werden konnte. Vaniaris ließ die bunte Kordel auf seinen Nacken hinuntergleiten. Dann wandte er sich wieder dem Spiegel zu, um seine Garderobe zu vollenden. Als er dem glänzenden

Metall schließlich ein aufforderndes Lächeln zuwarf, schien es nicht so perfekt zu ihm zurückzukehren, wie es seinen Erwartungen entsprach. Vaniaris runzelte die Stirn. Nun, es konnte mit Sicherheit nur an der minderen Qualität des Spiegels liegen.

Vaniaris blieb für den Rest des Abends verstimmt über das Ausbleiben der schüchternen Blicke junger Frauen und Männer, die sein makelloses Erscheinungsbild bewunderten. Schließlich ging er nach Hause; ein halber Liter Yaquirtaler mehr, als gut für ihn war, rumorte in seinem Magen. Am nächsten Morgen schließlich, als er das Lederbeutelchen öffnete und umdrehte, fiel auf seine Handfläche nicht etwa das schlichte, goldene Miniaturzepter mit den kryptischen, haarfein geätzten Schriftzeichen. Das, worum sich seine Finger in einem Krampf aus Wut und Unglauben schlossen, war ein Inbus-Stab aus schwarzem Stahl.

Hilla, die Handflächen auf den groben Mauerstein gestützt, beobachtete Jergi bei seinem rituellen Tanz um Parim. Kein Wunder, dass der jüngere Bruder diesmal offensichtlich nicht so richtig bei der Sache war: Schließlich, so wusste Hilla, hatte er etwas weitaus Hübscheres und Aufregenderes in der Tasche als den ausgetrockneten Krebspanzer, den Parim über seinen Kopf hielt. Das Spiel endete, als Parim feststellte, dass



aus der rötlichen Schale in regelmäßigen Abständen schimmelige Krebsfleischstückchen auf seinen Kopf fielen, woraufhin er das undankbare Spielzeug angewidert fortwarf. Aus Prinzip schickte er seinen Bruder noch einmal auf den Hosenboden, dann trollte er sich, um jemand zu finden, der ihm die stinkenden Bröckchen aus dem Haar klauben würde.

Hilla warf einen Blick auf Hektor neben ihr auf der Mauer, der seinen zersplitterten Mund nicht mehr aufgemacht hatte, seit sie den Nimbus – den *richtigen* Nimbus – gefunden hatte. Vielleicht war es an der Zeit, sich wieder mehr um Talurin zu kümmern. Ein Magier wäre wahrscheinlich weit hilfreicher gewesen in diesem entsetzlich sauberen Gästezimmer. Vielleicht hatte Talurin ja sogar seine Finger im Spiel gehabt – zumindest konnte Hilla kaum glauben, dass es ihr ohne magische Hilfe gelungen sein sollte, die beiden Stäbe gegeneinander auszutauschen und das *Ja-steks* unentdeckt zu verlassen. Nun, so irrwitzig die ganze Geschichte gewesen sein mochte, offensichtlich hatte sich alles zum Besten gewandt: Gedrin hatte diesen schrecklichen Sekretär schließlich fertig gestellt, zweifellos, weil Hilla ihn von dem Fluch des falschen Nimbus befreit hatte. Er hatte zwar eine ganze Stunde lang geflucht, weil er das Werkzeug verloren hatte, aber so waren Eltern zuweilen: Sie wussten einfach nicht, was gut für sie war.

Und der Nimbus-Stab von Rolfs Vater? Einen verfluchten Eindruck machte er nicht gerade, eher einen recht hübschen. Früher oder später würde sie schon herausfinden, wozu er gut war.

Ein Schatten fiel auf Hilla.

»Wie kommt so ein entsetzlich hässliches Kind nur an eine so wunderhübsche Puppe?« Hilla erkannte die näselnde, von Boshaftigkeit durchtränkte Stimme. Sie fühlte sich auf einmal, als verwachsen ihr Hintern und ihre Hände mit der Mauer, um sie hier festzuhalten, während der Sprecher die scheußlichen Dinge mit ihr tat, zu denen er zweifellos fähig war. Hilla zwang sich, den Kopf zu heben, um ihn anzusehen. Unter weißer Schminke knallte tiefrot seine Haut hervor, die Wangen, massiv wie Schweineschinken, zitterten, als besäßen sie ein Eigenleben. Hilla schauderte. Der Mann tat einen weiteren Schritt auf sie zu, sodass sein Schatten sie zur Gänze umfing.

»Und dann bringt es sein Spielzeug auch noch an einen so entsetzlich schmutzigen Platz. Wirklich, manche Kinder haben einfach keinen Bezug zu materiellen Werten. Aber ich schätze, dass es etwas noch viel Wertvolleres mit sich herumträgt.«

Ein weiterer Schritt des Schinkengesichts brachte den Bann auf Hillas Gesäß ins Wanken. Hastig rutschte sie die Mauer entlang von ihm weg.

»Denk bloß nicht daran wegzulaufen. Wirklich,

wer hätte damit rechnen sollen, dass eine Missgeburt wie du im Zentrum all dieser höchst unwahrscheinlichen Fehlschläge steht, die ich erleiden musste? Erst als mir Vaniaris heute Morgen diesen albernen *Inbus-Stab* zeigte, begriff ich es wirklich. Diese verlogene Pfuscherin Alruna war sehr hilfsbereit, indem sie mir erklärte, wo ich dich und deine nichtsnutzigen Freunde finden kann. Nach all ihren Fehlern sieht es ganz so aus, als hätte sie letztlich doch den entscheidenden Beitrag geleistet, um meinen Plan Früchte tragen zu lassen. Gib ...«

Er tat einen Schritt, und Hilla rutschte den Bruchteil eines Fingers weiter ...

»... mir ...«

Schritt, Rutschen – Hilla bekam jetzt Jergi ins Blickfeld, der mit aufgerissenen Augen und vor Angst schlackernden Knien direkt im Torbogen stand ...

»... den ...«

Schritt, Rutschen – der Torbogen, der hinabführte zur Abfallgrube des Fischmarkts, wo die Dicke des Fäulnisgestanks die Sicht trübte, wohin dieser Seidengewandete ihr nicht folgen würde, einfach nicht folgen *könnte* ...

»Nimbus!«

Hilla entlud ihre gesamte Anspannung in einer einzigen Bewegung von Armen und Beinen, die sie von der Mauer katapultierte, direkt auf Jergi zu, ihn

beiseite stoßend (er landete, wie konnte es anders sein, auf dem Hosenboden), und hinab, tief hinab, wo faulige Wärme sie umfing.

Balphion setzte über den Bengel hinweg und tauchte durch den niedrigen Torbogen. Bestialischer Gestank ließ ihn zurückprallen, doch Wut trieb ihn weitaus stärker vorwärts. Bald pflügten erst seine Knöchel, dann seine Knie durch lauwarmes Wasser, und er musste mit Mühe ein Würgen unterdrücken, als weiche, tote Dinge seine Beine berührten. Fauliger und verseuchter konnte selbst Mishkharas Domäne nicht sein. Aber auch die hätte Balphion nun bereitwillig durchquert, wenn am anderen Ende nur der Nimbus wartete, auf dessen Besitz er so lange gewartet hatte! Die letzten Ausläufer des Tageslichts hinter sich lassend, verlangsamte der Magus seinen Schritt. Er brauchte Licht. Mochten sie spotten, so viel sie wollten, das würde er selbst mit den kläglichen astralen Reserven hervorbringen, welche die strapaziösen letzten Tage ihm gelassen hatten. »Flim Flam ...«, murmelte er und spürte, wie die Magie mit der Kraft der Wut durch seinen Arm bis in die Fingerspitzen getrieben wurde. Bei seinen Lichtzaubern hatte sich zumindest noch nie jemand über die pyrotischen Seiteneffekte echauffiert. Zufrieden holte Balphion tief Luft, als die Formel zur Wirkung kam ...

Faulgase.

Feuer.

Die Reaktion war instinktiv, und obwohl sie sein Leben rettete, war Balphion sich gleich darauf nicht mehr sicher, ob es das wert gewesen war. Er schloss Augen und Mund und warf sich flach ins knietiefe Wasser.

Als der kurze, heftige Flammensturm über der Wasseroberfläche abgeebbt war, hob er den Kopf aus der trüben Brühe und öffnete die Augen. Auf seiner linken Handfläche brannte eine kleine, nunmehr hitzelose Flamme, deren fahlblauer Schein ihm den Blick in zwei starrende Augen ermöglichte, kaum zwei Schritte entfernt, die einem besonders großen Fisch zu gehören schienen. Tatsächlich gehörten sie zu einem durchnässten, kleinen Mädchen, das vor einer ziegelgefügt Wand im Wasser kauerte.

Balphion erhob sich langsam, und obwohl aus seiner guten Robe Fischreste ins Wasser platschten, lächelte er jetzt.

»Gib auf. Ich kriege ihn doch.«

Die Kleine schien einen Entschluss zu fassen. Ein unendlich langsames Blinzeln kroch über die glänzenden Augen, dann erhob sie sich aus dem Wasser und ihre Hand glitt ...

»Ich habe es!«

Das panische Quieken kam von hinten. Balphion

ließ den flackernden Schein suchend zurückgleiten, bis er den Bengel fand, der bis zu den Knien in einem dunklen Haufen stand. Eine kleine Hand hielt ein Ding empor, dem der Lichtzauber einen goldenen Widerschein entlockte ...

Balphion hechtete dem Jungen entgegen und ent-riss ihm den Stab. Ja, es war tatsächlich *der* Stab, der Nimbus! Was hätte Balphion darum gegeben, noch über genügend astrale Reserven zu verfügen, um das makellose Gewebe der Kraft zu studieren, das diesem Gegenstand die Macht verlieh, die großartigste aller Illusionen zu erzeugen, jene, die das Auge des Be-trachters umging, um in seinem Geiste alles an den richtigen Platz rücken zu lassen, sodass der Träger des Artefakts auf seine ganz eigene Art vom Nimbus der Makellosigkeit umgeben sein würde ...

»Makellos«, flüsterte Balphion. Fast meinte er zu spüren, wie das Wort in den Stab hineinfuhr, seine Macht dem Willen des Magus unterwerfend, der ihn in der Hand hielt.

»Makellos?«, murmelte eine winzige, raue Stimme hinter ihm fragend.

Das Mädchen, richtig. Er warf einen Blick hinab auf die Gestalt, die noch immer fast bis zur Hüfte im dampfenden Wasser stand. Jetzt, wo er den Nimbus endlich in der Hand hielt, verpufften Abscheu und Wut. Die großen, immer noch furchtsam blickenden

Augen und der Überbiss weckten auf ihre kindliche Art fast so etwas wie Sympathie. Schließlich war sie unwissend in die ganze Sache hineingezogen worden. Einem Impuls folgend, griff Balphion nach seiner Geldbörse und warf sie dem Mädchen zu, vor dessen Beinen sie ins Wasser platschte und unterging.

»Nimm es als Belohnung. Für deine Dienste. Nur mit der Hilfe des minderbemittelten Rolf«, er grinste, »hätte ich das hier wahrscheinlich niemals in meinen Händen gehalten.«

Als das schreckliche Schinkengesicht gegangen war, verließen Hilla und Jergi hastig den stinkenden Abgrund.

»Das war sehr nett von dir, Jergi, dass du ihm deinen Stab gegeben hast«, platzte Hilla schließlich zu ihrer eigenen Überraschung heraus.

»Ooch«, brummte Jergi verlegen. »Du kannst mir ja ab und zu deinen ausleihen.«

Bei sich dachte Hilla, dass es wahrscheinlich ganz gut war, Jergis Stab los zu sein. Irgendwie mochte sie einem Ding nicht so recht trauen, das sich im Rücken des falschen Hektor befunden hatte.

Balphion zögerte nur kurz vor dem Wachhaus am Vesselbek-Damm. So wie er aussah, von oben bis unten mit stinkender Kanalbrühe durchtränkt, würde

man ihn unter normalen Umständen wahrscheinlich in die Mole werfen. Aber in seiner Linken spürte er den schweren, goldenen Nimbus, dessen Wirkung er oft genug an Vaniaris hatte bewundern dürfen. Man würde ihn passieren lassen. Man würde ihm wahrscheinlich sogar neue Kleidung und ein wärmendes Feuer anbieten, und danach eine Kutsche rufen, die ihn nach Hause bringen würde.

Die Tabak kauende Gardistin mit dem aufgedunsenen Gesicht und den kräftigen, behaarten Unterarmen wirkte allerdings nicht sehr zuvorkommend.

»Schönschön. Wennde 'n betuchter Magista bist, wird's dir nich wehtun, den *Sonderbrückenzoll für stinkende Kanalaussonderungen* zu zahlen.«

Balphion seufzte und griff nach seiner Börse – und erinnerte sich in eben diesem Augenblick daran, dass diese sich nun in den stummeligen Fingern einer Suderstädter Missgeburt befand. Welcher Dämon hatte ihn da nur geritten?

Die Gardistin grinste. »Ihr könnt mich natürlich auch einfach in eine Eidechse verwandeln.«

Balphion dachte an die entsetzliche Leere, die der exzessive Gebrauch astraler Kräfte in den letzten Tagen in seinem Inneren hinterlassen hatte. Hilflöse Wut brach sich ihren Weg auf seine Züge und ließ seine Mundwinkel unkontrolliert zucken. Das Grinsen der Gardistin verbreiterte sich.



»Torben!«, rief sie durch die angelehnte Tür des Wachhauses. »Ich glaub, mit dem hier könnwa uns'n bisschen amüsiern.«





## **Schein und Sein**

Es war eine verhältnismäßig warme Nacht, und Ulf lehnte sich genüsslich auf seinem Stuhl zurück, bis die Lehne gegen die Außenwand seines Heims stieß. Er schloss die Augen und ließ die Geräusche des Abends auf sich einwirken, begleitet von dem salzigen Duft, der so typisch für Thorwal war.

»Bei Borons gnädigem Auge!«, riss ihn die Stimme seiner Frau aus seinen Träumereien. »Schläfst du etwa schon wieder?« Ulf beeilte sich, Hanna zu versichern, dass er hellwach gewesen sei. Seine Frau ließ sich nicht so schnell überzeugen. Den linken Fuß selbstbewusst vor den rechten platziert, stemmte sie die Hände in die Hüften und schnaubte, wodurch eine Strähne ihres braunen Haars aus dem Gesicht befördert wurde. Abwartend klopfte sie mit dem linken Fuß auf den Boden. Ulf bekam das unsichere Gefühl, etwas vergessen zu haben. Sein fragender Blick schien ihn zu verraten, denn Hanna schüttelte ungläubig den Kopf. »Wenn ich nicht an alles denken würde ...«

Sie nahm den langen Stecken von der Wand neben dem Stuhl und reichte ihn Ulf. »Es ist Zeit, dass du deinen Vater von der Kneipe abholst, bevor er wieder betrunken ins Wasser fällt.« Ulf blieb gar nichts anderes übrig, als zu nicken. Mit einem letzten, sehnsüchtigen Blick auf seinen gemütlichen Stuhl machte er sich auf in Richtung des *Fleißigen Rudermannes*, der Stammkneipe seines Vaters. Es war schon spät, er würde eine Abkürzung durch die Gassen nehmen müssen ...

Der *Fleißige Rudermann* lag etwas versteckt zwei Straßen vom Hafen entfernt. Der Seemann Ratlund hatte sie von seinem Anteil an einem Piratenschatz gekauft, als er sich in Thorwal zur Ruhe gesetzt hatte. Inzwischen führte seine Enkelin Allda die Taverne, die auf Grund ihrer gelassenen Rausschmeißer und ihrer Lage zu einem Geheimtipp geworden war, den die unerfahrenen Seeleute auf Landgang nicht kannten.

Der *Rudermann* wurde heute wieder einmal seinem Ruf gerecht. Drei Schiffe lagen im Hafen und etwa zwölf der Matrosen schon schlummernd im Schankraum verteilt auf dem Boden. Ein Seemann war in seligem Schnapsrausch zusammengesunken, die anderen jedoch wiesen deutliche Spuren der immer noch tobenden Keilerei auf. Auch ein paar Tische lagen zerbrochen herum. Nur in einer Ecke der Taverne schien

das Chaos keine Aufmerksamkeit zu erregen. Um einen Tisch herum saßen dort drei Männer und eine Frau, allesamt mit Tätowierungen und Narben versehen, die sie als ehemalige Seeleute oder Abenteurer auswiesen. Die vier waren in ein Gespräch vertieft.

Ein noch gefüllter Krug mit Met flog zwischen den Anwesenden hindurch und zerschellte an der Wand, wobei sich Spritzer und Splitter gleichermaßen verteilten. »Pah!«, unterbrach sich Leimund kurz. »Zu meiner Zeit habe ich in schlimmeren Keilereien besser gezielt.« Kopfschüttelnd kam er wieder zu der Geschichte zurück, die er gerade erzählt hatte. »Jedenfalls waren wir also unserem Entschluss gefolgt und hatten uns zur Grenze an die Dämonenlande begeben. In Gareth war noch ein Zwerg zu unserer Gruppe gestoßen, der seinen Bruder in diesem verhexten Landstrich suchen wollte. Bis dahin war alles ganz gut verlaufen, doch nun, wo selbst die Landschaft Spuren der dämonischen Kräfte davongetragen hatte, begann erst die wirkliche Probe. Wie sollte ich auch wissen«, Leimund blickte den drei Zuhörern lange und tief in die Augen, »was diese Probe uns abverlangen würde?«

Während Leimund erzählte, wanderte sein Geist zurück in jene Zeit, in der er sich als Kämpfer verdingt hatte, in der er und seine Gefährten tatsächlich einmal die Dämonenlande begangen hatten ...

*»Was ist? Wollen wir nicht langsam losgehen?« Die*

*Stimme von Taluk, dem Zwerg, klang generot und zögerlich zugleich, doch riss sie die anderen drei aus ihren Gedanken. Die Gefährten standen an der Grenze der berüchtigten und gefürchteten Dämonenlande, und keiner schien allzu erpicht darauf, sie tatsächlich zu betreten. Die Waldelfe Avani Silberbogen tat den ersten Schritt hinein, dann folgte ihr Kasin, der Magier. Mit einem Blick über die Schulter stapfte Taluk hinterher, und zögerlich nahm Leimund das Ende der Formation ein.*

»Natürlich ging ich voraus, wie ich es als Anführer auch sollte«, fuhr Leimund fort. In zwei Augenpaaren sah er zustimmende Wertschätzung, doch Grania, die ihm direkt gegenüber saß, zeigte Spuren von Zweifel. Nicht zu dick auftragen!, ermahnte sich der Alte, doch noch während er die nächsten Worte sprach, liefen die tatsächlichen Ereignisse wieder lebhaft vor seinem inneren Auge ab und zwangen ihn, weiter zu dichten. »Nachdem wir etwa einen halben Tag gereist waren und es bald dunkel werden musste, ließ ich nach einem Rastplatz Ausschau halten. Nach kurzer Zeit stießen wir auf eine kleine Höhle, neben der ein toter Baum seine verdorrten Äste wie flehende Hände gen Himmel reckte, als wollte er die Zwölfe um Gnade bitten.« Leimund lächelte versonnen. Seine Zuhörer hingen wieder an seinen Lippen, selbst Grania konnte sich der Erzählung nicht entziehen.

*»Da gehe ich nicht rein. Wer weiß, wer oder was die*

Höhlen an diesem schrecklichen Ort bewohnt?« Avani sah Leimund mitleidig an. Der bisher doch recht tapfere Kämpfer war in den letzten Tagen zu einem Haufen Espenlaub verkommen. Die Elfe kaute auf einer Strähne ihres langen Haars und überlegte. Schließlich sprach sie mit ihrer klaren, hellen Stimme: »Gut, Leimund. Du kannst hier draußen bleiben. Der Baum sollte dir genügend Schutz bieten.« Leimund riss die Augen auf und sah an dem toten Gewächs neben der Höhle empor. Kurz schien er zu überlegen, welches Los denn wohl schlimmer sei, aber dann nickte er. Während die anderen drei im Lichte von Kasins Stab die Höhle betraten, suchte er sich einen geeigneten Platz zum Anlehnen, von dem aus man auch schnell den Baum erklimmen könnte. Seinen Anderthalbhänder legte er griffbereit neben sich. Dann setzte er sich und deckte sich zu. Trotz seiner Furcht und seiner gespannten Nerven schlief er ein, noch während er Taluk über »diese mickrige Entschuldigung von einer Höhle« brummeln hörte ...

Ulf zwang sich zu einem schnellen Schritt. Seinen treuen Stecken in ausladenden Bewegungen aufsetzend, eilte er durch die Straßen. Beim Krämerladen bog er in eine schmale Gasse ein, durchquerte sie und bog an der nächsten Möglichkeit wieder ab. Er kannte diese Wege zwar gut, aber die Gefahr ging weniger von dem Gewirr der Gassen aus als vielmehr von den Bewohnern dieser schattigen, dunklen Orte. Ulf pack-

te seinen Kampfstab etwas fester und ließ seine Schritte noch etwas länger werden. Jetzt, wo die Sonne nicht mehr zu sehen war, fröstelte ihn tatsächlich ein wenig.

Der stämmige Mann war ein geübter Kämpfer, sein eigener Vater hatte ihm einige Kniffe beigebracht. Wenn man in Thorwal kräftiges Geleit benötigte, ohne die Wachen oder ihr Gegenstück unter den Streunern auf sich aufmerksam machen zu wollen, dann war Ulf eine der Personen, an die man sich wenden konnte. Er war kräftig, selbst für einen Thorwaler, und auch sein kantiges Gesicht war bei Einschüchterungsversuchen schon hilfreich gewesen. Seine blonden Haare trug er lang, ebenso wie seinen Schnurrbart. Kurz: Ulf war der Inbegriff eines Thorwalers, so wie ihn die Skalden besangen.

Was die drei Streuner vor ihm nicht davon abhielt, sich ihm in den Weg zu stellen. Auch sie waren nicht gerade Hänflinge, und sie alle trugen das gleiche Hai-fischgrinsen zur Schau. Der Mittlere, anscheinend der Rädelsführer, trat einen Schritt vor und hob die Hand. Beinahe gelangweilt stellte er fest: »Nicht so schnell, Bursche. Du bist in unser Gebiet gekommen und du hast es ziemlich eilig.« Sich am Kinn kratzend, fügte er hinzu: »Also gut, ich mache es dir einfach: Wie viel rückst du freiwillig raus?« Die anderen beiden lachten hämisch. Ulf spuckte aus. »Wenn

Rondra es eilig hat, macht Phex ihr Platz. Nehmt euch daran ein Beispiel. Aus dem Weg!« Noch während er weiterging, wusste Ulf, dass die Räuber nicht weichen würden ...

Im *Rudermann* hatte Allda inzwischen beschlossen, dass die Besucher genug Spaß gehabt hatten, und Wulff und Redgar, die beiden hünenhaften Rauschmeißer, nahmen ihre Tätigkeit auf. Unweigerlich gingen dabei noch ein paar Tische mehr zu Bruch und noch ein paar Matrosen mehr zu Boden. An dem Ecktisch aber lauschten Grania, Asgar und Hald gespannt den Ereignissen, die sich vor so langer Zeit des Nachts in den Dämonenlanden zugetragen hatten. Leimunds Geschichte hatte ihren eigenen Zauber gewoben, der Erzähler war in dem Fluss der Worte ebenso gefangen wie seine Zuhörer. Mit glänzenden Augen strickte Leimund weiter Seemannsgarn.

»In jener Nacht erwachte ich von einem dumpfen Geräusch vor der Höhle. Sofort war ich hellwach und sah mich um. Im schwachen, rötlichen Lichtschein, den die Glut unseres Feuers abgab, sah alles nur noch gespenstischer aus. Ich sah mich um, doch konnte ich Avanil nirgends entdecken. Kasin schlief neben mir, und Taluk musste ich nicht sehen, sondern nur schnarchen hören, um zu wissen, dass er noch da war. Dann erblickte ich einen Schatten im Höhlenein-



gang. Obwohl er eigentlich zu groß und breit für sie war, rief ich dennoch Avanils Namen, aber der Schatten antwortete mir nicht. Mit der einen Hand tastete ich nach meinem Schwert, mit der anderen nach Kasin, um ihn zu wecken, als der Schatten sich bewegte und nun den ganzen Eingang ausfüllte. Ich zögerte nicht und rief Alarm, so laut ich konnte ...«

*Mühsam rieb sich Leimund den Schlaf aus den Augen. War da nicht ein Geräusch gewesen? Vorsichtig lugte er an dem Baumstamm vorbei zum Höhleneingang. Stand da jemand im Eingang? Er hörte, wie Avanil fragend nach ihm rief. Die Augen immer auf den Eingang gerichtet, erhob Leimund sich und griff nach seinem Schwert, um nachzusehen. Seine Hände schwitzten ein wenig, und die Waffe fühlte sich ungewohnt schwer an. Mit tastenden Schritten schlich er vorwärts, dem Eingang entgegen.*

»Plötzlich war es über uns.« Krachend fuhr Leimunds Hand auf den Tisch, und trotz des Lärms in der Taverne zuckten die Zuhörer erschrocken zusammen. Leimund griff nach seinem Hirschfänger und demonstrierte, wie er gegen die Kreatur gekämpft hatte.

»Ich wusste, dass ich Kasin Zeit geben musste, um sich zu konzentrieren, und Taluk war noch nicht kampfbereit, also lenkte ich das Wesen auf mich. Ich schwang die Klinge hin und her, um seine Aufmerksamkeit zu erlangen, dann sprang ich plötzlich vor

und griff an. Einmal drang mein Schwert in etwas Weiches ein, aber dann wurde es mir aus der Hand gerissen. Im Licht von Kasins ›Fulminictus‹ sah ich kurz einen großen, haarigen Körper – wie von einem Wolf, aber größer als ein Mensch und auf zwei Beinen –, dann traf mich ein wuchtiger Schlag und raubte mir die Besinnung.«

Leimund schloss die Augen und atmete langsam aus. Die Zuhörer lehnten sich gespannt vor, doch er ließ die Pause andauern. Erst als der alte Hald den Mund öffnete, um ihn zum Fortfahren zu bewegen, redete Leimund mit matter Stimme weiter.

»Als ich wieder zu mir kam, war von meinen Gefährten nichts mehr zu sehen, ebenso wenig von dem Wesen. Es war, als ob alles nur ein dunkler Traum gewesen wäre. Und wäre da nicht das dunkle Blut an meinem Schwert gewesen, hätte ich wohl die große Beule an meinem Kopf für all das verantwortlich gemacht. So aber wusste ich, dass ich Rondra danken musste, überhaupt noch am Leben zu sein.«

*Leimund kam bei der Höhle an und spähte hinein. Inzwischen drangen die Geräusche eines Kampfes deutlich an sein Ohr; mindestens einmal hatte Taluk vor Schmerz aufgeschrien. Leimund packte seine Waffe fester. Gerade als er in die Höhle trat, zuckte ein Lichtblitz auf und schlug in den Gegner ein, und für einen Atemzug sah er den großen, haarigen Körper, das Maul mit den dolchähnlichen Zähnen*

*und dem herunterrinnenden Speichel, die klauenbewehrten Pranken und die muskelbepackten Arme. Dann wurde es wieder dunkel. Noch einen weiteren Atemzug starrte Leimund auf die Szene, die sich in seinen Verstand einbrannte, dann machte er kehrt und floh. Die Schreie seiner ehemaligen Gefährten folgten ihm bis weit in die Nacht.*

*Erst als er wieder zu sich kam, nahe der Grenze der Dämonenlande, bemerkte er, dass er statt seines Schwertes einen langen Ast von dem toten Baum in der Hand hielt. Später schnitzte er einen guten Kampfstab aus dem Holz, doch sobald er nach Thorwal zurückgekommen war, um es nie wieder zu verlassen, schenkte er den Stecken seinem Sohn, um die unliebsamen Erinnerungen loszuwerden. Ganz konnte er sich nicht davon trennen, doch so sah er den Stab noch oft genug ...*

Ulf duckte sich unter dem ersten Hieb des Anführers hindurch und konterte, indem er seinen Stecken niedrig kreisen und in dessen Kniekehlen donnern ließ. Mit einem überraschten Aufschrei stürzte der Mann, doch Ulf war schon weiter geeilt und stieß das Ende des Steckens in die Magengrube des verdutzten Zweiten. Der Dritte hatte inzwischen eine Axt in der einen, einen Langdolch in der anderen Hand und sprang vor. Ulf tat einen Sprung zurück und landete auf dem Rücken des zweiten Räubers, dessen Gesicht dadurch unsanft auf dem Boden aufschlug. Ulf drehte den Stab einmal

längsseits und zwang damit den Axtkämpfer zurück. Er nutzte die Gelegenheit, um dem auf die Beine kommenden Anführer krachend auf Kopf und Rücken zu schlagen. Nachdem auch der zweite mit gebrochener Nase aufgegeben hatte, blieb nur noch der letzte Räuber, der weiter auf Ulf eindrang.

Ulf blockte die Axt, aber der Langdolch kam ihm gefährlich nahe. Seine größere Reichweite war in dieser engen Gasse kein wirklicher Vorteil, daher trat Ulf noch einen Schritt zurück und ließ seinen Gegner kommen. Ein, zwei Angriffe später wurde wieder die Axt geschwungen, und Ulf erkannte dasselbe Manöver, das ihn beim ersten Mal fast erwischt hätte. Diesmal jedoch parierte er nicht, sondern drehte sich zur Seite weg und entging damit dem Folgestoß des Dolchs. Dann klemmte er den Stab unter seinen Arm und ließ das untere Ende aufwärts sausen. Mit einem lauten Klirren flog die Axt gegen die Wand, und der Räuber hatte nur noch seinen Langdolch. Nach einem kurzen Blick hob er die Arme zur Seite, scheinbar um aufzugeben. Als Ulf sich jedoch umdrehte, um seinen Weg fortzusetzen, stieß der Mann, einen Vorteil erahrend, zu. Ulf jedoch lehnte sich nach vorn auf seinen Stab, hob den Oberkörper und zog die Knie an. Der verdutzte Gesichtsausdruck des Räubers, als sein Gegner plötzlich waagrecht in der Luft kauerte und sein eigener Langdolch unter diesem hindurch stieß,

wich einem ruhigeren Ausdruck, nachdem Ulf zuge-  
treten und genau das Kinn des Anstürmenden getrof-  
fen hatte.

Ulf sah noch einmal auf die drei Gestalten herun-  
ter, dann drehte er sich um und marschierte weiter.  
Wenn sein Vater über den Durst getrunken hatte,  
würde ihm Hanna ein Willkommen bereiten, vor dem  
Ulf sich mehr fürchtete als vor zwanzig solchen Räu-  
bern. Erst als seine Schritte verklungen waren, wag-  
ten die drei Streuner sich aufzurappeln ...

Leimund seufzte, und die Erinnerung an den Schock  
ließ Tränen in seinen Augen schwimmen. »Um den  
treuen Freunden zu gedenken, nahm ich einen Ast  
des toten Baumes mit und ließ daraus einen Kampf-  
stab anfertigen. Inzwischen habe ich ihn meinem  
Sohn Ulf anvertraut, und solange der Stecken im Be-  
sitz unserer Familie ist, werden wir ihrer gedenken:  
Kasin, Taluk und Avanil Silberbogen.«

Die vier hoben ihre Kelche und wiederholten die  
Namen noch einmal. Auch alle anderen Gäste, mit  
Ausnahme der schlimmsten Trunkenbolde, folgten  
diesem Beispiel, und gemeinsam leerten alle ihre  
Krüge.

Sich den Mund mit dem Ärmel abwischend, fragte  
Leimund: »Noch ein Bier?«

In diesem Augenblick ging die Türe auf und Ulf

trat ein. Kurz sah er sich um, dann entdeckte er seinen Vater. Grania, Asgar und Hald sahen zu ihm hin, aber ihre Blicke hefteten sich an den Stecken des Mannes. Das musste er sein. *Der* Stecken. Ihre Augen wurden ein wenig größer.

Ulf bemerkte dies nicht, sondern sprach ruhig zu Leimund. »Vater, es ist spät. Zeit, nach Hause zu gehen. Hanna wartet schon auf dich.« Leimund murmelte einen Fluch über das Unverständnis, das die Frau seines Sohnes den edlen Thorwaler Traditionen entgegenbrachte, doch er stand trotzdem auf. Dann klopfte er noch einmal mit dem Knöchel auf den Tisch. »Für heute ist es genug. Eine gute Nacht euch dreien und auf bald.« Dann ging er in Richtung der noch offenen Tür, und nach einem Nicken folgte ihm sein Sohn.

Als sie durch die engen Gassen der ungeduldigen Hanna entgegengingen, schüttelte Leimund verächtlich den Kopf und sagte zu seinem Sohn: »Weißt du, Ulf, zu meiner Zeit konnte man keine zwanzig Schritt durch diese Gassen tun, ohne von Räufern angehalten zu werden.« Ulf lächelte nur, und dieses eine Mal schwieg er.





## **In den Gassen Fasars**

Ein dumpfes Poltern und Rumpeln riss Fharuk aus dem Schlaf. Müde blinzelte er, spähte aus schlaftrunkenen Augen und horchte. Lautes, aufgeregtes Gakern und das Flattern von Federn erinnerte ihn daran, dass der kleine, vor Dreck starrende Vogelhändler wieder zum Basar fuhr. Da rollte der Karren, gezogen von einem alten Ochsen, auch schon vorbei. Auf der Ladefläche waren viele unscheinbar graue Hühner in Käfigen zusammengepfercht und schrien vor Angst – offenbar wussten sie bereits um ihr drohendes Schicksal.

Fharuk erhob sich und streckte seine müden Glieder. Die Vögel waren immer das erste Geräusch am Morgen, sehr zeitig rissen sie die Bewohner Fasars aus ihrem Schlaf – vor allem jene, die in den Gassen und Höfen übernachteten, weil sie kein Zuhause hatten. Langsam trottete Fharuk aus der schmalen, durch Dächer windgeschützten Gasse heraus auf die Straße. Es war schon hell, das Licht wärmte seinen Körper. Der Karren war fast nicht mehr zu sehen,

denn er wirbelte den trockenen Staub auf, der in den Straßen lag. Nur eine einzelne Feder tanzte wiegend in der Luft, bis sie schließlich sanft zu Boden sank.

Die Stadt begann sich zu regen, hier und dort das Klappern einer Tür, Schritte, Hundegebell, das Mekern der Ziegen und bald auch das Geschrei spielender Kinder. Und mit den Geräuschen kam die Angst. Denn niemand im Viertel mochte es, wenn Fharuk hier schlief. Mit Flüchen und Schimpftiraden war er schon mehrfach vertrieben worden. Auch von den Kindern. Gerade von den Kindern! Die Kinder waren die Schlimmsten! Sie warfen Steine und faules Obst nach ihm, traten ihn mit Füßen und machten sich einen Spaß daraus, ihn zu quälen. Fharuk schaute noch einmal in die Gasse zurück, in der er die letzte Nacht unter einem Vordach verbracht hatte, und machte sich dann auf den Weg: Er wollte seine Freunde treffen, mit denen er jeden Tag um die Häuser zog.

Mit blinder Sicherheit eilte Fharuk durch die Gassen Fasars, schon hundertmal hatte er diese Strecke genommen und konnte sich an alle Stationen erinnern. Hinter dem Gewürzhändler links über den Hof, durch den Torbogen, dann die schmale Gasse entlang, in der der Goldschmied arbeitete.

Je weiter die Sonne sich den Himmel hinaufschob, desto mehr Menschen sah er auf den Straßen. Hier



kümmerte es kaum jemanden, wenn Fharuk herum-  
lief, er konnte offen durch die Gassen streunen; außer  
misstrauischen Blicken hatte er nicht viel zu befürch-  
ten. Tagsüber! Denn nachts war es genau umgekehrt.  
In dieser Gegend lagerten nämlich viel mehr Bettler  
als anderswo, und jeder wachte über ›seine‹ Unter-  
kunft. Nachts verwandelten sich die kleinen Gäss-  
chen, in denen tagsüber das Geklimper von Perlen-  
vorhängen zu hören war und sich die verschiede-  
sten Düfte in der Luft verbanden, in ein regelrechtes  
Schlachtfeld. Ein Bettler kämpfte gegen den anderen  
um einen trockenen Schlafplatz. Hungrige Bettler jag-  
ten Straßenköter, hungrige Straßenköter fielen über  
schlafende Bettler her, kurz, man konnte sich nir-  
gends sicher fühlen.

Doch tagsüber, wenn die Händler und Handwer-  
ker ihre Waren feilboten, wenn all die Menschen der  
Stadt und des Umlands zum Basar eilten, dann konn-  
te man sich im Strom der sich drängelnden Leiber  
mittreiben lassen.

Was war das? Etwas war anders. Fharuk blieb ste-  
hen. In einiger Entfernung konnte er eine schlanke  
Gestalt erkennen. Die Tuzaker, kam es ihm in den  
Sinn. Hier?

Fharuk rang mit sich, unschlüssig, was er tun soll-  
te, doch die Gestalt sprang mit einigen schnellen Sät-  
zen auf ihn zu. In diesem Augenblick nahm er auch

mehrere sich bewegende Schemen in der dunklen Gasse neben sich wahr.

Er machte sofort kehrt und rannte davon. Seine Verfolger hielten nur kurz mit ihm Schritt, ihnen war offenbar nur daran gelegen, ihn zu vertreiben. Nachdem er sich sicher sein konnte, dass sein Abstand groß genug war, fiel Fharuk in ein langsames Tempo zurück. Was machten die Tuzaker hier? Das musste er dem alten Muharad berichten, denn das Gebiet seiner Bande grenzte an diese Gassen.

Der Basar war das letzte Viertel der alten Innenstadt Fasars, mit all den Türmen, verwinkelten Gassen und hohen, hellen Sandsteinhäusern, das nicht von einer Bande kontrolliert wurde. Die große Arena war früher auch einmal so ein Platz gewesen, an dem es keine Herrscher gab. Pferderennen und Schaukämpfe fanden schon lange nicht mehr statt, und so wurde die Arena von Bettlern, Dieben, Straßenkötern und allerlei anderem Getier als Behausung genutzt, denn groß genug war sie allemal. Doch vor einiger Zeit waren die Tuzaker in die Stadt gekommen, von der Insel Marustan, und drängten sich dazwischen. Sie gewannen rasch an Zahl, unterwarfen andere Banden und vertrieben die meisten Bettler aus der Arena.

Fharuk knurrte grimmig. Er selbst war seit damals auf der Suche nach einer neuen Bleibe, auch seine

Freunde waren davongejagt worden. Die Arena ist gar nicht so wichtig, mehr jedoch kriegen sie nicht von uns, dachte er.

Aber auf dem Basar spielte sich das Geschäftsleben ab, und so wie alle Banden Einfluss nehmen wollten, so versuchten die Händler und die reichen Potentaten, den Basar zu schützen. Gnade kannten die Soldaten nicht, schon Höhere als Diebe oder Bettler waren von ihnen fortgeschleift worden und nie wieder aufgetaucht. Man musste schon sehr mutig und geschickt sein, um unbehelligt über den Basar laufen zu können.

Ein Hungergefühl machte sich bei Fharuk breit. Aufmerksam schaute er umher. Irgendwo musste er sich etwas Essbares besorgen. Auf dem Basar würde er sicherlich etwas finden, dachte er und trieb sich ein wenig zur Eile. Da bemerkte er, dass vor ihm ein Bund Rüben im Straßendreck lag. Jemand hatte ihn verloren oder er war von einem Karren heruntergefallen. Woher der Bund kam, war Fharuk nicht wichtig, schnell packte er zu und lief mit seiner Beute in die nächste Seitengasse, wo er hastig die Rüben verschlang. Was ich hab, das hab ich, dachte er und setzte seinen Weg zum Basar fort.

Fharuk drückte sich an eine Hauswand und blieb stehen. Es war schon viel Betrieb auf dem Basar, die Menschen drängten sich dichtauf durch die schmalen

Reihen zwischen den Ständen. Hektisch schnatterten und brüllten die Händler durcheinander. Zwei Bewaffnete gingen in seine Richtung. Ihre schweren Stiefelschritte dröhnten leise zwischen den vielen Geräuschen, doch laut genug, um Fharuk zu warnen. Gesehen hatten sie ihn zwar nicht, aber sie blickten misstrauisch wie Wachhunde um sich. Fharuk zog flink den Kopf ein und krabbelte unter einem Stand mit Lederwaren hindurch. Ein letzter Blick – dann reihte er sich in die Menge der Menschen ein, die ihn vorwärtstrieb, langsam von den beiden Soldaten weg.

Die unterschiedlichsten Gerüche berührten seine Nase. Hier das Leder – stark nach Büffel riechend, aber mit dem strengen, fast beißenden Geruch der Gerberei; von der anderen Seite Düfte fremder Teesorten, die ein Händler wortreich anpries. Mit einer kleinen Schaufel maß er den Tee ab und füllte damit kleine Beutel. Ungenießbar, dachte Fharuk. Von fern wehte der Geruch von Feuer heran – und von Gebratenem. Auch Garküchen waren auf dem Basar vertreten, sie verkauften kleine und große Mahlzeiten, doch es bestand eigentlich keine Möglichkeit, von dort etwas zu stehlen. Zu aufmerksam wachten die Köche über ihre Töpfe. Auch der Händler mit seinen Hühnern passte gut auf sein Vieh auf. Er schlachtete die Hühner erst auf Wunsch der Käufer vor Ort auf einem großen, schon stark eingekerbten Holzblock, an

dessen Seiten trockenes Blut klebte. Jeden, der auch nur so aussah, als ob er ein Huhn rauben wollte, bedrohte er mit seinem großen Schlachterbeil.

Ihm kam der große Obststand in den Sinn. Dort ließ sich einfache Beute machen, denn der gewaltig dicke Händler, der schon schwitzte, ohne etwas getan zu haben, war nie sehr aufmerksam. Und man konnte sehr schnell fliehen, weil der Stand sich direkt am Ausgang des Basars befand. Fharuk beschleunigte seinen Schritt und schlüpfte zwischen den vielen Menschen durch, was ihm die eine oder andere Verwünschung einbrachte. Aber er hatte Hunger und wollte nicht mehr warten.

Schon von weitem konnte Fharuk erkennen, dass der dicke Obsthändler beschäftigt war. Ein alter Mann mit einem langen, struppigen Bart kaufte bei ihm ein. Vorsichtig schlich Fharuk im Schutz der benachbarten Stände heran. Ohne weiter abzuwarten, schnappte er sich einen Apfel aus der Kiste, die der dicke Händler so schön vor seinen Stand gestellt hatte, und ergriff die Flucht.

»Du dreifach verfluchter Auswurf einer Khoramsbestie«, brüllte der Händler hinter ihm her. Fharuk drehte sich nicht um, denn er lief jetzt so schnell ihn die Beine trugen. Als er gerade um die nächste Ecke biegen wollte, flog etwas um Haaresbreite an seinem Kopf vorbei und klatschte gegen die Wand. Dieses

Etwas zersprang in viele Teile, die in alle Richtungen davonflogen. Zurück blieb nur ein feuchter Klecks an der Wand.

Fharuk erschrak, schlug einen Haken und bog in die Gasse ein. Schnell schlang er seine Beute herunter. Dann suchte er die Reste des Wurfgeschosses. Es war ein Apfel, etwas faulig zwar, aber noch essbar. Froh über so viel Entgegenkommen vertilgte er auch diese Reste und zog gesättigt weiter.

Schon von weitem hörte Fharuk das laute, durchdringende Organ Rohuls, der ein paar kurze Befehle bellte. Muharad war immer in Rohuls Begleitung. Mussten sie etwa das Quartier verlassen?

Zielstrebig ging er auf den heruntergekommenen Stall zu, aus dem die Geräusche zu hören waren, und zwängte sich durch ein fehlendes Brett ins Innere. Inmitten von altem Stroh und einigem Schutt saßen sie, seine Freunde: der alte Muharad, Rohul, Kasim und ein paar jüngere Bandenmitglieder. Schon seit Fharuk denken konnte, war Muharad der Anführer, über jeden Zweifel erhaben. Auch wenn er nicht mehr so agil war wie früher, fehlte es ihm nicht an Energie und Durchsetzungskraft, und jeder hatte Angst vor seinen Wutausbrüchen.

Rohul hingegen war der einzige Dicke der ganzen Bande, denn die meisten der Mitglieder waren mager

und hatten Schwierigkeiten, jeden Tag ausreichend Nahrung zu finden. Wie Rohul es schaffte, war allen ein Rätsel, denn er war sehr behäbig und un gelenk. Aber er besaß große Kräfte und konnte andere lautstark einschüchtern, sodass sie es mit der Angst bekamen. Auch jetzt war er schlecht gelaunt und begrüßte Fharuk nur knurrend.

Sie wussten bereits Bescheid, erkannte Fharuk. Muharad war sehr unruhig, er lief im Kreis umher, den Kopf nachdenklich gesenkt. Die Tuzaker waren in sein Quartier eingebrochen und hatten ihn töten wollen. Sie hatten Jagd auf ihn gemacht, bis Rohul und dessen Sohn Kasim ihm zur Hilfe geeilt waren und ihn hierher hatten bringen können.

Lange lag Schweigen über der Runde. Sie warteten auf Muharads Entscheidung. Er war der Anführer, was er sagte, war Gesetz. Fharuk blickte sich um. Die Stimmung war wahrlich nicht die beste. Kasim und die anderen Jüngeren waren verunsichert, die Tuzaker machten ihnen Angst. Er merkte, dass sie sich am liebsten verkriechen würden. Doch Rohul hatte schon mehrere Kämpfe gegen die Neuen ausgetragen und auch gewonnen. Einige Narben, die er voller Stolz trug, zeugten von seinen Erfolgen. Er konnte es gar nicht erwarten, sich gegen die Tuzaker zu stellen.

Muharad rang mit sich, das konnte jeder erkennen. Er wusste, wie es um ihre Lage bestellt war, sie konn-

ten die Tuzaker nicht wirklich besiegen, dafür waren jene zu zahlreich. Aber aufgeben – das würde Muharad nie. Er schien sich innerlich fast zu zerreißen. Er blieb stehen, schaute in die Runde, und ohne ein Wort zu sagen, entschwand er durch das Loch in der Wand.

Fharuk war im ersten Moment überrascht. Was hatte Muharad vor? Aber der Alte hatte immer den richtigen Riecher, dachte er, sprang auf und folgte ihm. Rohul war der Letzte, er trieb die unentschlossenen Jungen mit gebellten Befehlen an und sorgte dafür, dass sich niemand davonstahl. Gemeinsam liefen sie hinter ihrem Anführer her, wohin er sie auch führen mochte.

Muharad bedeutete seinen Gefolgsleuten, stehen zu bleiben. Vorsichtig kletterte er eine Treppe hinauf und spähte über eine Mauer. Vor ihm lag sein Revier, aus dem ihn die Tuzaker vertrieben hatten. Fharuk konnte nicht warten und kletterte seinem Anführer hinterher. Drei Tuzaker streunten durch ihr Gebiet, gerade gingen sie durch den Torbogen neben dem Weber in den Hinterhof.

Muharad schubste ihn unwirsch zurück, er wollte nicht, dass Fharuks Neugier sie verriet. Der Alte blickte nachdenklich den Tuzakern hinterher und kehrte zu den anderen zurück. Mit einem kurzen



Kopfnicken forderte er sie auf, ihm zu folgen. Langsam und leise schlichen sie in einer Reihe an den Häuserwänden entlang. Muharad führte sie in eine Gasse. Ein Bretterschlag verhinderte dort ein Weiterkommen, nur mit einigen Mühen mochte es gelingen, über den Unrat hinweg über die Holzbretter zu springen.

Hierhin plante Muharad die Tuzaker zu locken, es gab kein Entkommen. Der Alte hatte immer noch die besten Pläne, dachte Fharuk und suchte sich schnell ein Versteck. Er schlüpfte durch den Vorhang eines Hauses direkt gegenüber der Gasse, und Kasim folgte ihm. Rohul und die anderen lauerten in einer Nebengasse.

Muharad hingegen schlich den Tuzakern hinterher. Sehr gefährlich ... Was ist, wenn sie ihn vorher schnappen?, dachte Fharuk. Aber Muharad duldet keinen Widerspruch. So blieb ihm nichts weiter, als zu hoffen, dass der Plan funktionierte.

Plötzlich hörte er ein lautes Rumpeln. Es kam nicht aus der Nähe, eher von der Straße, offenbar hatte Muharad sich zu sehr in Gefahr begeben. Fharuk spähte hinter dem Vorhang hervor. Er musste seinem Anführer helfen. Langsam tastete er sich vor auf die Straße, als plötzlich Muharad wie von tausend Dämonen gehetzt um die Ecke bog. Er lahnte ein wenig, hatte sich in einen Kampf verwickeln lassen. Aber

sein Plan ging auf! Denn die drei Tuzaker verfolgten ihn, sie hatten ihn schon fast eingeholt.

Eilig verzog sich Fharuk. Wenn sie ihn jetzt bemerkten, dann würde er den ganzen Plan gefährden. Fharuk wagte nicht zuzuschauen, was passierte. Er hörte, wie die Meute an seinem Versteck vorbeirannte, er konnte das Blut und den Schweiß fast riechen. Auch Kasim war aufgeregt, er musste sich zwingen, still zu sein.

Doch dann hörten beide den erleichternden Befehl Muharads. Der Plan hatte funktioniert. Fharuk und Kasim stürmten aus dem Versteck, es ging um jeden Augenblick. Fharuk verfiel sich im Vorhang und riss ihn herunter. Er strampelte sich frei und folgte Kasim, der vorgelaufen war. Aus der Seitengasse kam nun auch Rohul mit großen, schweren Schritten gerannt.

Die Tuzaker saßen in der Falle. Sie hatten ihrerseits einen Ring um Muharad geschlossen, den sie langsam enger zogen, doch in diesem Augenblick bemerkten sie den Hinterhalt. Sofort ließen sie von Muharad ab und versuchten davonzueilen, doch schon rammte Rohul den Größten der drei einfach beiseite. Die anderen beiden stolperten über den Unrat, über die zerborstenen Kisten, die in der Gasse lagen, um zu entfliehen. Fharuk konnte ein Bein packen und brachte den jüngsten der Tuzaker zu Fall. Er biss kräftig hinein, sodass sein Gegner vor Schmerzen

aufheulte. Kasim und einer der Jungen namens Abu stellten dem letzten Flüchtenden nach, konnten ihn jedoch nicht festhalten. Mit ein paar kleineren Verwundungen floh er.

Indes hatte sich auch Muharad in das Kampfgetümmel gemischt. Er knurrte Fharuk an, von dem Tuzaker abzulassen, und stürzte sich selbst auf den Jungen, seinen Verletzungen zum Trotz. Sein Zorn war unbändig, und Fharuk wagte nicht, sich einzumischen. Er wusste, dass es um den Jungen geschehen war, wenn er sich nicht von Muharad losreißen konnte. Fharuk blickte zu Rohul. Dieser hatte seinen Gegner vollkommen überrascht und ihm schon einige Verletzungen beigebracht. Doch auch bei ihm selbst klaffte eine Wunde über dem rechten Auge. Der Tuzaker ergriff die Gelegenheit und hechtete mit letzter Kraft über den Lattenzaun.

Die Schlacht war gewonnen. Einer der Tuzaker war tot und die anderen beiden konnten nur von ihrer schmachvollen Niederlage berichten. Niemand legt sich mit Muharads Bande an, dachte Fharuk. Der Preis war nicht zu hoch: Rohul und Muharad hatten Verletzungen erlitten, doch keiner von beiden war ernsthaft in Gefahr. Muharad bedeutete ihnen aufzubrechen, und alle folgten ihm. Stolz trugen sie ihre Wunden, als sie durch das Revier strichen.

Ein voller Erfolg, dachte Fharuk. Mit einem Gefühl

der Genugtuung stolzierte er über den Hof, in den die Tuzaker kurz zuvor verschwunden waren, bevor Muharad sie hervorgelockt hatte. Das alles gehört wieder uns! Er verweilte ein paar Augenblicke länger als seine Freunde an diesem Ort, zog die Luft ein, die geprägt war vom muffigen Geruch der Stoffe, die der Weber nach draußen zum Lüften hing. Fharuk trat an eine Häuserecke, hob das Bein und setzte seine Duftmarke, dann jagte er laut bellend den anderen hinterher.





## **Die Fallgrube**

Schmale Wolkenstreifen zogen gemächlich über den rot gefärbten Abendhimmel. Die Baumwipfel fingen das Licht der untergehenden Sonne auf und leuchteten golden, warfen lange Schatten, die im lauen Wind zu tanzen schienen.

Es war ein Abend, wie er schöner nicht hätte sein können, und doch konnte sich der junge Mann, der mit festen Schritten des Weges kam, nicht daran erfreuen. Im Gegenteil, ihm entging seine Umgebung vollends, so versunken war er in seine Gedanken.

Frinnjolf vom Kampenbrook, so sein Name, war bereits zu lange auf Wanderschaft, und alles, was ihn noch antrieb, war die ungeduldige Neugier, sein Ziel endlich zu erreichen. Er war Dichter und Sänger, nicht der Beste seiner Zunft – mag sein –, doch bisher hatte er noch in jedem Gasthaus eine anständige Mahlzeit bekommen und zumeist auch ein bequemes Lager für die Nacht. In der letzten kleinen Ortschaft, durch die er gekommen war, hatte es jedoch kein Gasthaus gegeben, in das er hätte einkehren können; so hatte er bei-

nahe sein ganzes verbliebenes Vermögen ausgegeben, um seinen Nahrungsmittelvorrat aufzufrischen. Auch hatte er einen Mantel erstehen müssen, da sein Umhang von einem umherstreunenden Kötter zerfetzt worden war. Abgesehen von diesem dunklen Ledermantel machte seine Kleidung einen recht ordentlichen Eindruck, ungewaschen zwar, hie und dort fand sich eine geplatze Naht, doch sie war von guter Qualität. Seine kniehohen Stiefel waren mit Fell gefüttert, und zur Zierde glänzte an jedem eine kupferne Spange. Quer über dem Rücken trug er seine Laute, ein wahrlich schönes Instrument aus dunklem Holz, dessen geschmeidige Form die Süße seiner Klänge verhiess.

Der Weg, dem Frinnjolf so gedankenverloren folgte, führte ihn geradewegs in einen Wald; er hatte bereits die ersten Bäume hinter sich gelassen, die den Wegesrand zusehends dichter und dichter säumten. Das nunmehr spärliche Licht ließ alle Umrisse ineinander verschwimmen, und Frinnjolf blieb stehen, um sich die Augen zu reiben. Leise fluchend sah er sich um. Einen fremden Wald betrat man besser nur in Begleitung, aber gerade nachts sicher nicht allein.

Sollte er besser weitergehen oder umkehren? Vielleicht wartete schon hinter der nächsten Biegung eine Lichtung?

Plötzlich hörte er ein leises Rascheln. Er wirbelte herum, starrte in die Dunkelheit, doch er konnte

nichts erkennen. Vorsichtig ging er rückwärts, die Augen zu Schlitzen verengt. Durch das Blätterdach fiel ein blasser Mondstrahl auf sein Gesicht und er hob den Blick. Der Himmel strahlte und funkelte von der Pracht der Sterne wider, ein Glitzern und Glühen, so lebendig und fesselnd, dass Frinnjolf voller Stauen den Mund öffnete.

Dann verlor er den Boden unter den Füßen. Er schlug wild um sich, versuchte, etwas zu greifen, um sich daran festzuhalten, doch da war nichts. Es ging bergab, er rollte vorwärts, spürte, wie sich unter ihm ein Loch auftat, ein schwarzer Schlund, der ihn zu verschlucken drohte. Er schrie, schrie aus Leibeskräften, stürzte vornüber, und schon fiel sein Körper nach unten.

Der Sturz war schnell vorüber und endete mit einem schmerzhaften Aufschlag. Entsetzt blieb Frinnjolf liegen und rang nach Luft. Über ihm hatte sich das Loch mit einem Knarren wieder geschlossen. Als würde er auf etwas warten, rührte er sich lange nicht, wagte nicht einmal, sich das Haar aus der Stirn zu streichen. Doch alles um ihn herum blieb still. Ein gutes Zeichen?

Frinnjolf erhob sich langsam, sein rechter Arm hatte unter dem Sturz gelitten, ebenso pochte ein dumpfer Schmerz in seinem Schädel; allerdings hätte es schlimmer kommen können, wäre nicht ein ordentli-

cher Haufen Laub unter dem Loch aufgeschüttet gewesen, um seinen Aufprall zu dämpfen. Er schüttelte sich, klopfte Laub und sonstigen Dreck von den Kleidern und sah prüfend nach oben.

Durch unzählige schmale Ritze und Spalten fiel nur wenig Mondlicht, und Frinnjолfs Augen, allmählich an die Dunkelheit gewöhnt, erkannten, dass es keineswegs ein Schlund war, der sich unter ihm aufgetan hatte.

»Eine Falltür«, entfuhr es ihm überrascht.

»Ganz recht!«

Frinnjolf stockte der Atem, als ihm eine nahezu flüsternde Stimme antwortete, und er drehte sich langsam um. Die blau schimmernde Spitze eines Schwerter richtete sich auf seine Gurgel. Mit weit aufgerissenen Augen beobachtete er, wie eine Gestalt aus dem Schatten trat. Sie schien in Frinnjolf jedoch keine Bedrohung zu sehen, denn sie betrachtete ihn nur kurz und ließ das Schwert dann mit einer eleganten Bewegung in der Scheide verschwinden.

Frinnjolf schluckte schwer: »Dann seid Ihr ein Gefangener wie ich?«

»Es rühmt mich nicht, doch leider muss ich es gestehen.«

Voller Verblüffung schüttelte Frinnjolf den Kopf: »Ihr seid eine Frau?«

Das überraschte ihn, denn sie schien ihm nicht



kleiner als er selbst. Verächtlich schnaubte sie: »Und Ihr, wie's scheint, ein Mann?«

»Verzeiht, werthe Dame, wenn Ihr glaubt, Geringschätzung in meinen Worten ...«

Er hatte eine Verbeugung angedeutet, doch als sie ihn mit einer Mischung aus Abscheu und Unverständnis musterte, hielt er inne. Frinnjolf nutzte jedoch die Gelegenheit, um die Dame genauer zu betrachten. Ihre Haut war so blass, dass er nicht sicher war, ob sie weiß oder gar bläulich schimmerte. Ihr Haar endete auf der Höhe ihres Kinns in einer scharfen Kante und war ebenso tiefschwarz wie ihre schräg stehenden Augen. Es gab nur wenig, was den jungen Kampenbrook mehr anregte, einen Vers zu schmieden, als die Schönheit einer Frau, und so wollte er nach seiner Laute greifen. Die jedoch hing zersplittert an ihm herunter. Fassungslos starrte Frinnjolf auf die Überreste in seinen Händen, als er einen Stoß gegen die Schulter spürte:

»Was seid Ihr nur für ein eitler Geck? Stolpert geradewegs in eine Falle, und anstatt Euch zu bemühen, einen Ausweg zu finden, vertut Ihr Eure Zeit mit sinnlosem Unrat.«

»So?«, gab Frinnjolf bei seiner Sängerehre gepackt zurück. »Ich darf doch annehmen, Ihr sitzt ein wenig länger in besagter Falle. Wie weit sind Eure Pläne gediehen?«

So schnell, wie sie ihr Schwert gezogen und an Frinnjолfs Kehle gepresst hatte, war noch kein Blitz über den Himmel gezuckt. Mit wutentbrannter Miene zischte sie:

»Weit genug, mein Freund. Weit genug, um zu wissen, wie wenig Ihr mir von Nutzen seid, um zu entkommen.«

Sie zog die Klinge zurück, verpasste ihm einen weiteren Stoß und blickte zur Falltür auf. Mitsamt dem Schwert streckte sie den Arm danach aus: »Es sind gut sechs Schritt zwischen Tür und Boden ...« Sie stutzte und fuhr mit einem Ausdruck von Hoffnung auf dem Gesicht herum: »Sagt, tragt Ihr Seile oder gar eine Peitsche bei Euch?«

Frinnjолf wagte, eine Augenbraue spöttisch zu lüpfen, während er an sich herunter deutete: »Wenn ich ein Seil besäße, so hätte ich mich sicher sanfter zu Euch in dieses Loch gesellen können. Und eine Peitsche – glaubt mir, die hätte ich nun auch schon zu nutzen gewusst.«

Ohne seine Äußerung zu beachten, erklärte sie so leise, dass Frinnjолf sich vorbeugen musste, um es zu verstehen: »Bedauerlich ... Wir hätten das Seil an mein Schwert binden können. Ein kräftiger, gut gezielter Wurf – und es wäre möglich gewesen ... Bedauerlich, mein Freund.«

Frinnjолf ließ seinen Blick durch die Höhle schwei-

fen. Sie war viereckig angelegt, von einer Seite des ungastlichen Raumes zur jeweils anderen waren mehr als fünf Schritte vonnöten. Die Falltür, die einzige Öffnung nach draußen, lag so, dass man sie von den steilen Wänden aus, selbst wenn man sie hätte erklimmen können, nicht zu erreichen vermochte.

»Wenn es so einfach wäre, glaubt Ihr, ich säße noch immer hier unten? Habt Ihr Euch umgesehen?« Sie wartete kaum sein Kopfnicken ab und fügte überheblich hinzu: »Glaubt Ihr, wir sind die ersten armen Tölpel, die in diese Falle tappen? Euch wird aufgefallen sein, dass hier keine Toten zugegen sind.«

Frinnjolf ertappte seine Augen dabei, wie sie den Grund der Höhle nach Knochen oder anderen Überresten absuchten. Er wusste nicht, ob er erleichtert sein sollte, nichts entdeckt zu haben, und fragte mit hängenden Schultern:

»Jemand hat diese Höhle angelegt, damit ...«

»Es ist eine Vorratskammer«, beendete sie den Satz. »Und leider steht zu erwarten, dass der Eigentümer sie bald leeren wird.« Die Dame lachte auf. Er wandte sich ihr überrascht zu, beobachtete, wie ihr Lachen allmählich in ein wütendes Beben überging. Schließlich warf sie das Schwert heftig von sich. »Seit zwei Tagen sitze ich in dieser elenden Rattenfalle. Es ist immerzu dunkel, es stinkt und ich habe Hunger!«

Erst jetzt wurde Frinnjolf bewusst, dass sie weinte.

Er hörte ihr Schluchzen, sah, wie sie auf die Knie ging und ihr Gesicht in den Händen barg. Sollte er etwas sagen, sie trösten? Immerhin, und das machte ihm Mut, lag ihr Schwert in einiger Entfernung am Boden, und wenn er sich ihr näherte, könnte sie ihn nicht gleich aufspießen. Unbeholfen näherte er sich ihr, ging in die Hocke und streckte vorsichtig eine Hand nach ihr aus, um sie sanft an der Schulter zu berühren. »Vielleicht habt Ihr Recht, und ich kann uns nicht aus dieser misslichen Lage befreien, doch immerhin«, er langte in eine Manteltasche und zog ein kleines, stoffumwickeltes Päckchen hervor, »habe ich noch einen Kanten Brot.«

Sie hob den Kopf und starrte das Päckchen an. Es dauerte lange, ehe sie ihren Blick abwenden konnte und Frinnjolf in die Augen sah. »Ich habe noch einige Münzen ... Wenn Ihr mir das Brot verkaufen würdet, so ...«

»Verkaufen?«, wiederholte er laut und zog das Brot rasch zurück. »Nun, nicht für Gold ...« Frinnjolf genoss den nun folgenden Augenblick. Die junge Frau vor ihm sah ihn an, als wüsste er die Antwort auf all ihre Fragen. Ganz ohne Zweifel könnte er ihr nun einiges abverlangen ... Er kämpfte gegen den Drang, laut aufzulachen, und zog beherrscht die Augenbrauen zusammen. Wie eigenartig es doch war. Das Brot hatte er vor drei Tagen einer Bäuerin teuer abgekauft,

wie lange die es schon bei sich getragen haben mochte, wollte er sich nicht einmal vorstellen. Es war hart, und kaute man zu lange darauf herum, zerging es im Mund zu einem klebrigen und unerträglich sauren Brei. Aber jetzt verhalf ihm dieser Kanten zu einer unerwarteten Macht.

»Sagt endlich, was Ihr dafür wollt!« Die Dame glaubte seine Gedanken gelesen zu haben, denn sie setzte sich auf. Sie trug einen Umhang aus schwerem Samt, den sie nun über die Schultern zurückschob. Sie nestelte an den Bändern, die ihn vor der Brust geschlossen hielten.

Mit abwehrenden Händen sprang Frinnjolf auf. »Nein, bei Rahja, ich bitte Euch ...« Nach einem weiteren Blick auf ihre im Dämmerlicht verführerisch schimmernden Schultern sagte er, um Fassung ringend: »Es würde mir genügen, wenn Ihr mir Euren Namen nennen wolltet.«

Frinnjolf konnte ihr Räuspern nicht eindeutig zuordnen und entschied sich, es als Laut der Enttäuschung abzutun. Er beobachtete, wie sie sich mit einer scheuen Geste einige dicke Strähnen aus der Stirn strich und bemüht lächelte. »Skandra Hahngrund.«

»Hahngrund?« Frinnjolf kratzte sich am Kinn. Dann verbeugte er sich tief: »Frinnjolf vom Kampenbrook. Es ist mir eine Ehre, Eure Bekanntschaft zu machen, teuerste Skandra Hahngrund.« Es entging

seiner Aufmerksamkeit nicht, dass ihre Augen auf das Päckchen in seiner Hand gerichtet blieben, und er warf es ihr mit einem Lächeln zu. Sie hob die Rechte und fing das Brot aus der Luft auf. Ohne weiteres Federlesen riss sie den Stoff herunter und biss von dem Brot ab. Frinnjolf beobachtete sie in der Erwartung, sie das hübsche Gesicht verziehen zu sehen, doch machte sich darauf nur der Ausdruck wohliger Genugtuung breit. Als Skandra auch den letzten Bissen in den Mund geschoben hatte, blickte sie auf.

»Ich stehe tief in Eurer Schuld, vom Kampenbrook.«

Er schnaubte und ließ sich neben ihr auf dem Boden nieder. Skandra betrachtete ihn verstohlen aus den Augenwinkeln. Seine Erscheinung machte schon einiges her, und für einen flüchtigen Augenblick wünschte sich Skandra, sie wären sich an einem anderen Ort begegnet. Er war ein hübscher, junger Mann mit langem hellbraunem Haar und von ansehnlicher Statur. Frinnjolf vom Kampenbrook verfügte zudem über ein strahlendes Lächeln, und es fiel Skandra nicht schwer, sich vorzustellen, wie manche Frau sich darin verfiel.

»Was treibt Ihr, edle Hahngrund, an der Oberfläche für ein Geschäft?«

Skandra zuckte zusammen. Sie hatte sich von ihren Gedanken verleiten lassen und Frinnjolf unverblümt

angestarrt, und nun lächelte dieser unverschämt. Sie ordnete mit schnellen Griffen ihr Haar und warf einen sehnsüchtigen Blick zur Falltür, als hätte sie für die Dauer eines Lidschlags ihre Gefangenschaft vergessen. Mit einem kraftlosen Seufzer entschied sie sich, Frinnjolf etwas von ihrem Leben zu berichten. Immerhin, und daran änderte auch ein weiterer Seufzer nichts, verstrich ihre Zeit in der Falle, ob sie nun sprach oder nicht.

Sie erzählte, dass sie aus einer kleinen Ortschaft nahe des Angbarer Sees stammte. Ihr Vater war schon vor vielen Jahren gestorben, Skandra konnte sich nicht einmal mehr an ihn erinnern. So hatte sie gemeinsam mit ihrer Mutter und ihrer fünf Jahre älteren Schwester Deima in einer kleinen schäbigen Hütte gelebt. Ihre Mutter hatte durch die nahen Dörfer ziehen müssen und für wenige Heller Nährarbeiten übernommen. Skandra und ihre Schwester hingegen hatten bei einem reichen Bauern Anstellung gefunden und halfen auf den Feldern aus. Die schwere Arbeit brachte nicht wirklich etwas ein, aber wer einmal Firuns eisigen Atem verspürt und vor Hunger kaum mehr einzuschlafen vermocht hatte, der verbeugte sich tief für einen Kreuzer.

»Und eines Tages, ich war gerade neun Jahre alt«, sagte Skandra mit in Falten gelegter Stirn, »kam ein junger Graf des Weges geritten. Das war ein Anblick,

wie er so über den Acker sprengte und seinen Rap-  
pen mit lautem Geschrei antrieb! Deima und ich wa-  
ren allein auf dem Feld. Das hatte auch der Graf  
schnell bemerkt und kam auf uns zu. Ich hatte noch  
nie zuvor aus solcher Nähe ein Pferd gesehen, und so  
starrte ich es mit offenem Mund an. Deima und der  
Herr kamen schnell ins Gespräch, und schließlich  
stieg der Graf ab. Er trug mir auf, sein Pferd an eine  
Wasserstelle zu führen, und drückte mir die Zügel in  
die Hand.«

»So?« Frinnjolf, der bis jetzt schweigend zugehört  
hatte, verzog wissend das Gesicht: »Und Ihr seid mit  
dem Gaul gegangen?«

»Er mit mir, um genau zu sein. Aber es war dop-  
pelttes Glück für mich. An diesem Tag beschloss ich  
nämlich, reiten zu lernen.«

»Und?«, fragte Frinnjolf und warf ihr einen eigen-  
artigen Blick aus zusammengekniffenen Augen zu.

»Und schon im nächsten Frühjahr hatte meine Fa-  
milie einen adeligen Fürsprecher.«

Noch ehe Deima ihren Sohn geboren hatte, hatte der  
Vater des jungen Grafen eine Heirat mit einem wohl-  
habenden Bauern ganz in der Nähe arrangiert. Skan-  
dras Mutter hatte sich verpflichtet, über den peinlichen  
Vorfall Stillschweigen zu bewahren, und bekam seit-  
dem in regelmäßigen Abständen eine kleine Summe  
Goldmünzen zugestellt. Deimas Mann besaß sogar ein



Pferd, eine klapprige Stute, auf der Skandra während ihrer vielen Besuche das Reiten gelernt hatte. Als Skandra schließlich das fünfzehnte Lebensjahr erreicht hatte, hatte man in einem Brief gewagt, des Grafen Einflussnahme zu erbitten. »So fügte es sich, dass ich mich bei den Ferdoker Lanzerinnen vorstellen durfte.«

»Ah«, entfuhr es Frinnjolf, und er nickte anerkennend. Er hatte schon viel von den Lanzerinnen gehört und wusste, welche gut ausgebildete Kriegerinnen zu der Truppe gehörten. »Ihr seid Lanzerin?«

»Ich war.« Ein wehmütiger Ausdruck lag auf Skandras Zügen. »Ich blieb sechs Jahre dabei, schlug manche Schlacht in Rondras Namen. Meine Kameradinnen und ich, wir gehörten selbst in den Reihen der Lanzerinnen einer Elite an, unter Weibel Pleising ...« Ihre Stimme brach jäh ab, und Frinnjolf war sicher, Tränen in ihren Augen schimmern zu sehen. Er blickte sie einfach nur an, wartete geduldig, bis sie leise weitersprach: »Als ich den Lanzerinnen beitrat, lernte ich Gesmira Pleising kennen. Sie bekleidete damals noch nicht den Rang einer Weibelin ...«

Da sie nach diesen Worten abermals schwieg und sogar vergessen zu haben schien, dass sie neben einem Fremden in einer Höhle gefangen war, blieb auch Frinnjolf stumm.

Das Licht, das durch die langen, unregelmäßigen Spalten der Falltür in die Höhle fiel, hatte sich in den

letzten Stunden verändert. Das silbrige Mondlicht war einem roten Glühen gewichen. »Sonnenaufgang«, murmelte Skandra und ließ den Kopf müde auf die Knie sinken.

»Verzeiht. Ich habe Euch vom Schlaf ...«

»Schlaf?«, fuhr ihn Skandra wütend an und sprang auf. »Schlaf? Wie sollte ich schlafen können? Es war mir schon unmöglich, als ich noch allein in diesem Loch sitzen musste.«

»Seid versichert, ich würde Euch kein Haar krümmen«, sagte Frinnjolf, obgleich er wusste, wie überflüssig diese Anmerkung war.

Frinnjolf vom Kampenbrook legte den Kopf zurück. Zugegebenermaßen hatte die Anwesenheit einer gewissen Dame bisher bewirkt, dass er sich die verzwickte Lage, in der er sich zweifelsohne befand, noch nicht vor Augen gehalten hatte. Doch nun lastete der Gedanke schwer auf ihm, Skandras und sein Weg hätten sich nur gekreuzt, um schließlich ein gemeinsames Ende zu finden. Er atmete lang aus, während sie mit festen Schritten vor ihm auf und ab ging. Ihr Umhang war über ihre Schultern weit nach hinten gerutscht, darunter trug sie ein hoch geschnürtes Mieder. Ihr lederner Rock endete ein gutes Stück oberhalb der Knie und gab darunter die langen, schlanken Beine frei. Ihre Füße steckten in halbhohen Stiefeln, die ihre wohl geformten Waden betonten.

Als sie unvermittelt zu sprechen begann, setzte sich Frinnjolf auf dem kalten Boden zurecht.

»Ich werde Gesmira niemals vergessen können«, brachte sie mit zittriger Stimme hervor. »Habt Ihr jemals einen Menschen getroffen, der Euch näher stand als jeder Blutsverwandte?« Sie legte den Kopf schief und sah ihn fragend an. »Gesmiras Freundschaft bedeutete mir mehr, als ich es je geahnt hätte.«

Frinnjolf schloss die Augen und sprach mit ruhiger Stimme:

*»Ich kann nicht immer bei dir sein,  
doch ich kann dich immer lieben.  
Wenn längst mein Leib vergangen ist,  
ist meine Liebe dir geblieben!«*

Skandra sah ihn zuerst verwirrt und traurig an, doch dann lächelte sie dankbar. Die Höflichkeit hätte geboten zu schweigen, doch die Neugier hatte von Frinnjolfs Zunge rasch Besitz ergriffen: »Was ist geschehen?«

»Sie starb ... auf dem Schlachtfeld.« Mit bemühtem Lächeln reckte sie trotzig das Kinn. »Sie starb in meinen Armen!«

Ehe die Neugierde einen weiteren Sieg erringen konnte, meldete sich die Vernunft und verhinderte, dass Frinnjolf die Lippen öffnete. Er begnügte sich mit

einem verständigen Brummen und erhob sich ebenfalls.

»Nach ihrem Tod konnte ich einfach nicht länger für die Ferdoker Lanzerinnen reiten. Ich bat um meine Entlassung und schlug mich nach Gareth durch.«

»Gareth?«, rief Frinnjolf mit leuchtenden Augen. Skandra wollte gerade nicken, als ein leichter Staubregen von oben auf sie herabprasselte. Sie spuckte aus und spähte hinauf, doch es blieb alles still. Sie zuckte die Schultern und fuhr fort: »Schnell fand ich eine Anstellung als Leibwächterin. Eine Dame, deren Herkunft weniger Gewicht in die Waagschale brachte als ihre Schönheit, bezahlte meine Dienste gut. Ich wohnte in ihrem Haus, aß an ihrem Tisch und begleitete sie überall hin.«

»Ihr habt Euer Leben für eine Kurtisane verbürgt?«, fragte Frinnjolf verblüfft. »Ein einträgliches Geschäft, will ich meinen.«

Sie waren so in ihr Gespräch vertieft, dass sie das Knacken über sich nicht bemerkt hatten. Durch die Ritzen der Falltür rieselten kleine Erdklümpchen, fielen trockene Blätter und schon im nächsten Augenblick ertönte ein markerschütternder Schrei.

Skandra sprang schnell zur Seite und verbarg sich im Dunkel, Frinnjolf jedoch starrte wie gebannt zur Falltür hinauf, die sich ächzend und knarrend öffnete. Seltsam, dachte er bei sich, von unten gesehen

schien der Vorgang viel langsamer vonstatten zu gehen.

»Kampenbrook!«, zischte Skandra und warf ein Steinchen nach ihm, »Kampenbrook, versteckt Euch!«

Noch ehe Frinnjolf ihren Rat beherzigen konnte, erscholl ein weiterer Schrei, dicht gefolgt von einem deftigen Fluch. Schon stürzte jemand zu ihnen hinab in die Höhle und landete nicht einmal eine Armeslänge von Frinnjolf entfernt auf dem Laubhaufen.

Der Jemand verfuhr ähnlich wie der junge Kampenbrook nach seinem Sturz: Er blieb einfach still liegen. Frinnjolf sah sich nach Skandra um, die im Halbdunkel verborgen blieb, und betrachtete dann den Eindringling. Dessen Verhalten ließ ihn als Besitzer der Fallgrube jedenfalls ausscheiden, und als Frinnjolf ihn ansprach, sprang er auf die Beine, zückte etwas, das im Dämmerlicht wie eine Axt aussah, und brüllte wuterfüllt: »Was geht hier vor, du Schurke?«

Zur Antwort hob Frinnjolf den Zeigefinger der rechten Hand, um dem Wüterich die Falltür zu zeigen, zu mehr war er nicht in der Lage, denn der Auftritt des Herrn verwunderte ihn sehr. Immerhin maß der Mann, der vor ihm stand und die Zähne wie ein hungriger Wolf fletschte, kaum mehr als einen Schritt und zwanzig Finger – großzügig gemessen.

Die Axt noch immer drohend erhoben, folgten die kleinen Augen seines Gegenübers der Bewegung und

er murmelte: »Und ich hatte schon geglaubt, geradewegs in Borons Halle zu stürzen.«

»Das ist auch nicht der schlechteste Vergleich«, pflichtete ihm nun Skandra bei. Der Neuling reckte den Kopf, um an Frinnjolf vorbeisehen zu können.

»Ein Weib?« Er wandte sich grinsend an Frinnjolf. »Ich hoffe, ich komme nicht ungelegen?«

»Hüte deine Zunge, Zwerg!«, fauchte Skandra und wollte ihr Schwert ziehen, musste aber feststellen, dass es auf der anderen Seite der Höhle lag, dort, wo sie es hingeschleudert hatte.

»Ich wurde schon anders geheißen, Weib.« In einer ausladenden Bewegung verbeugte er sich und zwinkerte Skandra versöhnlich zu. »Rastarin«, er richtete sich wieder zu seiner vollen Größe auf, »Rastarin Tol-farik von Roschweiten.« Er stellte die Axt mit dem Blatt nach unten neben sich ab und stützte sich schwer auf den Stiel. »Und was seid ihr für zwei?«

Skandra schien von Rastarins Äußerem nicht verwirrt, denn sie trat auf ihn zu und stellte sich ihm vor, während Frinnjolfs Augen noch immer ungläubig auf den zwergenhaften Kerl gerichtet waren. Rastarins Gesicht war mehr als zur Hälfte von einem struppigen Bart verdeckt, seine buschigen Augenbrauen thronten über winzigen Schweinsäuglein und die Nase, ein eigenartiges Gebilde von geradezu albernen Ausmaßen, war vom übermäßigen Weingenuss gerö-

tet. Seine Kleider mussten schon vor dem Sturz in die Höhle mehrfach mit Schmutz in Berührung gekommen sein, und so strömten sie einen strengen Geruch aus.

»Was hält dich hier? Kann mir nicht vorstellen, dass es dir gefällt. Etwas muffig hier, meinst du nicht? Feucht und kalt«, sagte er und nickte Frinnjolf zu.

»Nun, Rastarin ...«

»... Tolfarik von Roschweiten«, ergänzte er strahlend, ganz so, als sei Frinnjolf auf seine Hilfe in jedweder Art angewiesen.

»Von Roschweiten«, nahm Frinnjolf den Faden wieder auf und ließ seinen Blick abschätzend über die kleine Gestalt wandern, »wie Ihr bemerkt haben werdet, ist diese Falle nicht gedacht, um ihre Gefangenen geradewegs in die Freiheit zurückspazieren zu lassen.«

Rastarin schüttelte den Kopf. »Du hast nicht viel Erfahrung, Junge, was?« Er wartete keine Antwort ab, sondern wandte sich an Skandra: »Der Bursche hat was an sich, das mir nicht schmeckt!«

Ein lautes Schnauben verriet, dass es sich bei Frinnjolf nicht anders verhielt. Skandra jedoch lächelte Rastarin Tolfarik von Roschweiten an. »Ich bin froh, Euch hier zu sehen.«

Sofort nahm der ungewaschene Kerl eine aufrechte Haltung an, wodurch er Skandra beinahe bis zur

Brust reichte. Frinnjolf hingegen fuhr sich ungläubig durchs Haar. Sein Erscheinen hatte Skandra nicht so fröhlich gestimmt. Machte dieser Wicht von einem Mann denn mehr her als er?

Mit finsterer Miene beobachtete Frinnjolf, wie Skandra und Rastarin Höflichkeiten austauschten. Er begriff nicht, dass an Rastarins Stelle ebenso gut jeder andere zu ihnen in die Höhle hätte stürzen können, denn zu dritt sollte es ihnen möglich sein, die Falltür zu erreichen. So zumindest erhoffte es sich Skandra Hahngrund und war nicht willens, diese Gelegenheit aus Hochmut zu vergeben.

»Wie konntet Ihr die Falltür nur übersehen, Rastarin? Es ist doch taghell und durch vom Kampenbrooks und meine eigenen ungeschickten Schritte dürften sich nicht mehr allzu viele Blätter auf der Tür befinden, um sie zu verdecken.«

»Och ... Das, nun, ich ...«, stammelte er und kratzte sich den runden Kopf. »Wer weiß?«, brachte er schließlich entschlossen hervor. »Vielleicht haben uns die Zwölfe absichtlich zueinander geführt?«

Er griff nach Skandras Hand, deutete einen Kuss an und schenkte ihr ein strahlendes Lächeln. Frinnjolf gab einen belustigten Laut von sich und murmelte: »Wenn wir die Armseligkeit des Rastarin von Roschweiten zu einem Seil flechten könnten, so wären wir fein raus.«



»Ich würde es nutzen«, gab Rastarin zurück und ließ widerwillig von Skandras Hand, »um dich elenden Kerl daran aufzuknüpfen.«

»Ihr traut Euch viel zu, von Roschweiten. Wie wollt Ihr es anstellen, meinen Hals zu erreichen?«

Frinnjolf spürte einen harten Schlag gegen seine Knie. Rastarin hatte ausgeholt und mit voller Wucht dagegengetreten, mit dem Erfolg, dass Frinnjolf sich vorbeugte, um mit den Händen danach zu fassen. Kaum hatte er seinen Kopf etwas gesenkt, traf ihn ein heftiger Schwung gegen das Kinn und er fiel nach hinten um.

»So, denke ich. Es geht auch anders. Steh auf, dann zeig ich's dir.«

»Das reicht!«, rief Skandra laut. Sie ging zu ihrem Schwert, hob es auf und schob es in die Scheide.

Rastarin bot Frinnjolf höflich die Hand, doch der schlug wütend danach und richtete seinen Oberkörper auf. Durch den Schlag war seine Lippe geplatzt und der Geschmack von Blut breitete sich in seinem Mund aus. Vorsichtig betastete er sein Kinn und zuckte zusammen, als er die wunde Stelle berührte. Skandra kniete sich zu ihm und sah ihm beschwörend in die Augen.

»Ihr wollt doch nicht sagen«, flüsterte Frinnjolf ungläubig in der irrigen Annahme, Skandra fürchte um Rastarin, »dass Euch an diesem Kerl gelegen ist?«

Skandra kniff die Lippen zusammen und sah sich nach Rastarin um, der sich derweil damit beschäftigte, die Höhle bis in ihren letzten Winkel zu erkunden.

»Von Roschweiten«, setzte Skandra leise an, »ist sicher nicht von Eurem Schlage, doch mich kümmern weder Name noch Titel, wenn ich aus diesem widerlichen Loch entkommen kann.«

»Ach?«, maulte Kampenbrook und spuckte zur Seite gewandt aus, wischte sich über den Mund und sah Skandra ernst an. »Und worin soll Euch dieser Herr von Nutzen sein?« Er spuckte ein weiteres Mal, ehe sich ein höhnisches Grinsen über sein Gesicht zog. »Ihr glaubt doch nicht am Ende, von Roschweiten könne uns mit billigen Taschendieben-Kniffen einen Vorteil verschaffen?«

Da Frinnjolf die letzten Worte in zunehmender Lautstärke hervorgebracht hatte, kam Rastarin nicht umhin, sie zu hören. Er holte tief Luft und stieß zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor: »Du Maulheld! Nennst mich einen Taschendieb, und dabei bist du der Einzige, der hier stiehlt. Ja, ganz recht, du stiehlt mir meine Zeit mit deinem Gefasel. Taschendieb, bei Phex, das will ich sein! Immer noch besser, als so ein rechter Einfaltspinsel im Kostüm eines Adligen.« Als Frinnjolf etwas erwidern wollte, hob Rastarin einfach seine Stimme, um ihn zu über-tönen: »Sitzt hier in der Falle, und alles, was ihm in

den Sinn kommt, sind lächerliche Eifersüchteleien. Frau Hahngrund wird dir nicht lange treu bleiben, wenn sie diesem Loch erst entwichen ist. Einen wie dich kann sie sich kaum leisten.«

»Genug!«, schrie Skandra. Rastarin verstummte daraufhin zwar, doch nun ereiferte sich Frinnjolf. Er sprang auf und schwang angriffslustig beide Fäuste in Rastarins Richtung: »Wie könnt Ihr es wagen, so mit mir zu sprechen? Da, wo ich herkomme, ziehen die Frauen Euresgleichen nicht einmal auf, Ihr Wurm von einem Mann!«

Skandra zuckte zusammen, als Rastarin einen schnellen Schritt vortrat, doch er sagte nur mit ruhiger Stimme: »Wer sich vor mir im Staub gewälzt hat, sollte mich nicht einen Wurm nennen, werter Herr.«

»Bei Praios, wollt Ihr endlich aufhören?« Skandras Stimme klang so zornig, dass auch Frinnjolf verstummte. Es herrschte eisige Stille in der Höhle, während sich die beiden Widersacher mit vor Wut blitzenden Augen anstarrten. Frinnjolf gab zuerst auf und wandte sich ab. Rastarin zischte abfällig in seinen ungepflegten Bart und beide ließen sich, einander die Rücken gekehrt, auf dem Boden nieder.

»Man sollte meinen, es mit erwachsenen Männern zu tun zu haben«, stieß Skandra zornig hervor und schüttelte den Kopf. »Aber, verzeiht mir meine Worte, Ihr führt Euch auf wie kleine Kinder.« Sie atmete

durch, um wieder ruhiger zu werden. Die beiden Männer blickten sie neugierig an, und Skandra wollte diese Gelegenheit nicht verstreichen lassen, ohne ihren Fluchtplan wenigstens vorgestellt zu haben.

»Es geht nicht anders, wir werden zusammenarbeiten müssen. Wir alle drei. Das sollte genügen«, sie ließ ihre Augen zu Rastarin wandern, »um an diese unglückselige Tür heranzukommen.«

»Ihr meint, übereinander gestapelt?«, erkundigte sich Frinnjolf und konnte sein Grinsen kaum unterdrücken. Rastarin jedoch nickte, was Skandra veranlasste, schnell fortzufahren.

»Ich schlage vor, Ihr beide einigt Euch, wer ganz unten steht. Ich werde an Euch hinaufklettern und mein Schwert in die Tür stoßen, um sie aufzuziehen.«

»Ich sehe, ich hab mich nicht in dir getäuscht, Hahnegrund«, sagte Rastarin anerkennend. »Allerdings ... Ich werde an Euch heraufklettern.« Da Frinnjolf sofort mit geöffnetem Mund herumfuhr, setzte er hinzu: »Altes Rückenleiden. Kann nicht schwer heben oder tragen.«

Frinnjolf schnappte nach Luft und sah Skandra durchdringend an, als wollte er sie auffordern dagegenzuhalten. Die aber blieb stumm, und so würgte er die Worte hervor:

»Euch nach oben lassen, Roschweiten? Für wie töricht haltet Ihr uns eigentlich?« Wütend stand er auf. Er

stapfte auf Rastarin zu und zeigte dabei mit ausgestrecktem Arm zur Falltür: »Wir stehen unten, während Ihr lustig in die Höhe steigt. Ihr öffnet die Tür und rettet Euch in die Freiheit.« Wieder eilte sein Blick Hilfe suchend zu Skandra: »Aber Ihr werdet bei diesem Unsinn nicht wirklich mitmachen wollen, oder etwa doch? Er wird sich nicht einmal nach uns umsehen, so schnell wird der Kerl verschwunden sein.«

»Ihr seid ungerecht!«, rief Skandra wütend aus, doch Rastarin bedeutete ihr mit einer barschen Geste zu schweigen.

»Mir scheint, der Gedanke ist dir schon vertraut, mein Junge. Hast es womöglich so für dich geplant, was?« Er spuckte knapp vor Frinnjolfs Stiefel und fügte scharf hinzu: »Entweder, wir machen's, wie ich es sage, oder wir alle bleiben hier unten.«

»Darf man es glauben? Nur, weil sich die Herren nicht einig sind, müssen wir elend verrotten?«

Weder Frinnjolf noch Rastarin erwiderten etwas, und so zog auch Skandra es vor zu schweigen. Sie ließ sich entmutigt an einer Wand zu Boden gleiten. Jetzt war auch ihre letzte Hoffnung dahin. Unversehens fragte sie sich, wie lange der Urheber dieser Falle noch auf sich warten ließe. Was, wenn er schon auf dem Weg war, seine Beute abzuholen? Und was, wenn nicht? Frinnjolfs Brot war verspeist, und Rastarin sah nicht aus wie jemand, der mit gefüllten Ta-

schen durch die Lande zog. Diese Gedanken legten sich wie ein schaler Geschmack auf ihre Zunge. Sie schluckte und würgte, bis sie schließlich das Gefühl hatte, daran zu ersticken.

»Geht es Euch nicht gut?«, fragte Frinnjolf besorgt und ließ sich neben ihr nieder. Sie öffnete den Mund, doch aus Angst, der darin befindliche Speichel könne ihr über die Lippen tropfen, schloss sie ihn schnell wieder und machte mit den Händen eine beschwichtigende Geste. Die wirkte allerdings nicht sonderlich überzeugend, und so rückte Frinnjolf näher, bis er schließlich ganz nahe bei ihr saß. Er griff nach ihrer Hand und sagte mit seiner in leisen Tönen geübten Stimme:

»Was ist mit Euch? Kann ich etwas für Euch tun, liebste Skandra Hahngrund?«

Zuerst nahm Skandra an, er mache sich über sie lustig, doch der Blick, mit dem er ihr tief in die Augen sah, belehrte sie eines Besseren. Sie legte den Kopf schief und sagte leise:

»Wisst Ihr, Frinnjolf vom Kampenbrook, ich hatte mein früheres Leben schon fast vergessen. Es ist doch eigenartig, nicht wahr? Je näher man dem Tode kommt, desto deutlicher fühlt man sein Leben. Alles, was jemals wichtig war, drängt sich zurück in das Gedächtnis, ganz so, als poche es darauf, noch einmal erlebt zu werden.«

Kampenbrook zog die Augenbrauen hoch. Skandras Hand lag noch immer in der seinen, und er verstärkte den sanften Druck, mit dem er sie hielt. Er senkte den Blick auf ihre schlanken Finger, und fast erstaunte es ihn, dass sie damit ein Schwert überhaupt halten konnte. Gern hätte er etwas gesagt, um sie auf andere Gedanken zu bringen. Je länger er in dieser Höhle gefangen war, desto kleiner schien sie ihm zu werden, und er war sicher, ihr erging es ebenso.

Sie sprach weiter, er hob den Kopf, und als sich ihre Blicke trafen, sah er Tränen in ihren schwarzen Augen schimmern.

»Als Gesmira starb, war sie achtundzwanzig Jahre alt ... Ich hatte in ihr immer nur eine gestandene Soldatin gesehen, niemals eine junge Frau. Und es war mir stets ein Trost, dass Boron sie nicht noch früher zu sich geholt hatte. Und jetzt ... Es sind gerade achtundzwanzig Götterläufe vergangen, seit ich selbst geboren wurde, und plötzlich ...«, sie umklammerte Frinnjolfs Hand, »plötzlich überkommt mich der Schmerz über die Zeit, die ich nicht mehr habe, und ich frage mit unentwegt, ob es Gesmira auch so ergangen ist.« Sie zog ihre Hand zurück und fügte leise hinzu: »Ihr findet es sicher albern, nicht wahr?«

»Keineswegs«, widersprach Frinnjolf eilig. »Aber sicher hättet Ihr um Eure Freundin ebenso geweint, wenn sie als alte Frau gestorben wäre.«

»Pah!«, tönte es aus Rastarins Ecke. »Es ist nicht das Alter, das den Tod rechtfertigt. Wenn ein Leben aufhört, ohne ein ersichtliches Ende gesetzt zu haben ...«

»Bei den Zwölfen«, unterbrach Frinnjolf ihn wütend, »wollt Ihr etwa an Boron zweifeln?«

Von Roschweiten lehnte den Oberkörper vor, wodurch ein Lichtstrahl von oben seine rechte Gesichtshälfte erhellte, während die andere gar nicht vorhanden schien, und sagte mit Nachdruck: »Es ist nicht Boron, den ich anzweifle, sondern die Menschen. Wir wissen von dem Tag an, an dem wir unseren Müttern aus dem Schoße plumpsen, dass unsere Zeit knapp bemessen ist. Stell dir vor, was die Götter denken mögen, wenn sie unser armseliges Treiben verfolgen! Manch einer schuftet von morgens bis in die Nacht, von Kindesbeinen an, bis seine morschen Knochen ihm den Dienst versagen. Muss es Tsa nicht lästerlich erscheinen, wenn wir ihre Gabe so ungenutzt verschwenden?«

»Ich werde Euch nicht länger zuhören!«, brüllte Frinnjolf außer sich vor Zorn. Rastarin aber zuckte nur mit den Schultern.

»Dann geh doch, werter Herr! Ich zwinge dich nicht, mir Gehör zu schenken.« Er zwinkerte Skandra zu, die ihm bis jetzt mit großen Augen gelauscht hatte, und fuhr unbehelligt fort. »Es liegt an uns, unser Leben bis zu seinem Ende gelebt zu haben. Wenn wir



unseren letzten Atemzug tun, dann sollten wir doch zumindest die ein oder andere große Tat vor Augen haben, meinst du nicht?«

»Gesmira hat gewiss genügend große Taten vollbracht.« Skandra erhob sich eilig, um sich zu Rastarin zu begeben. Sie strahlte ihn an und setzte sich zu ihm. »Sie war eine große Kämpferin, eine tapfere Kriegerin und eine Soldatin, die jedem Kommandanten Ruhm, Stolz und Ehre einbrachte. Ein Gegner, der von ihr niedergestreckt wurde, musste im Augenblick seines Todes glücklich gewesen sein, sein Leben nicht an einen schlechteren Soldaten verloren zu haben.«

»Ich bezweifle, dass es im Augenblick des Todes eine Rolle spielt, wer für das Ableben verantwortlich ist«, mischte sich Frinnjolf ein und hob das Kinn. Rastarin belächelte ihn jedoch müde.

»Du hast noch nicht um dein Leben gekämpft, nicht wahr, Junge? Weißt du eigentlich, wie erbärmlich einem zumute ist, wenn man von einem heruntergekommenen Strolch ein rostiges Messer an die Kehle gedrückt bekommt, wegen ein paar lumpiger Kreuzer? Weißt du, wie elend es einem wird, wenn eine zahnlose Hure einen in einen Hinterhalt lockt oder ein besoffener Büttel einen nur so zum Spaß aufschlitzen möchte?« Rastarin schüttelte mit verächtlicher Miene den Kopf. »Glaub mir, Junge, da fängst du an zu winseln wie ein kleines Kind. Warum, willst

du wissen? Nun, ich sag's dir: Weil dein Tod unwürdig ist! Unnützlich!« Er holte tief Luft und nickte Skandra freundlich zu. »Aber wenn du Aug in Aug einem gegenüberstehst, der um die gleiche Sache kämpft, nur eben auf der anderen Seite, dann weißt du, wofür du stirbst.«

»Soso? Aber dann bin ich trotz allem tot«, spöttelte Frinnjolf und schlug die Beine übereinander.

»Mag sein. Aber ich für meinen Teil zöge es eben vor, nicht mit dem Gesicht nach unten in einem dreckigen, stinkigen Misthaufen von einem Armenviertel zu verrotten.«

Skandra senkte den von Tränen verschleierten Blick. Gesmiras Tod war nicht umsonst gewesen. Er war heldenhafter, als sich mancher Soldat auch nur zu erträumen wagt. Doch milderte das Wissen darum nicht den Schmerz, der in Skandras Herzen brannte.

»Siehst du, Hahnegrund«, sagte Rastarin und strich mit der Hand über Skandras Kopf. »Jedes Leben hat doch nur den Sinn, nicht unbemerkt zu vergehen. Wie schlimm wäre es, wenn deine Freundin aus deiner Erinnerung verschwunden wäre? Welchen Sinn hätte ihre Stimme gehabt, wenn keines ihrer Worte mehr in deiner Erinnerung erklänge? Und welchen Sinn ihr Lachen, wenn du nicht ab und zu daran dächtest und sich dein hübsches Gesicht erhellte?«

Skandra genoss es, Rastarin zuzuhören, und

schenkte ihm ein warmherziges Lächeln. Dieser Rastarin Tolfarik von Roschweiten war, so musste sie sich eingestehen, einer jener Zeitgenossen, denen alle rechtschaffenen und anständigen Leute aus dem Wege gingen. Man musste ihn nur anschauen, um zu wissen, dass Phex ihm näher stand als irgendein anderer Gott. Aber er strahlte etwas aus, das Skandra nicht verborgen blieb, ja, sie sog es regelrecht in sich auf. In seinen Augen blitzte die Lust am Leben, sein Bauch zeigte an, dass er ein gutes Essen und ein paar Krüge Met niemals verschmähte. Selbst seine kleine Gestalt gab Aufschluss, denn er ging aufrecht, mit geradem Rücken, das Haupt trotzig emporgereckt.

Rastarin hatte bereits das stolze Alter von 41 Jahren erreicht – das war bei weitem mehr, als er sich jemals erhofft hatte. Er hätte schon um die hundertmal Gelegenheit gehabt zu sterben, und er misste nicht eine davon. An den meisten seiner Tage hatte er schon kurz nach dem Aufwachen die Beine in die Hand nehmen müssen, um einem eifersüchtigen Ehemann oder geprellten Wirt zu entkommen. Und er rannte gern, zumindest lieber, als sich klammheimlich davonzuschleichen.

»Mache Lärm«, hatte er sich immer gesagt, »ehe du für immer verstummst!«

Skandra zog die Knie an und stützte ihr Kinn darauf ab. Sie spürte, wie sich tief in ihrem Innern eine

ungeheure Wut regte. Hatte Rastarin nicht vorgegeben, alles lieber zu tun, als einen unnützen Tod zu sterben? Warum also saß er so untätig herum? Und Frinnjolf? Warum war sein Misstrauen gegenüber Rastarin stärker als der Wunsch, zu überleben? Ehe sie sich versah, hörte sie ihre eigene Stimme von den kalten Wänden widerhallen.

»Ihr sturen Nichtsnutze! Ist Euch Euer Stolz wirklich lieber als das Leben?«

»Was ist ein Leben wert, wenn man nicht stolz darauf sein kann?«, gab Frinnjolf unbeirrt zurück.

»Was gibt es, auf das du stolz sein kannst?«, fragte Rastarin, ebenso gelassen.

»Mit Verlaub, Roschweiten, ich kann auf eine Fülle von Dingen zurückgreifen, auf die ich zu Recht ...«

»Fülle von Dingen?«, rief Rastarin hämisch aus, setzte sich auf und wiederholte mit lang gezogenen Worten: »Fülle von Dingen? Nenn mir auch nur eines dieser Dinge, die dein Leben so wertvoll machen.«

Frinnjolf zögerte. Man konnte ihm leicht ansehen, wie sehr er mit sich ringen musste, ruhig zu bleiben, als er antwortete: »Ich kann stolz darauf sein, Mitglied einer Familie zu sein, deren Abstammung ...«

Er wurde von einem lauten Lachen unterbrochen. Rastarin brüllte vor Lachen, warf seinen Oberkörper vor und schlug mit beiden Fäusten neben sich auf den Boden. Frinnjolf beobachtete ihn, und als Rasta-

rin sich wieder beruhigt hatte, zischte er: »Was erheitert Euch so, Roschweiten? Es spricht nicht für Euch, wenn Ihr die Wichtigkeit der Abstammung nicht erkennen könnt.«

Dies trug zu einem erneuten Heiterkeitsausbruch Rastarins bei, doch schließlich wischte er die Tränen von den bärtigen Wangen und richtete seine geröteten Augen auf Frinnjolf. »Nimm wichtig, was immer wichtig für dich ist. Aber wenn ich dich frage, auf was du stolz sein kannst, dann sei so freundlich und nenn mir etwas, was du selbst geleistet hast.«

Es fiel Frinnjolf vom Kampenbrook schwerer denn je, sich zu beherrschen. Er verspürte den beinahe unwiderstehlichen Drang, den verhassten Kerl zu packen und genüsslich zu erwürgen. Was bildete der sich bloß ein? Nur, weil seine große Nase schon so manchen Mist gerochen hatte, war er noch lange nicht allwissend.

Frinnjolf sog die Luft scharf ein und schüttelte unmerklich den Kopf. »Glaubt mir, Roschweiten, allein der Gedanke, es hätte auch für Euch den Tod zufolge, macht mich beinahe hoffen, wir entkämen dieser Falle nie. Einzig bleibt zu wünschen«, setzte er hinzu und wandte sich ab, »Ihr stürbet vor mir. Diesen Triumph wollte ich wahrlich noch erleben.«

»Ich sag dir was«, kam es von Rastarin ohne Zögern zurück, »wir tragen es aus. Jetzt gleich. Hier

drinnen.« Er erhob sich, ohne den Blick von Frinnjolf zu nehmen. »So, wie's aussieht, wird das ohnehin unser Grab.«

»Warum sollte ich mich auf dergleichen einlassen?«

»Weil es deine letzte Gelegenheit werden dürfte, im Augenblick deines Dahinscheidens auf eine große Tat zurückzublicken. Schick mich einfach zu Boron, Junge, und du kannst wirklich stolz auf dich sein.«

Skandra erhob sich hastig. Sie hatte das Gefühl, nicht mehr atmen zu können, und rang mühsam nach Luft. Auf ihrer Stirn stand der Schweiß, und auch ihre Handflächen waren feucht. Sollte sie zulassen, dass die beiden Männer sich etwas zuleide taten? Um deren willen scherte es sie nicht weiter, vielleicht hatten sie es nicht anders verdient. Doch dann wäre auch für sie der Tod besiegelt – endgültiger, als sie es in diesem Augenblick ertragen konnte.

»Ich bitte Euch, hört auf damit«, rief sie ungeduldig und raufte sich die Haare. »Ich verstehe nicht, was in Euch gefahren ist. Wollt Ihr nicht einsehen, dass wir uns nur die Hände reichen müssen, um frei zu sein?«

»Pah«, machte Rastarin und zeigte mit seinem kurzen, dicken Finger auf Frinnjolf. »Schon vor Stunden hätten wir raus sein können, wenn der nicht so stur wäre.«

Betretenes Schweigen machte sich breit. Skandras Blick streifte Frinnjolf, und ihm wurde mit einem Mal

bewusst, dass auch sie so dachte. Aber er war nicht so dumm, diesem Roschweiten auch noch die dreckigen Füße zu stützen, damit er sich davonmachte.

Frinnjolf verschränkte die Arme vor der Brust. Der Tag hatte seinen Lauf genommen, und beinahe unbemerkt war es Nacht geworden. Plötzlich fiel Frinnjolf auf, wie kalt es war. Er sah zu Skandra auf, und auch die rieb sich die fröstelnd die Arme.

»Es kommt mir vor«, murmelte er und stand auf, um seinen Mantel auszuziehen, trat zu Skandra und reichte ihn ihr, »als wäre es in dieser Nacht kühler als in der vergangenen.«

Skandra nahm den Mantel nur zögerlich entgegen und nickte dankbar, ehe sie leise sagte: »Je länger man hier unten sitzt, desto kälter wird einem.«

»Das liegt am Hunger«, mischte sich Roschweiten ein, scheinbar von der Unwissenheit seiner Mitgefangenen gelangweilt. »Und am Schlafmangel.«

»Schlafen«, wiederholte Skandra sehnsüchtig. Sie zog sich den Mantel enger um die Schultern. Frinnjolf nahm an Skandras anderer Seite Platz. Er konnte ihre Wärme deutlich fühlen und rückte näher an sie heran. Sie öffnete den Mund, und Frinnjolf war sicher, sie wollte etwas sagen, doch dann schloss sie ihn wieder und legte stattdessen ihren Kopf auf seine Schulter.

»Kennt Ihr nicht ein schönes Schlaflied, vom Kam-

penbrook?«, murmelte Skandra schläfrig. Frinnjolf warf Rastarin einen mürrischen Blick zu, doch er wollte Frau Hahnegrunds Bitte gern Genüge tun. Er sann kurz nach und hob dann mit voller Stimme an:

*»Licht um Licht nun bald erlischt  
und Dunkelheit bleibt nur.  
Mit sanftem Finger schnell verwischt  
sie Schatten mit Kontur.*

*Ihr strahlend blaues Sternenkleid  
ist jede Nacht wie neu,  
und hat sie sich vom Tag befreit,  
ist nur der Mond ihr treu.*

*Warte auf die Einsamkeit,  
die sie dir heimlich schenkt,  
und ruhe in Geborgenheit,  
wenn still ihr Haupt sich senkt.«*

Skandra schlief bereits fest, als er die letzte Zeile gesungen hatte. Er schloss ebenfalls die Augen und flüsterte: »Wie könnt Ihr es nur mit ansehen?«

»Es liegt an dir«, erwiderte Rastarin. »Wenn dir doch so viel an ihr liegt, solltest du nicht wie ein greiser Hund verbissen daran festhalten, deinen Willen durchzusetzen.«



»Gerade, weil mir an ihr liegt, und ich will, dass sie hier lebend rauskommt, bin ich so vorsichtig.«

»Und warum sollte ich dir glauben«, warf Rastarin ein, »dass du mich nicht zurücklässt?«

»Seid versichert, Reichweiten, ich gebe Euch mein Wort.«

»Nicht genug«, antwortete der Zwerg langsam. »Ein Mann, dem mein Wort nicht ausreicht, kann nicht erwarten, dass ich das seine anerkenne.«

Frinnjolf sah Rastarin mit weit aufgerissenen Augen an. Es würde ihm schwerlich gelingen, ihn von seinen lautereren Absichten zu überzeugen. Er ließ seine Wange auf Skandras Haar sinken und schloss die Augen.

Wie lange er so saß, konnte er nicht sagen, doch es mussten einige Stunden vergangen sein. Er hatte nicht geschlafen, wenn ihn auch ein eigenartiger Dämmerzustand überkommen hatte, der ihm einen wilden Reigen von Gefühlen bescherte: Hunger, Durst und Angst, nagende Angst. Er fürchtete sich, auch wenn er es niemals gezeigt hätte. Er senkte den Blick. Skandra hatte sich eng an ihn geschmiegt, lag mit dem Oberkörper über seinen Beinen, das Gesicht ihm zugewandt. Frinnjolf zog seine Hand unter ihrem Kopf hervor und strich ihr damit über die Wange. Sie schlug die Augen auf und sah Frinnjolf mit klarem Blick an. Schnell wollte Frinnjolf seine Hand

zurückziehen, doch Skandra griff danach und hielt sie an sich gepresst.

Frinnjolf schluckte und sah zu Rastarin herüber. Der hatte die Beine von sich gestreckt, saß mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt da und schlief mit halb geöffnetem Mund. Um wirklich sicher zu sein, beobachtete Frinnjolf ihn jedoch eine Weile, achtete auf jeden Atemzug, lauschte auf das regelmäßige Schnarchen und Schnaufen des Mannes, ehe er sich wieder an Skandra wandte.

»Wisst Ihr, Frau Hahngrund, ich finde es zutiefst bedauerlich, unter welchen Umständen wir uns begegnet sind.« Er sah sie ernst an, und als sie sich aufsetzte, legte er ihr den Arm um die Schulter, zog sie an sich und atmete tief ein. »Auch wenn ich jetzt, da ich Euch getroffen habe, zu sterben bereit bin.«

»Es wundert mich nicht, dass Ihr ein Dichter seid, vom Kampenbrook«, entgegnete Skandra, jedoch nicht ohne ein belustigtes Lächeln. »Ihr versteht es, einer Frau zu schmeicheln.«

»Schmeicheln?« Er schüttelte den Kopf: »Ich meine das ganz ernst. Stellt Euch vor, ich, gefangen in dieser Höhle, allein mit Roschweiten.«

Skandra lachte leise. »Dann würdet Ihr jetzt ihm Eure Gefühle gestehen.«

»Ich bitte Euch!«, gab Frinnjolf schnell zurück und heftete seinen angewiderten Blick auf Rastarins ge-

wölbten Bauch. »Aber ... Frau Hahngrund, um der Wahrheit die Ehre zu geben, ich glaube nicht, dass etwas anderes als Eure Schönheit Schuld daran trägt.«

»Frinnjolf«, sagte Skandra schnell und rückte vor, um in sein Gesicht blicken zu können, »so sehr mich Eure Worte ehren, so sehr ich mich geschmeichelt fühle, aber glaubt Ihr nicht, dass es die Verzweiflung ist, die aus Euch spricht? Ihr wäht Euch schon verloren und ...« Sie räusperte sich.

Frinnjolf zog die Augenbrauen hoch, starrte sie überrascht an. »Nein, Ihr irrt Euch. Ich würde es Euch gern beweisen, wenn ich nur könnte. Ich habe nie leichtfertigen Umgang mit der Liebe gepflegt. Es gab, und das räume ich ein, Frauen, denen ich Lieder sang, um sie zu betören ... Aber für Euch singe ich, da Ihr mich betört.«

Skandra kicherte. »Das war zwar nicht meine Absicht, aber nun muss ich wohl damit leben.« Als die Worte in ihren Ohren widerklangen, wurde ihr abermals schmerzlich ihre hoffnungslose Lage bewusst. Sie sah Frinnjolf an, betrachtete seine schmale, gerade Nase, die kräftigen Wangenknochen, bewunderte kurz die langen, dunklen Wimpern, die seine hellbraunen Augen umrandeten. Sie wich seinem Blick aus und lehnte sich wieder gegen die Wand.

»Frau Hahngrund«, sagte Frinnjolf mit stockender Stimme, »wenn Ihr wollt, dann gebe ich nach.«

»Nachgeben? Aber worin?«, fragte Skandra verwirrt. Sie bemerkte, dass Frinnjolf Rastarin betrachtete. »Und was ist mit Eurem Misstrauen gegenüber Roschweiten?«

»Wir werden es in Kauf nehmen müssen. Wenn er uns hier unten schmachten lässt, dann haben wir es uns zumindest selbst zuzuschreiben.«

In Skandras Augen blitzte sogleich ein neuer Funke Hoffnung auf. »Ihr erklärt Euch bereit, Frinnjolf, Roschweiten zur Falltür hochzuhelfen?«

Skandra wollte bereits aufspringen und holte Luft, um nach Roschweiten zu rufen, da packte Frinnjolf sie fest am Arm und hielt sie zurück. Sie fuhr zu ihm herum und sah ihm forschend ins Gesicht. Es war ihm deutlich anzusehen, dass er nach Worten suchte, seine Stirn lag in tiefen Falten und sein Mund zuckte leicht, ehe er leise erklärte:

»Ich tue es nur für Euch, Skandra ...« Er zögerte, nahm dann aber allen Mut zusammen. »Und ich hoffe, als Gegenleistung etwas von Euch erbitten zu dürfen.«

Skandra ließ sich verblüfft zurücksinken. »Was könnte ich für Euch tun, was von solcher Wichtigkeit wäre, dass es Euer eigenes Leben zum Preis hat?«

»Begleitet mich!«, stieß Frinnjolf entschlossen hervor.

»Wohin?«

»Nach Gareth.« Er suchte in ihrem Gesicht nach ei-

ner Regung und erklärte schnell: »Ihr kennt Euch aus in Gareth. Ich war noch nie dort und könnte einen erfahrenen Führer gebrauchen.«

Skandra zog die Knie an und starrte vor sich zu Boden. »Es tut mir Leid, aber ich kann Euch nicht begleiten. Doch ich kann Euch Namen nennen von guten Leibwächtern, die Euch ...«

»Nein!«, rief Frinnjolf unbeholfen aus und griff nach Skandras Händen. »Nicht als Leibwächter sollt Ihr mich begleiten ... Ich ... Ich würde Euch gern in meiner Nähe haben, Skandra.«

Skandra schüttelte den Kopf und sah ihn traurig an: »Glaubt mir, ich würde gern ein Stück des Weges gemeinsam mit Euch zurücklegen, aber ich kann unter keinen Umständen nach Gareth zurückkehren.« Sie hatte ihre Worte mit einer solchen Entschlossenheit hervorgebracht, dass Frinnjolf ihre Hände freigab und etwas nach hinten rückte. Skandra drehte sich schnell um, um nach Rastarin zu schauen, doch der lag noch immer unbewegt da und schlief. Sie wandte sich wieder Frinnjolf zu und flüsterte: »Versteht doch, es hat nichts mit Euch zu tun.«

»Womit denn?«

»Es ist eine lange Geschichte und ich möchte Euch nicht mit Einzelheiten langweilen.«

Frinnjolf breitete die Arme aus. »Seht Euch um! Was könnte mich hier drinnen langweilen?«

»Ihr versteht nicht.«

»Nein, das tue ich wirklich nicht.« Er lehnte sich mit übertrieben traurigem Gesicht zurück und fragte mit Jammerstimme: »Bin ich Euch so zuwider, dass Ihr nicht einmal mehr Worte findet, um Eure Abscheu darin zu kleiden?«

Obwohl ihr nicht danach zumute war, lächelte sie matt. Konnte sie es wagen und einem Fremden ein Geheimnis anvertrauen, das über ihr Leben entscheiden mochte? Plötzlich wurde sie sich der Lächerlichkeit dieses Gedankens bewusst. Noch ein paar Tage länger in dieser Höhle, und nichts an Skandra wäre noch wert, ein Geheimnis zu hüten; jedoch wäre ihr Leben unter Umständen nicht wert, gerettet zu werden, wenn sie sich entlarvte ...

Sie seufzte: »Gern würde ich Euch begleiten, wenn Ihr nur ein anderes Ziel hättet als Gareth.«

»Gut. Dann werden wir nicht gleich nach Gareth gehen. Aventurien ist groß, und sicher finden wir genügend Orte, an denen man es sich wohl ergehen lassen kann.«

»O ja«, stimmte Skandra verträumt zu, »Aventurien ist reich an schönen Landschaften. Wart Ihr jemals am Angbarer See?« Sie sah aus den Augenwinkeln sein Kopfschütteln und begann, mit wehmütiger Stimme ihre Heimat zu beschreiben. »Es gibt Bäume dort, die älter sind, als deine Vorstellungskraft zu fas-

sen vermag. Wenn du ihre knorrigen Äste anschaust, dann willst du schwören, sie bewegen sich. Und das Gras ist dunkelgrün und so saftig, dass es unter jedem deiner Schritte quietscht. An schönen Tagen glaubst du, die Praiosscheibe erhebe sich aus dem Angbarer See, und fast scheint es, als verbrenne alles in ihren roten Flammen ...« Sie verstummte und Frinnjolf gab ihr einen flüchtigen Kuss auf die Wange.

»Dann lass uns in deine Heimat zurückkehren ...«

Auf Skandras Miene spiegelte sich tiefe Trauer. »Ich kann nicht zurückkehren ... Nie mehr.« Sie sah Frinnjolf an, ihre Augen ruhten auf seinen Lippen und sie spürte seinen warmen Atem auf ihrer Haut. Als sein Mund dem ihren näher kam, zog sie sich nicht zurück, sondern erwiderte die zärtliche Berührung. Sie verlor sich ganz in seinem sanften Kuss, genoss das liebevolle Spiel seiner Zunge. War es die einfache Sehnsucht nach Geborgenheit, die sich in dieser Höhle auf ein unerträgliches Maß gesteigert hatte, oder empfand sie wirklich etwas für diesen jungen Mann? Er war so ganz anders als alle Männer, die Skandra zuvor geliebt hatte. Zumeist waren es Krieger wie sie gewesen, harte, wilde Burschen. Doch nie war einer darunter gewesen, der etwas Feingeistigeres als einen derben Trinkspruch herausgebracht hätte. Aber hatte sie nicht immer nach einem solchen Mann gesucht?

»Warum weinst du?«, flüsterte er heiser und strich mit seiner Hand über ihr Haar.

»Ich kann nicht mit dir gehen, Frinnjolf, denn es wäre auch für dich zu gefährlich.«

»Gefährlich?« Er setzte sich auf. »Du glaubst also, ich wäre nicht in der Lage, mich meiner Haut zu erwehren?«

»Ach, bei Rondra, du willst es nicht verstehen, was?«, brauste Skandra wütend auf. »Ich musste aus Gareth fliehen. Ich weiß nicht, welches Gesindel mir schon auf den Fersen ist, aber sicher hat man ein schönes Kopfgeld auf mich ausgesetzt.«

Frinnjolf fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Warum?«, war alles, was er hervorbrachte.

»Man hat mir einen Mord untergeschoben.«

»Einen Mord?«, wiederholte Frinnjolf.

Skandra legte ihm schnell den Finger auf den Mund und sah nach Rastarin. Der ließ ein lautes Schnarchen hören, und so sprach Skandra mit gesenkter Stimme weiter. »Es war ein Komplott. Die Kurtisane, deren Leibwächterin ich war, war wohl jemandem lästig geworden. Sie pflegte Beziehungen zu einigen einflussreichen Bürgern und«, sie sah Frinnjolf prüfend an, »du weißt, wie schnell man in den Rausch von Verzückung gelangen kann, der alle Vorsicht zunichte macht?« Da er nickte, konnte Skandra fortfahren. »Sagen wir es so: Sie war zu einer der



mächtigsten Frauen Gareths geworden, die über manches Geschäft im Bilde war, über das lieber Still-schweigen gewahrt worden wäre.«

»Und warum hast du als ihre Leibwächterin den Mord nicht verhindert?«

»An diesem Abend war sie zu einem Abendessen geladen, zu dem ich sie begleitete. Wir wurden fürstlich bewirtet, doch schon zwei Stunden danach klagte sie über Magendrücken, und auch mir war speiübel.«

»Dann hat der Gastgeber euch vergiftet?«

»Nein.« Sie seufzte. »Es war ein großes Ereignis, etwa zwanzig angesehene Männer und Frauen waren erschienen. Und leider kommen sie alle infrage, die Frauen aus Eifersucht, die Männer aus bereits erwähnten Gründen.« Sie rieb sich die Stirn, als würde sie so die Gedanken dahinter in Schwung bringen können. »Nachdem wir in ihrem Hause angekommen waren, verschwamm alles um mich herum. Ich erinnere mich noch ... erinnere mich noch, dass sie sich die Treppe hochschleppte, um sich in ihr Bett zu legen. Ich bin mir auch sicher, dass ich unten geblieben bin ... Ich wollte nach einem Heilkundigen schicken, doch plötzlich konnte ich mich nicht mehr auf den Beinen halten. Ich ...« Sie sah Frinnjolf tief in die Augen: »Ich lag in der großen Halle, als ich spürte, wie mich jemand ergriff und die Treppe hinauftrug. Ich habe nicht begriffen, was um mich herum vorging,

und selbst, als ich mir gegenüber die blutüberströmte Leiche sah und in meiner eigenen Hand das Messer hielt, konnte ich mich nicht rühren ...« Sie zog die Schultern zurück und lachte verzweifelt auf. »Als ich endlich zu mir kam, floh ich so schnell ich konnte. Lange Zeit mit Erklärungen zu verschwenden, hätte angesichts der erdrückenden Beweislast kaum Sinn gemacht.«

Frinnjolf kratzte sich den Hinterkopf: »Und seit wann bist du auf der Flucht?«

»Seit sieben Tagen. Ich bin nicht sonderlich weit gekommen ...« Sie lächelte verlegen und deutete auf die Falltür. »Ich habe ein Pferd zu Schund geritten und nun sitze ich hier.«

Rastarin schnarchte laut auf und wälzte sich herum. Frinnjolf und Skandra sahen ihm eine Weile schweigend zu. Dann zog Frinnjolf Skandra in seine Arme, gab ihr einen weiteren langen Kuss und sagte, als sie sich voneinander lösten: »Ich denke, du solltest dich fortan Skandra vom Kampenbrook nennen. Klingt doch recht anständig?«, fragte er und strahlte sie mit jungenhaftem Lächeln an.

»Skandra vom Kampenbrook?«, wiederholte Skandra und musste sich eingestehen, dass es einen gewissen Reiz für sie ausmachte, dem Klang diesen Namens zu lauschen.

»Ja!«, bestärkte Frinnjolf mit leuchtenden Augen.

»Unter diesem Namen hast du nichts zu befürchten. Wir geben dich als meine Frau aus ...« Ohne auf eine Antwort zu warten, sprang Frinnjolf auf und ging schnell auf Rastarin zu, um ihn an den Schultern zu packen und zu rütteln. »Roschweiten, wacht auf! Wir werden es machen, wie Ihr es wollt!«

Rastarin Tolfarik von Roschweiten gähnte, kraulte sich mit beiden Händen den Bart und verzog keine Miene. Er stand auf und blickte zur Falltür hinauf, um den besten Standort für ihr Vorhaben auszuloten. »Worauf wartet ihr noch?«

Frinnjolf biss die Zähne zusammen, als sich die schmalen Absätze von Skandras Stiefeln in seine Schultern gruben. Sie krallte sich zudem in seinen Haaren fest, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, und richtete sich nun langsam auf. Mit ausgebreiteten Armen und zusammengekniffenen Lippen blickte sie auffordernd zu Rastarin herunter, der Frinnjolf bereits zweimal umrundet hatte.

»Halt still, Freundchen«, riet Rastarin. Frinnjolf verstärkte seinen Griff um Skandras Fesseln und starrte Rastarin wütend an. Der packte ihn nun am Kragen, zog sich daran hoch und stemmte sich mit den Füßen erst an Frinnjolfs Oberschenkeln und schließlich an dessen Brust ab. Frinnjolf machte unversehens einen Schritt nach vorn, brachte Skandra und Rastarin somit ins Wanken und handelte sich ei-

ne Reihe wüster Beschimpfungen ein. Er drückte die Knie durch und blinzelte angestrengt nach oben.

»Wie weit ... Wie weit seid Ihr, Roschweiten?«

»Gleich!«, rief der zurück, und im selben Augenblick rieselte Erde auf Frinnjofs Haar. Es verging noch einige Zeit, ehe Rastarin sicher genug stand, um seine Axt in das Holz der Falltür treiben zu können, doch schließlich hörte Frinnjolf das Knarren, mit dem sie aufgezogen wurde.

»Was ist? Was tut Ihr da?«, erkundigte er sich, und von Rastarin kam zurück: »Ich werde jetzt hinausklettern. Aber keine Bange, ich komme zurück!« Rastarin probierte, ob seine Axt fest genug saß, um ihn halten zu können, und sprang entschlossen vor, hielt sich erst mit einer, dann mit beiden Händen an der untersten Kante der Falltür fest. Er nahm eine Hand fort, um sie ein Stück weiter oben in eine Ritze zu krallen, und zog sich so Stück für Stück daran hoch. Endlich spürte er unter seinen Fingern den weichen Waldboden. Ein letzter, kräftiger Ruck, und Rastarin kroch von der sich schließenden Tür weg. Er rollte sich auf die Seite und rang nach Atem. Er war in die Jahre gekommen. Früher hätte ihm ein solches Hindernis keine Schwierigkeiten bereitet, aber nun schmerzten ihn Arme und Beine.

»Roschweiten!«, drang die gedämpfte Stimme eines durchaus aufgebrachten Kampenbrook zu ihm. »Roschweiten, was tut Ihr? Seid Ihr noch da?«

Rastarin setzte sich auf und sah keuchend auf die Falltür, dann zum Himmel und schüttelte den Kopf, ganz so, als verstünde er sich selbst nicht mehr. Er erhob sich und ging suchend zwischen den Bäumen umher.

In der Falle hielten sich Frinnjolf und Skandra fest in Armen. Beide hofften inständig, Rastarin Tolfarik von Roschweiten habe auch nur halb so viel Ehrgefühl, wie er vorgab. Sie harrten schweigend aus, bis endlich ein leises Kratzen zu ihnen drang. Die Falltür öffnete sich und das vor Anstrengung gerötete Gesicht von Roschweitens erschien. »Geht beiseite!«, wies er sie schnaubend an, und schon ließ er den abgestorbenen Stamm einer Tanne herunter. Sie hatte kaum noch Äste, und wenn, dann waren die Nadeln bereits abgefallen. Skandra machte sich sofort daran, an dem Stamm emporzuklettern, und Frinnjolf ließ ihr gern den Vortritt.

»Einer von euch muss meine Axt herausziehen«, rief Rastarin. Zum ersten Mal verspürte Frinnjolf tatsächlich das Bedürfnis, Rastarin einen Gefallen zu erweisen.

Oben angelangt, standen sich Skandra, Frinnjolf und Rastarin wortlos gegenüber. Rastarin nahm seine Axt entgegen, drehte den Stil unschlüssig in den Händen und vermied es, den beiden in die Augen zu sehen.

»Wisst ihr, es war vielleicht ganz gut, dass wir uns so begegneten«, brachte er schließlich hervor und hob den Blick. »Ich hoffe, du bist nicht so dumm und verschwendest dein ganzes Leben an diesen Tölpel«, sagte er grinsend zu Skandra, die aber zuckte mit den Schultern.

»Das wissen die Götter«, erwiderte sie mit einem Seitenblick auf Frinnjolf. »Aber ich bin auch froh, Euch getroffen zu haben.«

Rastarin nickte bedächtig und wandte sich dann an Frinnjolf, der bis jetzt geschwiegen hatte. »Was ist? Du hast doch lautere Absichten mit Frau Hahnegrund?« Frinnjolf lächelte zur Antwort, doch Rastarin gab nicht nach. Er trat auf Frinnjolf zu, zwängte sich zwischen ihn und Skandra, um Frinnjolf ein gutes Stück von Skandra wegzuziehen. Er sah sich nach ihr um, doch Skandra hatte sich bereits umgedreht. Rastarin und Frinnjolf steckten die Köpfe zusammen und tuschelten, und schließlich griff Rastarin unter sein Lederhemd, zog einen verknitterten Zettel hervor und reichte ihn Frinnjolf. »Das ist mein Hochzeitsgeschenk an euch. Acht Tage meines Lebens im Wert von fünfunddreißig Dukaten. Aber behalt es für dich.«

Rastarin ließ Frinnjolf stehen und stapfte ohne ein weiteres Wort an Skandra vorbei. Die sah ihm verblüfft hinterher, bis er zwischen den Bäumen ver-

schwunden war. Frinnjolf faltete den Zettel auseinander, ließ seine Augen kurz darüber wandern, zerknüllte ihn eilig und warf ihn fort, ehe Skandra ihn bemerken konnte.

»Wohin, Skandra vom Kampenbrook?«, fragte er und verbeugte sich elegant. Sie lächelte, machte einen Knicks und hauchte: »Wohin Ihr geht, Frinnjolf vom Kampenbrook, werde auch ich gehen.«

Er bot ihr den Arm und sie gingen gemeinsam den Weg entlang, der sie in die entgegengesetzte Richtung von Gareth führen würde. Ihre fröhlichen Stimmen wurden vom Wind noch lange weit durch den Wald getragen, genau wie der kleine, zerknüllte Zettel. Der nächste Regen würde die Schrift für immer verwischen, mit der Folgendes darauf geschrieben stand:

GESUCHT WIRD SKANDRA HAHNEGRUND WEGEN MORDES GEGEN EIN KOPFGELD IN HÖHE VON FÜNFUNDREISSIG DUKATEN ...





## **Blutmal**

Jenna wischte sich die Hände an der Decke sauber. Es war nicht besonders schwer gewesen, den Sohn der Wirtin ins Bett zu bekommen. Zugegeben, der Strohsack in seiner Kammer unter dem Dach war nur leidlich bequem gewesen, aber ansonsten ... Es hatte sich gelohnt – für sie zumindest. Und sie hatte das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden.

Zu schade, dass der Krug mit Wasser leer war, sonst hätte sie sich die letzten Blutspuren abwaschen können. Sie zog sich Hemd und Hose über, legte den Gürtel um. Vielleicht sollte sie sich beeilen; Ferian hatte ihr eingeschärft, dass der Körper noch nicht kalt sein durfte, wenn sein Zauber erfolgreich sein sollte.

Während sie den schweren Dolch aus der Scheide zog, beugte sie sich über den auf dem Bett ausgestreckten Körper. Er war ein hübscher Bursche gewesen, aber jetzt ... Der Schnitt in seiner Kehle und das viele Blut störten ein bisschen.

Jenna zerrte seine Linke zu sich heran. Die Hand, die das Blutmal trug. Der einzige Grund, warum sie



hier war. Die Hand vom Arm zu trennen erwies sich als leichter, als sie erwartet hatte. Jenna lächelte – mit dem richtigen Handwerkszeug ...

Sie wickelte die Hand in das Hemd des Burschen und verstaute es in ihrem Beutel.

Der Weg aus dem kleinen Fenster der Kammer und über das Dach war kein Problem für sie. Die Gasse, in die sie schließlich hinabsprang, war finster; in einiger Entfernung konnte sie das Grölen Betrunkener hören.

Ferian erwartete sie zwei Straßen weiter.

»Da bist du ja endlich!«

Jenna fuhr herum, den Dolch schon halb aus der Scheide gezogen, ehe sie die Stimme erkannte. Ferian trat aus der Finsternis unter dem Torbogen hervor. Das spöttische Grinsen des Magus entlockte ihr ein Knurren.

»Schleich dich nicht so an!«

»Bist wohl ein bisschen schreckhaft, wie?« Das Grinsen verschwand. »Hast du sie?«

Zur Antwort klopfte Jenna nur auf ihren Beutel.

Ferian nickte. »Dann lass uns gehen! Der Wächter am Nordtor wird uns hinauslassen. Weißt du eigentlich, was mich die ganze Sache bisher gekostet hat?«

»Und wenn! Wir werden bald in Geld schwimmen!« Sie schmiegte sich an ihn.

»Der Alte muss dich erst noch anerkennen!« Ent-

schlossen schob Ferian sie von sich weg. »Komm schon, wir sollten von hier fort sein, ehe man ihn findet und dann nach dir sucht!«

In einer kleinen Hütte außerhalb der Stadt hatte der junge Magus alles vorbereitet.

Eilig gab er letzte Anweisungen. Zu schweigen und sich möglichst nicht zu bewegen war ja nicht besonders schwer. Was Jenna an der Sache wirklich nicht gefiel, war, dass sie die Hand des Burschen selbst häuten musste – natürlich, ohne das Blutmal zu beschädigen. Aber was tat man nicht alles für das liebe Geld.

Schließlich kniete sie in einem seltsamen Stern, den Ferian um sie herum auf den Boden gezeichnet hatte, die Haut lag auf ihrer Linken. Es war wichtig, dass sich das Blutmal bei ihr an der gleichen Stelle befand wie bei dem Sohn der Wirtin.

Ferian hatte ihr mehr als einmal eingeschärft, dass sie sich weder bewegen, noch sprechen oder sonst irgendetwas tun durfte, das ihn in seiner Konzentration störte. Ansonsten wäre es möglich, dass das Mal sich an einer anderen Stelle ihres Körpers zeigte – am Ende gar in ihrem hübschen Gesicht.

Im diffusen Licht einiger Kerzen begann Ferian halblaut irgendwelche Formeln zu murmeln. Zunächst

geschah gar nichts, dann begann ihre Hand unter der fremden Haut zu brennen – und je länger es dauerte, umso schmerzhafter wurde es; irgendwann fühlte es sich an, als würde man ihr ein glühendes Eisen auf die Haut drücken. Sie biss sich auf die Lippe, um nicht zu schreien.

Erst als Ferian ihr die Tränen abwischte, wurde ihr klar, dass es vorbei war. Er hatte die Zeichnungen auf dem Boden verwischt, hockte jetzt in seiner langen dunklen Robe wie ein übergroßer Rabe vor ihr und hielt ihre geschundene Hand in seiner.

»War es das wert?«, fragte er leise und hielt ihre Hand ins Licht.

Jenna schauderte. Dort, wo ihre Haut bis vor kurzem noch makellos gewesen war, befand sich jetzt ein hässliches Mal in der Farbe geronnenen Blutes. Es zog sich bis über das jeweils erste Glied ihrer mittleren drei Finger und lief in einem seltsamen Bogen über den Handrücken, sodass ihre Linke jetzt beinahe wie eine dreifingrige rote Klaue aussah.

War es das wert gewesen?

Ja, entschied sie!

Keine Diebstähle mehr. Kein Katzbuckeln mehr vor irgendwelchen reichen Laffen, die ihre Dienste für zwielichtige Geschäfte in Anspruch nahmen und für die sie nicht mehr wert war als der Dreck in der Gosse.

Vorsichtig bewegte sie ihre Hand – die Klaue krümmte sich, der Schmerz war weg.

Vom ersten Augenblick an, als sie gehört hatte, dass irgendein reicher alter Mann im Bornland nach seinem verschollenen Erben suchen ließ – einem Erben, von dem man nicht mal wusste, ob er ein Mann oder eine Frau war, von dem nur bekannt war, dass er ein bestimmtes Blutmal auf der linken Hand hatte –, war ihr klar gewesen, dass für sie ein neues Leben begonnen hatte! Denn sie wusste, wer dieses Blutmal trug.

Eigentlich hatte sie nur vorgehabt, sich dieses Wissen teuer bezahlen zu lassen, bis sie Ferian kennen gelernt und er ihr bei einem Becher Wein von jenem Zauber erzählt hatte, mit dem er vorhatte, das große Geld zu machen. Ein Zauber, mit dem man die Haut eines noch warmen Leichnams mit der eines Lebenden verschmelzen lassen konnte. Narben und hässliche Male könnte man so ›verschwinden‹ lassen – theoretisch.

Leider wurde die so aufgepfropfte Haut nach einigen Wochen grau und schuppig. Die ›Kunden‹, bei denen er die Thesis angewandt hatte und die dann mit den Nachwirkungen zu kämpfen gehabt hatten, waren alles andere als begeistert gewesen. Das hatte dazu geführt, dass Ferian sich in Gareth und Umgebung nicht mehr blicken lassen durfte.

In jener Nacht hatte sie beschlossen, nicht nur eine Belohnung zu kassieren, sondern ein ganzes Vermögen.

Ferian hatte sich zuerst geweigert, ihr bei ihrem Plan behilflich zu sein – bis sie gedroht hatte, ihm nicht zu verraten, wo man diesen Erben finden konnte. Als sie ihm dann auch noch Geld und die Möglichkeit, seine Forschungen weiterzuführen, in Aussicht gestellt hatte (so ihr Plan aufging), hatte er eingewilligt.

Und seitdem sie ihn in ihr Bett gelassen hatte, konnte er ihr ohnehin keinen Wunsch mehr abschlagen.

Jenna ließ sich von ihm aufhelfen und legte zärtlich die Hand auf seine Wange.

»Wenn der Alte nur halb so viel Geld hat, wie man sagt, hat es sich mehr als gelohnt.« Um ihn zu küssen, musste sie sich auf die Zehenspitzen stellen. »Und außerdem kann ich ja Handschuhe tragen. Hätte ich das Mal im Gesicht ...«

Ferian lächelte gequält.

Fünf Tage später standen sie vor dem herrschaftlichen Anwesen von Jennas ›Vater‹.

Der Plan, den sie sich zurechtgelegt hatten, war einfach: Ferian würde behaupten, er habe davon gehört, dass Bordan Albrecht nach seinem verscholle-

nen Erben suchen ließ, der ein Blutmal auf der linken Hand hatte.

Er hatte Jenna, eine Waise aus dem Mittelreich, kennen gelernt, ihr davon erzählt und sie hierher gebracht, damit sie herausfinden konnte, ob Bordan Albrecht tatsächlich ihr Vater war oder nicht.

Es war die Majordoma, die Jenna und Ferian begrüßte und das Mal zuerst selbst sehen wollte, ehe sie die beiden zu ihrem Herrn führte.

Jenna zog den Handschuh aus, und die hoch gewachsene Frau wurde bleich. Offenbar hatte sie Hochstapler erwartet. Sie entschuldigte sich wortreich und eilte davon, um dem Herrn die Besucher zu melden.

Bordan Albrecht saß in einem wuchtigen Lehnstuhl vor dem Kamin, zu seinen Füßen zwei große Hunde, die bei ihrem Eintritt den Kopf hoben und knurrten. Ein Befehl ihres Herrn brachte sie zum Schweigen.

Jenna hatte einen alten Mann erwartet, aber sie hätte nie gedacht, dass Bordan Albrecht so alt war. Das Gesicht des Mannes, der sich ihnen zuwandte, war eine Landschaft aus Falten. Er hatte trübe Augen, mit denen er sie anblinzelte, und er konnte sich nur mit Mühe aus seinem Sessel erheben.

Auf einen Stock gestützt, humpelte er zu einem der hohen Fenster und winkte Jenna zu sich.

Der Umstand, dass sie eine Frau war, schien ihn zu erstaunen, und einen Augenblick glaubte sie in seinen Augen ein seltsames Feuer lodern zu sehen, aber es war so schnell wieder verschwunden, dass Jenna sicher war, sich geirrt zu haben.

Der alte Mann betrachtete eingehend das Blutmal, dessen genaues Ebenbild seine eigene Linke zierte.

Dann schob er Jenna ein Stück von sich weg und musterte sie noch einmal von Kopf bis Fuß.

Langsam erschien ein Lächeln auf seinem Gesicht. »Verzeih einem alten Mann, mein Kind, dass er einen jungen Mann erwartet hatte und kein so reizendes Geschöpf wie dich.«

Unsicher wich Jenna seinem Blick aus. »Ihr hattet einen Mann erwartet?«

»Ja, ich war der Meinung ... Doch was rede ich da! Du trägst das Mal, und damit ist es einerlei, ob du ein Mann oder eine Frau bist.« Er wandte sich ab und hinkte zu seinem Sessel zurück. »Auch das Leben einer Frau kann interessant sein«, glaubte Jenna ihn murmeln zu hören.

Noch in der gleichen Stunde ließ Bordan Albrecht nach dem Matrikelherrn der Stadt schicken, um Jenna in die Bürgerliste eintragen zu lassen und sie damit offiziell als seine Tochter und Erbin anzuerkennen.

Und noch am selben Abend wollte der alte Mann

ein Fest geben, um seine wieder gefundene Tochter all seinen Freunden und Bekannten vorzustellen. Er hatte es sehr eilig, dafür zu sorgen, dass alle sie als seine Erbin akzeptierten, denn wie er selbst sagte, waren seine Stunden in dieser Welt gezählt. Es schien fast, als rechnete er jeden Augenblick damit, Golgaris Schwingen rauschen zu hören.

Jenna kam an diesem Praioslauf nicht dazu, sich auch nur einen Lidschlag auszuruhen. Der alte Mann überschüttete sie mit Aufmerksamkeiten, die Schneiderin und ihr Gehilfe wurden bestellt, um ihr für den Abend ein angemessenes Gewand anzufertigen, weitere Kleider, Hosen, Blusen und Röcke wurden in Auftrag gegeben.

Selbst das Fest konnte sie nicht richtig genießen, denn ihr ›Vater‹ schleppte sie von einem seiner Bekannten zum Nächsten, um sie ihnen allen vorzustellen.

Todmüde fiel sie in das prächtige Himmelbett in dem Gemach, das man ihr vorübergehend zugeteilt hatte, bis ihre eigenen Räume für sie nach ihren Wünschen hergerichtet wären.

Ein Klopfen weckte sie irgendwann. Um sie herum war tiefste Dunkelheit. Völlig verschlafen tastete sie nach Hose und Hemd und zog beides über, während sie zur Tür tappte.



Auf dem Gang stand der alte Mann, eine Kerze in der Hand, und lächelte sie an.

»Ich möchte dir etwas zeigen. Komm mit!« Ohne weitere Erklärungen wandte er sich um und hinkte den Gang hinunter.

Jenna beeilte sich, ihm zu folgen. Sie hatte mehrmals gehört, wie ihn einige seiner Bekannten während des Festes darauf angesprochen hatten, ob er seiner Tochter denn schon seine Schätze gezeigt hatte. Er hatte mit einem seltsamen Lächeln geantwortet, das würde er später tun, wenn die Zeit reif sei. Nun, vielleicht war er ja der Meinung, dass jetzt – während das Madamal in seinem Zenit stand – die Zeit reif sei.

Es ging mehrere Treppen hinunter, bis unter den Keller, wo der alte Mann am Ende eines Ganges eine eisenbeschlagene Tür aufschloss. Dahinter – Jenna stockte fast der Atem – standen mehrere Truhen, prall gefüllt mit Silber und Gold.

Doch das war es scheinbar nicht, weshalb er sie eigentlich hier herunter geführt hatte, denn er durchquerte den Raum hastig und ließ ihr keine Zeit, sich umzusehen.

Gegenüber der ersten gab es eine zweite Tür, die mit eisernen Riegeln verschlossen war und die ungleich schwerer zu sein schien, als die, durch die sie hereingekommen waren. Der alte Mann hatte Mühe, sie aufzuschieben.

Dahinter verbarg sich ein weiteres Gewölbe. Eisige, modrige Luft schlug Jenna entgegen. Das Licht der Kerze reichte kaum, um den Raum auch nur einige Schritt weit zu erhellen.

Was auch immer der Alte ihr zeigen wollte – er machte es sehr spannend.

Sie hörte, wie er die Tür hinter ihnen schloss, und dann das Geräusch eines Riegels, der vorgeschoben wurde; ein Schlüssel knirschte. Jenna drehte sich um. Der Alte stand lächelnd hinter ihr.

»Ich habe lange auf dich warten müssen!« Er hinkte an ihr vorbei, tiefer hinein in die Dunkelheit. Seine Stimme klang gespenstisch durch den Raum. Das Licht der Kerze flackerte hin und her wie ein Irrlicht. »Als deine Mutter mit dir im Leib davonlief, war ich außer mir vor Wut! Sie hatte mir den Erben gestohlen, den ich doch so dringend brauche!« Sie konnte sehen, dass er sich zu ihr umwandte. Im Kerzenlicht wirkte sein Gesicht wie eine Dämonenfratze. »Es ist mir nur einmal erlaubt, ein Kind zu zeugen, musst du wissen.«

Ihre Kehle war mit einem Mal wie zugeschnürt. Was sollte das alles?

»Ich hatte nicht mehr erwartet, dass mein Schüler dich finden würde. Meine Zeit ist heute Nacht abgelaufen!«

Der Alte war verrückt! Nur Boron wusste, wann Er

jemanden vor sich befahl. Sie bewegte sich vorsichtig rückwärts zur Tür.

»Aber dann standest du vor mir, heute! Ich danke meinem Herrn dafür!«

Der Alte begann Kerzen zu entzünden, die im Raum verteilt auf fast mannshohen Kandelabern standen – schwarze Kerzen.

»Der Umstand, dass du eine Frau bist, hat mich verwirrt, damit hatte ich nicht gerechnet. Aber es hätte schlimmer sein können. Immerhin bist du hübsch und schlank! Auch das Leben als Frau, als schöne, junge Frau, kann wohl interessant sein!«

Die Kerzen beleuchteten einen vielzackigen Stern, der scheinbar mit Gold in den Boden eingelassen war. Einen Stern wie den, den Ferian um sie gezeichnet hatte. Panik stieg in ihr auf. Sie zerrte an dem Riegel – umsonst.

Hinter sich hörte sie den alten Mann einen unheimlichen Sprechgesang anstimmen. Langsam wandte sie sich um, presste sich zitternd gegen die Tür.

Bordan Albrecht stand in der Mitte des Sterns.

Der Boden bebte und schwarzes Licht erfüllte den Raum – Jenna schrie, aber ihr Schrei ging in dem Lachen des Alten und dem Brüllen seines Herrn unter.

Ferian kauerte auf einer der goldgefüllten Truhen. Als Jenna die schwere Tür hinter sich schloss und den

eisernen Riegel vorschob, stand er langsam auf. Seine ganze Haltung drückte Unsicherheit aus.

»Jenna?«

Sie musterte ihn lange, ein sinnliches Lächeln huschte über ihre Lippen, das von einem Lidschlag zum Nächsten böse wurde.

»Narr!«

Ferian warf sich auf die Knie.

»Vergebt mir, Meister, ich wusste nicht ...«

»Natürlich wusstest du nicht, Stümper. Glaubtest du tatsächlich, ich wäre so alt geworden, wenn ich Fehler machen würde? Eigentlich sollte ich dich dafür töten, dass du mir nicht meinen Sohn gebracht hast, sondern dieses Mädchen.«

»Ich konnte nicht ... Sie wollte mir nicht sagen ... Sie hat ... wollte ...«

»Und du warst unfähig, sie unter deinen Willen zu zwingen. Ah, ja, ich vergaß ... Die Thesis des Imperavi war dir ja noch nie besonders geläufig.«

»Vergebt mir, Meister!« Ferians Flüstern war kaum mehr als ein Schluchzen.

»Schweig! Dein Gewinsel macht mich krank!«

Mit einer ungehaltenen Handbewegung hieß Jenna ihn aufstehen.

»Schaff den Körper nach oben und Sorge dafür, dass es so aussieht, als hätte Boron«, sie spuckte den Götternamen fast aus, »den armen alten Mann in sei-

ne Hallen gerufen.« Ihr Lächeln ließ Ferian schauern. »Die Aufregung darüber, dass er seine ›Tochter‹ nach all den Jahren wieder gefunden hat, war wohl zu viel für ihn.« Sie strich sich das Haar zurück. »Natürlich werde ich meinen ›Vater‹ angemessen betrauern. Und dann ...« Ihre Hände glitten langsam über ihren Körper abwärts. Sie leckte sich die Lippen.

»Ich war noch nie eine Frau!«





## **Was Travia verbindet ...**

Am frühen Morgen des letzten Tages im Efferd – einem Tag, der so sonnig und warm zu werden versprach wie nur selten – verließ eine vierspännige Kutsche die Stadt Donnerbach am Neunaugensee auf der Straße nach Trallop. Das Rauschen des imposanten Wasserfalls übertönte noch eine gute Zeit lang das Knarren und Rumpeln der hohen Räder und das Hufgetrappel der kleinen Reiterschar, die das Gefährt begleitete.

Die Praiosscheibe, die noch tief am Himmel stand, brachte die gut gepflegten Felle der fünf Tiere zum Glänzen, auf deren Rücken Männer in einheitlichen, blau-roten Wämsern ohne Wappen saßen.

Schließlich aber wurde das Tosen des Wassers, das unweit sechzig Fuß in die Tiefe stürzte und sich in weißer Gischt mit dem See vereinigte, leiser und leiser. Vögel zwitscherten in den spärlichen Büschen und bunt belaubten Bäumen am Straßensaum.

Miriam Klausenbach, eine der beiden Insassen der im gemächlichen Tempo dahinzockelnden Kutsche,

schob unter leisem Quietschen das schwer gängige Fenster des Vierspänners auf. Sie lehnte sich heraus, um noch einen letzten Blick auf die kleine, von stabilen Holzpalisaden geschützte Stadt zu werfen, in welcher sie die ersten sechzehn Götterläufe ihres Lebens verbracht hatte.

Die junge Dame, auf welche die Bezeichnung »rah-jagefällig« mehr als zutraf, war von gertenschlankem Körperbau und hatte anmutige, wenn auch noch etwas kindliche Züge, in denen aber schon erste Anzeichen weiblicher Schönheit erkennbar waren. Eine leichte Brise spielte mit ihren langen, goldblonden Locken, während sie versuchte, das Bild des in allen Farben glitzernden Efferdbogens über dem Donnerbachfall fest in ihrem Gedächtnis zu verankern. Schließlich konnte es lange dauern, bis sie die Stadt wieder sah.

»Kind, bitte mach das Fenster wieder zu! Es wird furchtbar kalt hier drinnen!«, flüsterte eine zittrige Stimme heiser.

Miriam wischte verstohlen eine Träne weg, die sich in ihre aufgeweckten, strahlend blauen Augen geschlichen hatte, und kam der Aufforderung des alten, kränklich aussehenden Mannes nach, der ihr gegenüber saß, fest in mehrere Wolldecken eingehüllt.

»Ja, Herr Vater«, antwortete sie wohl erzogen mit glockenheller Stimme, in der neben tiefer Zuneigung

zu dem Greis, den man vom Alter her eher für ihren Großvater gehalten hätte, kaum verhüllte Besorgnis mitschwang.

Durchaus zu Recht, denn kaum einen Lidschlag später schüttelte ein Hustenanfall den abgemagerten Körper. Mit Emmeran Klausenbachs Gesundheit war es ganz und gar nicht zum Besten bestellt. Eigentlich hätte der reiche Donnerbacher Kaufmann, der nun schon über siebzig Sommer zählte, sich überhaupt nicht auf eine so beschwerliche Reise begeben dürfen. Trotzdem hatte er altersstarrsinnig erklärt, dass er sich von nichts und niemandem auf ganz Dere davon abhalten ließe, dabei zu sein, wenn seine einzige Tochter den heiligen Traviabund schlösse. Es war schon schlimm genug, dass ihre Mutter nicht mehr dabei sein konnte! Wilhelmine Klausenbach war, obwohl dreißig Götterläufe jünger als ihr Gemahl, noch im Kindbett verstorben.

Emmeran rechnete eigentlich fest damit, dass es die letzte wichtige Aufgabe in seinem Leben sein würde, das von ihm mit großer Fürsorge großgezogene Mädchen den sicheren Armen seines langjährigen Partners Hanno Menzheim anzuvertrauen. Der Tralloper Kaufmann würde ihr ein guter Gemahl sein, und der Greis wusste, dass auch seine eigene Handelsgesellschaft bei seinem Freund in besten Händen war.



Tiro Fuchsenbrunn, Kommandant der kleinen Leibgarde Miriams, rutschte unruhig im Sattel hin und her. Der Gedanke, dass das zarte, liebeizende Mädchen an den Tralopper verheiratet werden sollte, behagte ihm ganz und gar nicht. Er raufte sich die kurzen rotbraunen Haare, in die sich an den Schläfen schon das erste Grau geschlichen hatte – obschon er mit knapp über dreißig Götterläufen noch ein verhältnismäßig junger Mann war –, und seufzte innerlich. Dieser Ritt, vermutlich der letzte im blau-rot geviertelten Wams, schien ihm sogar mehr abzuverlangen als der harte Kampf, den er als frisch gebackener Mietling an der Seite seines Ziehvaters gegen die Schwarzpelze ausgefochten hatte und von dem noch heute die lange, gezackte Narbe zeugte, die quer über seinen rechten Unterarm verlief.

Allerdings hatte er damals auch nur beinahe sein Leben verloren. Jetzt aber schien es ihm, als wollte ein Stück von ihm den Weg in Borons Hallen antreten; sein Herz nämlich, das er irgendwann in den letzten Jahren – in denen seine Hauptaufgabe darin bestanden hatte, die Sicherheit der heranwachsenden Miriam bei ihren Ausflügen in die Markthalle und bei den Besuchen im Tempel zu gewährleisten – an seine Schutzbefohlene verloren hatte, ohne dass sie oder ihr Vater je davon erfahren hätten.

Schließlich verdrängte er jedoch seine düsteren Gedanken und wandte seine Aufmerksamkeit wieder

der Straße zu, die sich einsam und noch schlammig vom gestrigen Sturzregen vor ihm erstreckte.

An diesem Abend schlug die kleine Gruppe ihr Lager schon zu sehr früher Stunde auf, denn man wollte die letzte Möglichkeit nutzen, auf einem trockenen Landstreifen zu rasten, bevor man am nächsten Tag ins Nebelmoor vordringen würde.

Auch nach einer kurzen Rast zur Mittagsstunde am zweiten Tag der Reise hatte sich Tiros Laune keinen Deut gebessert. Sie setzten ihren Ritt in der gleichen Marschordnung wie bisher fort: Zwei Gardisten bildeten die Nachhut, zwei ritten direkt vor der Kutsche, und an der Spitze des Zuges blies der Kommandant auf dem Rücken seines in langsamem Schrittempo voranklappernden Pferdes Trübsal.

Nach und nach verdichteten sich die Erlen und Birken, die bisher vereinzelt gestanden hatten, zu einem kleinen Wäldchen, das den Blick auf die glitzernde Oberfläche des Neunaugensees versperrte. Die Straße wurde noch feuchter und schlammiger. Das Getrappel der Pferdehufe ging über in ein dumpfes, matschiges Geräusch. Die Gardisten fröstelten in ihren dünnen Wämsern, als aus dem Wäldchen allmählich ein schattiger Wald mit trockenem, dichtem Unterholz wurde. Einmal hörte man in der Ferne den klagenden Ruf eines Käuzchens.

Tiro hatte sich etwas zurückfallen lassen, um einige Worte mit dem Kutscher zu wechseln. Plötzlich rief der Söldner, der jetzt an der Spitze ritt: »Kommandant Fuchsenbrunn!«

Wie aus dem Nichts war auf der Mitte des morastigen Wegs ein kleiner Mann erschienen.

»Den Zwölfen zum Gruße!« Er hob freundlich die Hand, wobei ihm der dicke grüne Lodenmantel, der ihm fast bis an die schlammbedeckten Knöchel seiner kniehohen Schaftstiefel reichte, über die Schulter rutschte und den Blick auf ein tiefrotes Wollhemd freigab.

Bevor Tiro antworten konnte, öffnete sich das Fenster der Kutsche, und Miriam steckte neugierig den Kopf hervor.

»Was ist los? Warum halten wir?«

Der grauhaarige Fremde marschierte unbekümmert zwischen den Pferden der vorderen Gardisten hindurch und verneigte sich tief.

»Seid begrüßt, holde Maid, Botin von Praios' Licht in diesem düsteren Hain!«

Tiro verspürte einen leichten Stich, als er das überraschte, aber herzliche Lächeln sah, mit dem die Kaufmannstochter die hochgestochene Rede des Alten bedachte. Er schalt sich selbst einen Narren. Warum sollte er eifersüchtig sein? Der Fremde würde schon bald seines Weges ziehen.

»Zum Gruße, Wanderer!«, sagte der Kommandant etwas verspätet. »Darf man fragen, wer Ihr seid?«

»Man nennt mich Darian Drauhager«, antwortete der Mann, der wohl an die sechzig Götterläufe gesehen haben mochte. Er hatte schulterlanges, glattes Haar, dessen Strähnen alle Farben von hellbraun über goldblond bis hin zu verschiedenen Grautönen und sogar etwas Weiß aufwiesen.

Tiro stellte die Insassen der Kutsche und sich selbst vor. »Wie kommt es, dass Ihr so mutterseelenallein und ohne Pferd durchs Nebelmoor wandert?«, fragte er, immer noch misstrauisch. Irgendetwas an dem Fremden gefiel ihm nicht.

Ein Lächeln stahl sich auf das gemütliche, von vielen Falten durchzogene Gesicht des Alten, aus dem eine breite Adlernase ragte.

»Ach, bis heute Nacht nannte ich noch einen stolzen Schimmel mein Eigen! Doch während ich sanft schlummerte, entschied der dumme Gaul wohl, die vermaledeiten Irrlichter anziehender zu finden als meine bescheidene Gesellschaft! Nun muss ich mein Bündel selbst schleppen und auf Schusters Rappen nach Donnerbach zurückkehren, derweil ich doch vorhatte, zur Zeit des zweiten Windtages hoch zu Ross in Trallop einzureiten!«

»Kommandant Fuchsbrunn! Mein Vater wünscht ein Wort mit Euch zu reden!«, unterbrach Miriams

warme Stimme das Grübeln des Gardisten, der versuchte, sich einen Reim auf die verschlungene Rede Darians zu machen.

Nach einer kurzen Besprechung mit dem greisen Kaufmann wandte er sich etwas unwillig wieder dem Wanderer zu.

»Herr Klausenbach bietet Euch an, auf dem Bock unserer Kutsche mit uns nach Trallop zu reisen«, übermittelte Tiro widerstrebend den Bescheid seines Brotherrn.

Der Grauhaarige rief ein begeistertes »Das ist Travia wohl gefällig, habt Dank, hoher Herr!« zur Kutsche herüber. Gut gelaunt lud er seinen Rucksack auf das bereits mit Miriams Reisekoffern reichlich beladene Dach des Vierspänners und kletterte dann selbst auf den Bock.

Tiro sah ihm mürrisch dabei zu, wie er sich umständlich neben dem gleichmütigen Kutscher zu rechtsetzte und ein zweites, in Decken eingeschlagenes Bündel vorsichtig auf die Knie nahm. Nein, dieser Mensch war ihm trotz seines freundlichen Gehabes nicht ganz geheuer! Der Gardist hatte gelernt, sich auf sein Gespür zu verlassen, und die kleinen Härchen auf seinen Armen hatten sich just in dem Augenblick aufgestellt, als sie dem Wanderer begegnet waren ...

Im weiteren Verlauf des Tages behielt der Kommandant Darian genau im Auge, während sie endgültig ins Moor vordrangen.

Die Straße wurde immer schlechter und verschwand schließlich fast ganz. Nur noch vereinzelte in den sumpfigen Untergrund gerammte Pfähle markierten den sicheren Pfad. Der Kutscher, der sich den Göttern sei Dank gut in dem Gelände auskannte, musste mehr als einmal absitzen, um die Pferde mit der Hand zu führen. Immer wieder scharrten und kratzten abgestorbene Zweige über die Seiten des Vierspanners.

Das Nebelmoor trug seinen Namen zu Recht, denn den ganzen Tag über erreichten die Strahlen der Praiosscheibe den unter weißen Schwaden verborgenen Boden nicht. Auch zwischen den verformten Bäumen zogen sich gespenstische Dunststreifen hindurch und erlaubten nur wenige Dutzend Schritte Sicht.

Bis auf die vom weichen Boden gedämpften Geräusche der Reisenden war es totenstill. Tiro nahm sein Pferd zurück und blieb dicht bei der Kutsche. Immer wieder musste er sich vor herabhängenden Zweigen ducken, die wie böartige Klauenhände nach ihm zu greifen schienen.

Die Nacht senkte sich bereits herab, als sie endlich einen trockenen Fleck zwischen den Birken erreichten, der von dem verdorrten Gestrüpp, das überall den Boden bedeckte, befreit worden war.

»Hier können wir lagern«, verkündete der Kutscher und machte sich sogleich an die Versorgung der vier Pferde.

Kurze Zeit später vertrieb das helle Flackern eines kleinen Feuers die Schwärze der Nacht. Die gedrückte Stimmung, die sich unter den Gardisten breitgemacht hatte, begann sich langsam zu heben – im gleichen Maße, wie sich die von Emmeran gespendete kleine Tonflasche Schnappes leerte. Der Kaufmann selbst hatte sich schon unter einem wahren Berg von Decken in der Kutsche zur Ruhe begeben. Die Strapazen der Reise zehrten schon jetzt an seiner angeschlagenen Gesundheit.

Der Inhalt des Bündels, das Darian Drauhager hütete wie seinen Augapfel, entpuppte sich als eine Laute, der man ihr hohes Alter deutlich ansah. Ihrem Klang jedoch hatten die Jahre nichts anhaben können, was wohl nicht zuletzt der guten Pflege zuzuschreiben war, die der Barde ihr zukommen ließ, denn eben das schien der Grauhaarige zu sein. Schon die wenigen Akkorde, die der Alte anzupfte, waren von außerordentlich reinem Klang.

Tiro lauschte und bemühte sich, die Worte zu verstehen, die Darian vor sich hinhinmurmelte. Anscheinend verarbeitete der Barde gerade sein Erlebnis mit dem davongelaufenen Pferd zu einer kleinen Ballade.

»Wäret Ihr wohl bereit, uns eine Kostprobe von Eu-

rem Können zu geben?«, erkundigte sich einer der Gardisten.

Wie jeder andere fahrende Sänger es an seiner Stelle auch getan hätte, war der kleine Mann gern dazu bereit. Der Gardist fragte ihn, ob er vielleicht die Ballade von Darnien Nebelstreif vom Al'Anfaner Pfeffersack, der schönen Wüstenrose und dem wilden Krieger spielen könne.

Ein Schatten huschte über das Gesicht des Alten. »Da muss ich Euch, so fürchte ich, enttäuschen. Diese Melodei ist schon lange nicht mehr auf den Saiten meiner Laute erklungen«, gab er ehrlich zu.

»Und das Beste ist: Ich habe gehört, dass sie wahr ist!«, warf ein Gardist ein.

»Da kann man nie völlig sicher sein«, berichtigte Tiro den Gardisten.

Darian, der ganz in Gedanken versunken war, hob bei diesen Worten ruckartig den Kopf. »Oh, in diesem Fall wurde bestimmt nur die lautere Wahrheit gesprochen, niemals hat man von Nebelstreif Lug oder Trug gehört!«, erklärte er mit Nachdruck.

Es dauerte an diesem Abend nicht mehr lange, bis sich die Runde auflöste und ein jeder sein Nachtlager aufsuchte, denn der anstrengende Marsch durch das Moor forderte seinen Tribut von ihnen allen.



Am nächsten Tag gestaltete sich das Vorankommen noch schwieriger. Einmal wären sie sogar beinahe vom Weg abgekommen, trotz der Ortskenntnis des Kutschers. Erst als das Pferd des vordersten Reiters mit einem schrillen, angsterfüllten Wiehern, das die unnatürliche Stille förmlich zerriss, mehrere Spannen tief im weichen Morast versank, bemerkten sie ihren Irrtum. Mit vereinten Kräften gelang es, das Tier zu retten, und nach gründlicher Suche fanden sie wenig später den Pfahl, dem sie hätten folgen sollen. Das Holz war völlig verfault und umgeknickt.

Emmerans Husten verschlimmerte sich zusehends und erschwerte es seinen Mitreisenden am Abend, Schlaf zu finden, obwohl sie alle todmüde waren.

In der Mitte der Nacht öffnete Miriam behutsam die Tür des Vierspanners und trat leise auf den kleinen Lagerplatz hinaus. Der Nebel war bis unter die Baumwipfel gesunken und das fahle Licht des Madamals tauchte die Lichtung in ein trübes Zwielflicht.

Einer der Gardisten saß zusammengesunken am niedergebrannten Feuer. Er war wohl auf seiner Wache vom Schlaf übermannt worden.

Die Kaufmannstochter atmete gierig die klare, wenn auch klamme Nachtluft ein. In der Kutsche war es zwar angenehm warm, aber sie war aufgewacht und hatte das Gefühl gehabt, ersticken zu müssen. Miriam zog

fröstelnd die Wolldecke enger um ihre Schultern. Die dumpfe Stille war wirklich unheimlich!

Sie wollte gerade wieder in die Sicherheit des Gefährts zurückkehren, als in der Ferne zwischen den abgestorbenen Bäumen ein kurzes Blitzen die Nebelschleier durchdrang. Die junge Frau kniff die Augen zusammen.

Da! Erneut dieses winzige, grellweiße Leuchten – sie hatte es sich also nicht nur eingebildet! Je länger sie in die Richtung des rätselhaften Blinkens sah, desto stärker wuchs in ihr die unbezwingbare Neugierde, nachzusehen, was das war.

Seltsamerweise fühlte Miriam keine Furcht, als sie erst langsam, dann mit immer schnelleren Schritten auf das Leuchten zulief.

Ihr Keuchen kam ihr in ihren eigenen Ohren unnatürlich laut vor, als ob sie all das hier nur träumen würde. Ja, es konnte nur so sein, dass sie in einem unwirklichen Traum gefangen war – nur dort lief und lief man, ohne seinem Ziel näher zu kommen! Und auch das, was ihr als Nächstes widerfuhr, konnte nur in einen Albtraum gehören: Urplötzlich gab der Boden unter Miriams Füßen nach. Sie spürte ihren Körper nicht mehr, auch nicht das kalte, brackige Wasser, in dem sie bis zur Gürtellinie versank. Sie hatte nur noch das Gefühl, in eine unvorstellbare Tiefe gezogen zu werden. Angst, aber in viel größerem Maße noch

eine stechende Traurigkeit schnürten ihr die Kehle zu. Es war zwecklos, dagegen anzukämpfen, sie hatte doch längst verloren!

Unaufhaltsam sank die junge Frau immer tiefer in den torfigen, flüssigen Morast, fest in dem Glauben, sie sei in einem bösen Traum gefangen. Erst der feste Griff der Hände, die sie packten, brachte sie wieder in die Wirklichkeit zurück.

»Miriam! Miriam, kommt zu Euch!«, hörte sie die kehlige Stimme des Kommandanten ihrer kleinen Leibgarde hinter sich.

Fuchsensbrunns Hände schienen ihr viel zu warm, doch in Wirklichkeit war sie ausgekühlt.

Während sich die Schleier der Taubheit, die von ihren Gedanken Besitz ergriffen hatten, langsam hoben, blieb das Gefühl der tristen, unendlichen Verlorenheit.

Tiro rief laut um Hilfe und hoffte, dass ihn jemand hören konnte. Der Gardist betete stumm zu den Göttern, dass die anderen nicht zu tief im Schlaf der Erschöpfung gefangen waren. Er wusste selbst nicht, was ihn plötzlich aufgeschreckt hatte. Es war aber gerade rechtzeitig gewesen, um noch den letzten Zipfel der Wolldecke, die mittlerweile verloren gegangen war, zwischen den Bäumen verschwinden zu sehen. Der junge Mann hatte sofort die Verfolgung aufgenommen. Die Zeit, noch jemanden zu wecken, war

ihm einfach nicht geblieben. Er rief nochmals so laut er konnte.

»Ich kann Euch halten, aber ich kann Euch nicht allein da herausziehen!«, keuchte er. Seine rotbraunen Haare waren nass von der Anstrengung und dem kalten Nebel.

Miriam zuckte resignierend mit den Schultern, die gerade noch aus dem dunkelbraunen Schlamm hervorragten. »Dann lasst mich los!«

Vielleicht war es wirklich besser, es endete hier und jetzt. Sie kannte Hanno Menzheimer von seinen Besuchen bei ihrem Vater. Der Gedanke, für immer an den bärtigen, schwarzhaarigen Händler gebunden zu sein, raubte ihr den Lebensmut. Sicher, der Tralopper war kein schlechter Mensch, sonst hätte Emmeran ihn nie als ihren Gemahl in Betracht gezogen, aber er war nicht der Mann, dem ihr Herz gehörte. Und sie konnte sich auch nicht vorstellen, dass sie ihn jemals lieben lernen würde.

Tiro schüttelte stumm den Kopf, biss die Zähne zusammen und packte noch fester zu.

Miriam jedoch hatte ihre Entscheidung getroffen. »Lasst mich los!«, bat sie. Als der Gardist nicht darauf reagierte, schrie sie es noch einmal und begann, gegen die Hände anzukämpfen, die sie hielten.

»Was ist denn los mit Euch? Ihr wollt doch wohl nicht wirklich sterben! Beruhigt Euch doch!« In der

Stimme des Gardisten schwangen unüberhörbar Verwirrung und Besorgnis mit.

Die langen, blonden Haare der Kaufmannstochter peitschten den Morast, als sie sich heftig hin und her zu werfen begann, um sich aus seinem Griff zu befreien. »Ihr sollt mich endlich loslassen«, schluchzte sie.

»Genau das werde ich nicht tun!«, stieß Tiro hervor. »Dazu bedeutet Ihr mir viel zu ...« Er brach beschämt ab.

Miriam stellte abrupt ihren Widerstand ein. Die Gedanken jagten ziellos durch ihren Kopf, und ihr Herz hämmerte wie das eines gehetzten Wildes. Plötzlich erschien ihr ihre Lage noch trostloser; eine Steigerung, die sie vor wenigen Lidschlägen für unmöglich gehalten hätte.

Seit ihrem zwölften Sommer, als der Vater – ständig von Handelsgeschäften in Anspruch genommen – ihr die Erlaubnis erteilt hatte, Donnerbach auf eigene Faust zu durchstreifen, und die kleine Gardetruppe zu ihrem Schutz angeheuert hatte, war Tiro immer da gewesen. Erst hatte sie ihn bewundert, dann war daraus kindliche Zuneigung geworden und, als die Zeit verging und sie älter wurde, das prickelnde Gefühl der ersten Liebe.

Wenn sie doch nur mit dem Gardisten fortlaufen könnte! Irgendwo, vielleicht im Lieblichen Feld, wür-

de sich schon ein Unterschlupf finden lassen, und irgendwie würden sie sicher die nötigen Dukaten zum Leben ... aber nein! Was würde sie ihrem Vater damit antun? Wer wusste schon, wie viel Zeit ihm Boron noch ließ, bis er ihn zu sich rief? Was für eine wahrhaft ausweglose Situation!

»Miriam, es tut mir Leid«, hörte sie Tiro leise sagen, der seine Fassung wieder gefunden hatte. »Bitte vergesst, was ich eben gesagt habe – es steht mir nicht zu ...«

Der Kommandant unterbrach sein Gedruckse, als er ein entferntes Knacken und Krachen hörte. »Endlich«, stieß er erleichtert hervor, »sie kommen! Haltet noch ein wenig durch, Ihr seid schon so gut wie sicher!«

Miriam's geflüstertes »Tiro, ich ...« ging in dem lauten Rufen des jungen Mannes unter, mit dem er die vier Gardisten und den Kutscher, der sie begleitete, zu ihnen dirigierte.

Kurze Zeit später zogen sechs Paar Hände die Kaufmannstochter auf festen Boden. Durchnässt und in der Kälte zitternd, lehnte sie sich an die Schulter des Kommandanten. Tiro legte seine Arme um sie und versuchte, sie so gut wie möglich zu wärmen, ohne sich darum zu kümmern, dass der Schlamm in ihren Gewändern und ihre Tränen jetzt auch seine Uniform durchweichten.

Nach einer Verschnaufpause hatte sich die junge Frau etwas erholt, und die kleine Gruppe machte sich auf den Rückweg zum Lagerplatz, wo sie bereits von einem vor Sorge halb verrückten Emmeran erwartet wurden. Kaum aber waren sie hinter den dürren Bäumen verschwunden, als sich aus dem Gebüsch keine zehn Schritt weit von dem Moorloch entfernt ein weiterer Schatten löste, ein kleiner Mann, im grünen Lodenmantel fast unsichtbar in der Schwärze der Nacht.

Darian Drauhager lächelte still vor sich hin, während er einige trockene Blätter von den Knien streifte. »Sieh mal einer an, soso«, murmelte der weißhaarige Barde und huschte dann ebenfalls in Richtung des Lagers davon, allerdings weitaus leiser als die Gruppe vor ihm.

Die restliche Reise verlief, verglichen mit den Vorkommnissen dieser Nacht, beinahe ereignislos.

Emmeran brauchte einige Tage, um sich von dem Schrecken zu erholen, dass er um ein Haar seine Tochter verloren hatte. Der Husten setzte ihm arg zu, aber die verbissene Entschlossenheit, die ihn über die Jahre zu einem erfolgreichen Händler gemacht hatte, ließ ihn auch jetzt nicht im Stich.

Tiro ging Miriam, soweit möglich, aus dem Weg. Auch sie wirkte sehr mit sich beschäftigt. Sein Miss-

trauen Darian gegenüber wollte nicht weichen, obwohl dieser so unschuldig neben dem Kutscher saß, als könnte er kein Wässerchen trüben. Der nagende Zweifel, dass irgendetwas faul war an dem fahrenden Sänger, war das Einzige, was den Kommandanten von den besorgten Gedanken über seinen Ausrutscher ablenkte.

Am Vormittag des neunten Tages endlich lichteten sich die tristen Nebelschwaden, und die Straße wurde stetig besser. Sie alle genossen die goldenen, warmen Strahlen des Praioslichts an diesem schönen Traviatag.

Später überquerten sie in der hereinbrechenden Dämmerung den Finsterbach und zogen vorbei an den Überresten von Olats Wall, einstmals ein hoher, mit angespitzten Pfählen versehener Damm, nunmehr lediglich eine Erhebung im flachen Land. Von ihrem Rastplatz aus konnten sie die nachtschwarze Silhouette von Olats Feste sehen, aber nicht einmal die finsternen Gerüchte, die sich um dieses Wegmal rankten, konnten der Hochstimmung etwas anhaben, die jetzt, so kurz vor dem Ziel ihrer Reise, von ihnen allen Besitz ergriff. Selbst Tiro brummte mit seiner tiefen Stimme leise das fröhliche Lied mit, das Darian während des letzten Abendlagers anstimmte.

Später, als alle sich zur Ruhe begeben hatten, öffnete Miriam behutsam die Tür der Kutsche. Trotz ihrer



Vorsicht konnte sie ein leises Quietschen nicht verhindern. Tiro, der die Wache hatte, fuhr herum. Die Kaufmannstochter legte einen Finger an die Lippen und sah sich erst um, ob auch wirklich alle schliefen, bevor sie auf ihn zuhuschte, fest in eine Wolldecke gewickelt.

»Auf ein Wort, Kommandant Fuchsenbrunn!«, flüsterte sie.

Der braunhaarige Mann hatte sich von seinem Platz am Feuer erhoben und sah sie verwundert an. Was hatte das zu bedeuten?

Miriam stockte und starrte etwas verlegen auf ihre Füße, die von weichen Fellstiefeletten angenehm gewärmt wurden. Tiro wartete geduldig darauf, dass sie weitersprach. Schließlich hob sie ruckartig den Kopf. Ihr Blick ging an ihm vorbei und verlor sich in der Ferne.

»Ich wollte mich noch bei Euch bedanken, dass Ihr mich nicht losgelassen habt in jener Nacht.« Die blonde Kaufmannstochter unterdrückte ein Schaudern.

Daran wollte sich der Gardist lieber nicht erinnern. Er konnte nur hoffen, dass sie in der Aufregung nicht richtig mitbekommen hatte, was er gesagt hatte.

»Das ist vermutlich die letzte Gelegenheit, um mit Euch allein zu sprechen, und ... und da gibt es noch etwas, was ich Euch sagen wollte«, fuhr sie stotternd fort. »Mein Vater weiß es nicht, aber ich würde lieber

nicht den Bund mit Hanno Menzheim schließen. Wenn ich wählen könnte ... ich würde ... Tiro, was hättet Ihr gesagt, wenn ich Euch gebeten hätte ... mit mir ... Ich wünschte, *wir* könnten gemeinsam vor die Traviageweihete treten!«, sagte sie leise.

Der Kommandant schloss kurz die Augen. Das kann nicht wahr sein! Das darf nicht wahr sein!, dachte er ohnmächtig. »Miriam, vielleicht ist es falsch, was ich jetzt sage«, antwortete er schließlich, »denn Euer Vater ist mein Lohnherr und ich bin ihm verpflichtet. Vielleicht breche ich das Vertrauen, das er in mich setzt, und dann mag er mich mit Recht einen treulosen Lumpen nennen, wenn er jemals davon erfährt ... Aber ich kann Euch nicht anlügen und Euch jetzt erwidern, ich fühlte nicht genau wie Ihr!« Tiro nahm ihre schmalen Hände fest in seine. »Bitte verzeiht mir, ich hätte das nicht sagen dürfen. Ich sehe, dass es Euch schmerzt.«

Sie schüttelte den Kopf. »Nur in diesem Augenblick, denn ich denke daran, was hätte sein können.«

»Aber Euer Vater möchte, dass Ihr Euch mit Menzheim verbindet. Sicherlich eine gute Wahl, denn der kann besser für Euch sorgen als ein einfacher Mietling. Wie man hört, ist er beinahe so wohlhabend wie Gorge Kolenbrander!«

»Ich liebe ihn aber nicht!«, beschwerte sich Miriam trotzig.

Der Gardist sah sie mitfühlend an. »Ich wünschte, es gäbe etwas, das wir tun könnten.«

Die junge Frau seufzte leise. »Ich hoffe, Mütterchen Travia hätte ein Einsehen. Sie kann das alles doch nicht gutheißen!«

»Vielleicht. Doch manchmal sind wir nur kleine Murmeln im großen Spiel der Götter.«

Um die Mittagsstunde des nächsten Tages, des neunten im Monde Travia, war es dann endlich so weit. In der Ferne tauchten die ersten Schiefer- und Strohdächer Trallops auf. Wenig später passierten sie das kleine Dorf Fischersweiler. Die Straße machte einen weiten Bogen, dem Verlauf des Neunaugensee-Ufers folgend, den man häufig auch Pandlarin-See nennt. Die Stadt Trallop selbst ist auf mehreren Inseln gelegen, welche die Mündung des Flusses Pandlaril säumen.

Über eine kleine Brücke gelangte die Gruppe schließlich am Ordenshaus der Badilikaner vorbei nach Neutrallop hinein. Das Haus Hanno Menzheimers lag in der Gasse der Kaufleute, nah am Ufer des Neunaugensees, sodass sie die ganze Stadt durchqueren mussten. Miriam bestaunte vor allem die Bärenburg derer von Weiden. Aber auch das Haus des Händlers beeindruckte sie, obschon es natürlich erheblich kleiner und bescheidener war – ein

breiter, dreistöckiger Steinbau mit fröhlichen, grünrot gestrichenen Fensterläden und einem dichten Strohdach.

Der Hausherr begrüßte sie überschwänglich, sichtlich erfreut, dass sein alter Freund und Handelspartner die schwere Reise den Umständen entsprechend gut überstanden hatte. Zur gleichen Zeit jedoch nahmen seine dunklen Augen bei jedem Hustenanfall des Greises einen besorgten Ausdruck an und er wollte sofort nach einem Heilkundigen schicken. Emmeran jedoch winkte unwillig ab. Einen Klausenbach brachte nichts so leicht um! Eine gute Tasse Kräutertee, und es würde ihm schon wieder etwas besser gehen ... ein tüchtiger Schuss Schnappes hinein könne dem Heilungsprozess sicher auch nicht schaden!

Für den Abend des nächsten Tages war ein Ball anberaumt, um den teilweise von weither angereisten Freunden und Verwandten Hannos dessen zukünftige Angetraute vorzustellen. Bereits am frühen Morgen summt und brummt das Haus des Handels Herrn wie ein übergroßer Immenstock. Dienstpersonal schwirrt eifrig hin und her, und aus der Küche zog ein appetitanregender Duft durchs Haus, als man mit der Vorbereitung des Mahles begann. Der Festsaal im Erdgeschoss wurde auf Hochglanz geputzt

und liebevoll geschmückt. Die Prunkgewänder der Gäste mussten geglättet werden.

Auch Darian förderte einen Satz bunter Gewänder aus seinem Bündel zu Tage und übergab sie dem Dienstpersonal, bevor er sich auf den Weg in die Stadt machte, um noch einige Utensilien zu besorgen, die seinen Auftritt unvergesslich machen würden, wie er einer Magd mit einem charmanten Augenzwinkern verriet.

Emmeran bat Tiro, einen kleinen Prunkschild als Zeichen des Traviabundes von einem ortsansässigen Juwelier abzuholen, bei dem er ihn in Auftrag gegeben hatte.

Der Kommandant machte sich nur allzu gern auf den Besorgungsgang. Auf dem Rückweg kam er an einem kleinen Kräuterlädchen vorbei, aus dessen niedriger Holztür niemand anderes heraustrat als der kleine Barde.

»Darian Drauhager!«, rief Fuchsbrunn laut, um die Geräusche der Straße zu übertönen. Der jedoch schien ihn nicht gehört zu haben und war nur einen Lidschlag später zwischen den Leuten verschwunden, die sich durch die enge Gasse drängten.

Je näher der Abend heranrückte, desto tiefer sank Tiros Stimmung. Schließlich musste er sich in seine Galauniform zwängen. Er strich sich noch eine vorwit-

zige, rotbraune Strähne aus der Stirn und wartete dann vor der Tür des Ballsaals, bis die Klausenbachs eintrafen.

Das Raunen, das bei ihrem Eintreten durch die Reihen der Gäste lief, bezog sich allerdings wohl eher auf Miriams Prachtgewand denn auf Tiros Uniform.

Im Weidener Land versteht man sich auf das Feiern von Festen, heißt es, und an diesem Abend sollten auch jene feststellen, die aus weit entfernten Städten wie Gareth und Perricum angereist waren, dass diese Behauptung nicht nur ein Gerücht war. Lediglich eine kleine Gruppe aus Ferdok gab sich alle Mühe, unbeeindruckt zu wirken.

Später zog Darian die Aufmerksamkeit aller Feiernenden auf sich, als er zwischen seinen musikalischen Beiträgen einige Gaukeleien vorführte und zu guter Letzt sogar der völlig überraschten Miriam einen großen Strauß Blumen in allen möglichen Farben überreichte.

»Danke«, staunte die junge Frau und knickte artig.

»Erst wenn Ihr sie mit dem kühlenden Nass benetzt, wird sich ihr wahrer Glanz enthüllen«, riet der grauhaarige Barde, dessen Gesicht sich gerötet hatte.

Die Kaufmannstochter steckte den Strauß in eine eilends herbeigeholte Vase. Es dauerte einige Lidschläge, dann verfärbten sich die Blumen gold und silbern und begannen, hunderte und aberhunderte winziger farbiger Sternchen zu versprühen.

»Ooooh«, ging ein Raunen durch den ganzen Saal.

»Dank sei Alvine Zausenhags Kräuterstüblein auf ewig«, murmelte Darian leise zu sich selbst, bevor er sein Kostüm glattstrich und wieder auf die kleine Bühne stieg, die an der Stirnseite des Saals errichtet worden war. Darauf saß ein halbes Dutzend Musikanten, die ihn ein wenig eifersüchtig beäugten, da er ihnen den Auftritt stahl.

»Nun will ich meine bescheid'ne Darbietung beenden«, wandte sich der kleine Mann dessen ungeachtet wieder an die staunenden Gäste, »mit einer leichten Melodei, die wohl noch keine Worte kennt – ganz gleich dem Bräutigam, der noch nicht in Zweisamkeit. Derweil, sobald die Vermählung vollzogen, auch dieses Liedchen seinen angetrauten Text haben wird. Dies sei meine Gabe an die Liebenden!«

Donnernder Applaus setzte ein, als die Anwesenden begriffen hatten, dass der Barde vorhatte, ein Lied auf die Schließung des Traviabundes zu dichten. Auch fand die fröhliche, frische Melodie, die seine knotigen Finger den Saiten entlockten, allgemeinen Beifall.

»Wohlan, das Parkett nun Euer sei, lasst hören Flöte, Laute und Schalmei!«, verabschiedete sich Darian mit einer angedeuteten Verbeugung vor den Musikern und mischte sich unter die Gäste.

Die Feier dauerte bis in die Nacht hinein, Wein und

Bier flossen in Strömen. Selbst Emmeran, der anfänglich noch gemahnt hatte, man müsse am nächsten Tag früh aus den Federn, da man im Tempel mit der Traviageweihten verabredet sei, um noch einmal alles Wichtige durchzugehen, bekam langsam ein wenig Farbe im Gesicht.

»Tiro, treuer Mann, heut sollt auch Ihr nicht darben – hier, trinkt mit!« Er reichte dem Gardisten einen gefüllten Kelch.

Dieser kam der Aufforderung erst zögerlich, dann jedoch immer bereitwilliger nach, während das Getränk seine Stimmung langsam aufhellte.

Als das Madamal seinen nächtlichen Weg beendete, sanken schließlich auch die letzten Gäste – natürlich die Ferdoker Gruppe – unter der Tafel zusammen und das fröhliche Gegröle, das bis zum Ende den Saal erfüllt hatte, verstummte.

Tiro schlug die Augen auf und stöhnte leise, als das grelle Licht ihn blendete. Er schloss die Lider wieder und drehte sich auf den Rücken, bevor er den Versuch machte, sich aufzurichten. Einige Anläufe später gelang es ihm schließlich, und ein gutes Dutzend Lidschläge später schaffte der Gardist es auch, seine verquollenen Augen einen Spalt weit zu öffnen.

Der Saal sah aus, als hätte hier eine erbitterte Schlacht getobt. Zwischen den Scherben des zerbro-



chenen Geschirrs, das überall herumlag, regten sich nun langsam auch die anderen Gäste. Ein Blick zu den hohen Butzenglasscheiben zeigte ihm, dass es wohl schon um die Mittagsstunde herum sein musste. Etwas nagte an ihm. Meister Klausenbach hatte doch gesagt, dass heute etwas Wichtiges auf dem Plan stünde – verdammt, ja, sie hatten eine Verabredung im Traviatempel!

Tiro war es am gestrigen Abend allem Anschein nach nicht ganz gelungen, seinen Kummer zu ertränken, denn dieser war bereits in voller Frische wieder da. Er sah zu Miriam hinüber, die am Fuß des Podests zusammengerollt selig schlummerte. Und wenn er sich jetzt einfach hinlegte und weiterschlieft? Nein, das würde die Bundschließung morgen auch nicht aufhalten! Er schluckte schwer und machte sich auf die Suche nach seinem Lohnherrn und Hanno Menzheimer.

»Da sollen mich doch die Zwölfe!« Hanno raufte sich verzweifelt die dichten schwarzen Haare. »Ich hätte schon kurz nach Tagesanbruch zu einer wichtigen Besprechung mit dem Vogt von Binsböckel in der Kanzlei sein sollen! Was machen wir jetzt nur?«

Emmeran legte seinem Freund beruhigend eine Hand auf die Schulter. »Gemach, Gemach, Hanno – das wird sich schon richten lassen! So gern ich dich

dabei gehabt hätte, es ist doch heute nur die Probe und nicht die eigentliche Zeremonie. Was ich dir vorzuschlagen habe, ist Folgendes: Du gehst jetzt hinüber zur Kanzlei und nimmst an dieser Besprechung teil. Das lässt sich bestimmt arrangieren – ich weiß ja, wie so was läuft, habe ich mich doch jahrelang mit genau den gleichen Dingen herumschlagen müssen!«

Der Tralloper Kaufmann wirkte sichtlich erleichtert. »Aber was wird dann aus unserer Verabredung im Traviatempel?«, wandte er ein.

Emmeran war um eine Antwort nicht verlegen. »Es geht wohl eher darum, dass Miriam weiß, was morgen auf sie zukommen wird und was sie zu tun hat. Der Kommandant ihrer Leibwache, ein tadelloser Mann, kann sich an deiner Statt dort hinstellen, wo du morgen stehen wirst.«

»Emmeran, ich danke dir, mein Freund, für dein Verständnis und deine Großzügigkeit. Nun muss ich mich aber sputen!«, verabschiedete sich Hanno und eilte mit fliegenden Gewändern aus dem Zimmer.

Wenig später brach eine verhältnismäßig kleine Gruppe zum Traviatempel auf. Die meisten Gäste fühlten sich noch etwas unpässlich, und auch unter denen, die frisch genug waren, die junge Braut zu begleiten, herrschte eine eher verhaltene Stimmung.

Lediglich Darian war guter Laune. Der Alte wirkte

beinahe aufgekratzt, und es fehlte nicht viel, dass er neben den Kutschen über die Straße getanzt wäre.

»Derwohl ich doch ein fahrender Sänger bin, meine Augen einen solch feierlichen Anlass nicht allen Tag aus nächster Nähe erblicken!«, teilte er Tiro fröhlich mit, dessen Begeisterung sich allerdings in Grenzen hielt.

Er hätte seinem Lohnherrn kaum eine gute Erklärung für eine Absage liefern können, also hatte er wohl oder übel zustimmen müssen, Hannos Part zu übernehmen. Gleichzeitig graute es ihm bereits vor der bevorstehenden »Generalprobe«. Es war die reinste Folter – so dicht an seinem sehnlichsten Wunsch und doch ohne Hoffnung auf Erfüllung desselben! Ob Miriam wohl genauso fühlte wie er? Ein Seitenblick zeigte, dass in der Tat auch die blonde Kaufmannstochter sehr bedrückt aussah.

Hochwürden Elenwidda Garbenstein begrüßte sie freundlich an der Eingangstür des rötlich gestrichenen, einstöckigen Steinhauses. Lediglich Tiro warf sie einen missbilligenden Blick zu, denn er war als Einziger statt in angemessenem Grün in seinem rot-blau gemusterten Wams erschienen. Miriam trug bereits das für den morgigen Tag maßgeschneiderte, mit Goldfäden durchwirkte Kleid.

»Wir wollen gleich beginnen, Ihr seid spät dran«, bemerkte die Geweihte.

Emmeran setzte zu einer Erklärung an, aber sie unterbrach ihn, wenn auch mit einem freundlichen Lächeln: »Folgt mir bitte direkt in den Altarraum.«

Wenig später waren alle in der Halle versammelt und das Stimmengemurmel verstummte.

Die Traviageweihte sah Emmeran an. »Die beiden, welche heute Mutter Travia anrufen, Zeuge des Bundes zwischen ihnen zu sein, mögen nun vortreten.«

Der Kaufmann nickte Miriam und Tiro aufmunternd zu. Gemeinsam machten die beiden einen Schritt nach vorn. Dem Gardisten entging der nunmehr erboste Blick nicht, den Hochwürden Garbenstein ihm zuwarf.

Bei meiner Aufmachung muss sie wirklich denken, ich wäre im Rondratempel besser aufgehoben, dachte er stumm und bat sie mit einem Blick um Vergebung.

Die Geweihte räusperte sich. »Hanno Menzheim, Ihr tretet heute vor ...«

»Entschuldigt, wenn ich Euch unterbreche ... aber mein Name ist Tiro Fuchsbrunn, nicht Hanno Menzheim«, verbesserte der Gardist und fühlte, wie seine Ohren rot anliefen.

»Die Bundzeremonie sollte doch zwischen Hanno Menzheim und Miriam Klausenbach stattfinden?«

»Ja, aber heute stehe ich hier«, sagte Tiro kurz. Musste diese Frau denn auch noch Salz in die Wunde reiben? Der braunhaarige Gardist seufzte leise.

Etwas indigniert setzte die Traviageweihte ein zweites Mal an. »Tiro Fuchsenbrunn, Ihr tretet heute vor die Göttin und mich, um mit der anwesenden ...«, mit einem strengen Blick vergewisserte sie sich, dass dies auch wirklich stimmte, »Miriam Klausenbach den heiligen Traviabund zu schließen.«

Emmeran war ein wenig verwirrt. Er hätte erwartet, dass sie zunächst Anweisungen geben würde, wie die Zeremonie morgen ablaufen solle. Nun, Hanno hatte alles mit ihr besprochen und sie würde es schon richtig machen.

Hochwürden Garbenstein sprach ein kurzes Gebet, in dem sie die Göttin anrief, ihre Augen wohlgefällig auf das junge Paar zu richten und Zeugin des Bundes zu werden, den die beiden miteinander schließen wollten.

»Miriam, habt Ihr ein Zeichen der Liebe, das Ihr Tiro geben wollt?«

Die blonde Frau nickte. Sie wusste nicht, ob sie eine bestimmte Formel dabei sprechen sollte, und sah die Geweihte fragend an. Diese nickte ihr freundlich zu.

»Mutter Travia, sieh dieses Zeichen: der Schild, der alles Unheil von diesem Paar abhalten soll!«

Miriam reichte Tiro den kleinen Zierschild, den dieser für Klausenbach hatte besorgen sollen.

»Und Ihr, Tiro, habt Ihr etwas für Miriam?«

»Einen Augenblick bitte!« Emmeran reichte Tiro

einen in schützendes Pergament eingewickelten Gegenstand. »Das sollte aber eigentlich erst ...«

»Mutter Travia, sieh dieses Zeichen, ein Abbild deines liebsten Geschöpfes, auf dass die Liebe immer in diesem Bund bleibe!«, fuhr Garbenstein unberührt von der Unterbrechung fort. »Sind die Mütter dieser jungen Leute anwesend?«

»Ich habe keine Mutter mehr«, antworteten beide.

Die Geweihte seufzte innerlich. Es schien heute beinahe unmöglich, sich an die genau niedergeschriebene Zeremonie zu halten. In diesem Fall hatte sie an der Mütter statt zu handeln. Sie strich also Tiro und Miriam, wie es die Überlieferung wollte, mit einem Weidenstock über den Rücken und sprach dabei die zugehörige Formel.

»Sehet, der letzte Schlag gemahne Euch an die Obhut Eurer Mütter, unter deren Schutz und Ordnung Ihr gelebet, doch bedenket, dass Ihr dieser nicht entflohen, als nur mehr in Eure eigene gegangen seid.«

Sie reichte den Stock weiter an Emmeran, welcher ihn an Tiro weiterreichte, denn nun wurde von dem jungen Paar erwartet, ein Opfer im heiligen Traviafeuer zu verbrennen, welches auf dem Altar hell flackernd brannte.

»Sprecht Eure Gebete«, forderte Garbenstein die beiden auf.

Tiro stellte sich vor den Altar und sah der Statue

hinter den tanzenden Flammen fest in die steinernen Augen. Bitte, Mütterchen Travia, lass mich, nicht länger so leiden!, flehte er stumm. Mach dem Spiel ein Ende, denn so sehr ich wünschte, es wäre keins, so ist es vermessen, um ein solches Wunder zu bitten!

Auch Miriams Lippen bewegten sich, aber nicht einmal der Gardist, der direkt neben ihr stand, konnte die Worte verstehen, die sie formten.

»Der Vater des Gemahls möge vortreten«, bat die Geweihte.

»Mein Freund hat keinen Vater mehr«, sagte Emmeran, denn Hannos Vater war vor wenigen Götterläufen an einem bösen Fieber gestorben.

»Dann ist es an Euch«, antwortete Garbenstein und reichte ihm einen reich verzierten Hirschfänger. »Ihr wisst noch, was Ihr sagen sollt?«

»Ich erinnere mich an die Worte, als wären seit meiner eigenen Vermählung erst wenige Tage verstrichen.« Der Kaufmann berührte Miriam leicht mit der Spitze der Waffe, dort, wo ihr Herz lag. »Liebet einander aufrichtig und zum Wohlgefallen Travias«, nun richtete er den Hirschfänger gegen Tiros Brust, »und erteilt allen euren Feinden eine tapfere Lehre!« Der Greis sprach schnell und hastig, denn er fühlte, wie sich seine Lunge in Erwartung eines weiteren Hustenanfalls zusammenzog.

»So möge Euch die Göttin immer ihre Gunst ge-

währen«, schloss Hochwürden Garbenstein feierlich. »Tiro Fuchsbrunn, Miriam Klausenbach, besiegelt diesen Bund, indem Ihr Euch gegenseitig den vierten Finger über dem Feuer ritzt!«

Ein aufgebrachtes Raunen lief durch die Reihen der Gesellschaft. Tiro schüttelte unwillkürlich den Kopf. Das konnte man nun wirklich nicht auch noch von ihm verlangen! Es ging einfach zu weit! Der Gardist warf Emmeran einen flehenden Blick zu, doch endlich einzuschreiten.

Der greise Kaufmann holte tief Luft, um zu einem Einwand anzusetzen, wurde aber just in diesem Augenblick von einem besonders bösen Anfall gepackt.

»Was ist denn, traut Ihr Euch nicht?« Die Traviageweihte lächelte, ihre Stimme aber machte deutlich, dass sie eine weitere Abweichung von dem Zeremoniell nicht dulden würde.

Tiro hob hilflos die Schultern und sah Miriam an. Sie streckte ihm zaghaft die Hand entgegen, einen fragenden Blick in den Augen. Seine Gedanken überschlugen sich. Das alles konnte keine Probe sein, wurde ihm spätestens jetzt klar. Irgendetwas war schief gelaufen. Er musste Einspruch erheben! Doch seine Kehle war wie zugeschnürt, seine Stimme versagte ihm den Dienst. Wie von selbst griff seine Hand nach der Miriams. Das kurze Stechen an seinem Traviafinger spürte er kaum. Nur ein Ritzer!, wisperte



eine innere Stimme. Tu es, und die Zeremonie ist beendet! – Du erbärmlicher, ehrloser Feigling! Mach den Mund auf und sag ihnen, dass das alles ein Missverständnis ist!, verlangte eine zweite Stimme. Der Gardist zögerte, die Nadel in der Schwebel über Miriams Finger.

»Haltet ein!« Mit einem lauten Krachen schlug die Holztür des Tempels gegen die mit grünen, bestickten Teppichen behangene Steinwand. Tiro zuckte erschrocken zusammen und – vielleicht geschah es gar nicht so zufällig, wie er glaubte – die Nadel in seiner Hand ritzte den Finger der jungen Frau.

Hanno Menzheim stürzte, aufgeregt mit den Händen fuchtelnd, in den Altarraum. Unruhe breitete sich unter den Anwesenden aus. Hochwürden Garbenstein bemühte sich, nun ernsthaft verärgert, die Ordnung wieder herzustellen.

»Wer seid Ihr, dass Ihr es wagt, eine heilige Handlung unter Mutter Travias Augen zu unterbrechen?«, fragte sie barsch.

Hanno rang nach Atem und wischte sich mit einem Tüchlein über das hochrote Gesicht. Anscheinend war er die ganze Strecke von der Kanzlei bis zum Tempel gerannt. »Ich bin Hanno Menzheim – der rechtmäßige Gemahl dieser jungen Dame hier! Dieser Soldat hier sollte mich nur bei der Probe vertreten, die jetzt doch nicht heute ist, sondern gestern gewe-

sen wäre. Denn anders, als wir dachten, ist heute Morgen! Irgendwie haben wir einen Tag verloren!«

In dem jetzt ausbrechenden Tumult bemerkte niemand, wie sich der grauhaarige Barde auf leisen Sohlen davonstahl. Als er beim Herausschleichen die Traviageweihte entschieden feststellen hörte: »Die Verbindung ist nun aber schon vollzogen und kein Sterblicher kann den Bund lösen!«, grinste er still in sich hinein und flüsterte unhörbar: »Alvine Zausenhags Kräuterstüblein wahrhaft auf ewig sei gepriesen!«

Hanno und Emmeran begannen, gleichzeitig auf Garbenstein einzureden. Tiro stand währenddessen wie vom Blitz getroffen da, unfähig, sich zu rühren. Schließlich spürte er, dass Miriam ihn anstarrte. Er sah sie an, immer noch sprachlos.

»Heißt das, wir ...«, begann die junge Frau. Langsam breitete sich Verstehen auf ihren Zügen aus.

»Ja ... und keiner kann uns jetzt noch trennen!«, vollendete der Gardist den Satz und lachte plötzlich befreit auf. Wie gut, dass er der Aufforderung Klauenbachs nachgekommen war!

Miriam kicherte übermütig. »Das ist ... das ist ja wie ein Wunder Travias!«, brachte sie stammelnd hervor und fiel dann Tiro ohne jede Vorwarnung um den Hals.

»Miriam? Fuchsbrunn! Was geht hier vor?«, ver-

langte Emmeran zu wissen, als er seine Tochter einen innigen Kuss mit dem Gardisten teilen sah.

»Ich liebe ihn, Herr Vater«, stellte diese schlicht fest.

»Und ich sie«, fügte Tiro hinzu.

Spätestens jetzt war die Verwirrung vollkommen, und der Aufruhr unter den Gästen erreichte einen neuen Höhepunkt. Hanno hingegen hatte es die Sprache verschlagen.

»Ich kann nicht trennen, was Travia vereint hat«, sagte die Geweihte und fügte schmunzelnd hinzu: »Und wie mir scheint, war die Göttin hier wieder einmal weiser als wir Sterblichen!«

»Aber warum hast du mir das denn nicht gesagt?«, fragte der Kaufmann seine Tochter verwirrt.

»Ihr wolltet so sehr, dass ich mich mit Hanno verbinde. Ihr sagtet, es sei das Beste für mich, und Ihr wolltet mir ja nur Gutes, sodass ich dachte, es wäre schon besser so! Ach Väterchen, ich wollte Euch doch nicht unglücklich machen!«

Der Greis runzelte die Stirn und legte Miriam seine faltigen Hände auf die Schultern. »Ja, ich wollte doch, dass du sicher aufgehoben bist, wenn ich ... wenn ich einmal nicht mehr da bin. Aber – verzeih mir bitte, Hanno«, fügte er mit einem entschuldigenden Seitenblick hinzu, »wenn ich gewusst hätte, dass sich dein Herz längst entschieden hat!«

Der Tralloper Kaufmann löste sich jetzt auch aus seiner Erstarrung. »Nun, die Verbindung ist gültig vor Travia, da ist nicht dran zu rütteln. Und vielleicht ist es auch wirklich besser so«, gab er schließlich zu. Er wirkte zwar enttäuscht, doch gleichzeitig gefasst. »Dieser verlorene Tag will mir nicht aus dem Sinn – was, wenn es nun doch Travias Wirken war?«

»Du bist nicht gekränkt?«, versicherte sich Emmeran.

Hanno schüttelte langsam den Kopf. »Nein. Ich bin traurig, denn ich werde den freundlichen Glanz vermissen, den Miriam in mein Haus gebracht hat, doch gerade weil ich sie sehr schätze, sollte mir auch ihr Glück am Herzen liegen.«

Die kleine Gesellschaft machte sich auf den Rückweg, zur nicht unmerklichen Erleichterung Hochwürden Garbensteins. Tiro und Miriam waren so mit ihrem jungen Glück beschäftigt, dass sie kaum mitbekamen, wie die Kutschen vor Hannos Haus hielten und alle ausstiegen.

Eine Überraschung in Form eines an die grün gestrichene, doppelflügelige Eingangstür gehefteten Pergaments wartete schon auf sie. Hanno, der seinen Freund Emmeran stützte, nahm es ab und begann stumm zu lesen. Zunächst nahm sein Gesicht einen wenig geistreichen Ausdruck an, dann aber musste er

unwillkürlich grinsen und brach schließlich in schallendes Gelächter aus, welches nun bei den Gästen erneut für Verwirrung sorgte.

»Da hat sich Mütterlein Travia aber einen feinen Helfer ausgesucht, will mir scheinen!«, kommentierte er trocken und japste nach Atem. »Nun, wenigstens hat er sein Versprechen gehalten! – ›Die Ballade von der schönen Kaufmannstochter, dem stattlichen Gardisten und einem Traviabund mit Hindernissen««, las er laut vor, »›gesungen nach einer Melodei von Darian Drauhager.««

Dies reichte aus, um sogar die Aufmerksamkeit des frisch gebackenen Paares auf sich zu ziehen. Der Traloper Kaufmann fuhr fort, und Tiro schüttelte ungläubig den Kopf. Der Barde beschrieb in humorvollen Worten, wie Tiro Miriam unabsichtlich seine Liebe gestanden hatte, und ließ auch ihr späteres, unbeobachtet geglaubtes Treffen nicht aus.

»›... ein Kräutlein sie die Zeit vergessen machte‹ – da hat der alte Fuchs uns wohl was in den Wein gemischt, was für ein Phexenstreich! Na warte, Sängerbursche, wenn ich dich je wieder sehe«, drohte Hanno.

In frischerer Tinte folgte die Beschreibung der Zeremonie im Traviatempel und schließlich die letzte Strophe.

»Auch wenn's einmal ganz anders scheint, wahre  
Liebe sich immer findet  
Und trenne nie, armsel'ger Mensch, was Mütter-  
chen Travia verbindet.

Gez. Darian Drauhager,

dem ein oder anderen dieser verehrten Gesellschaft  
vielleicht besser bekannt als

Darnien ≙ Nebelstreif«



## **Fließendes Wasser**

»Gut«, sagte Melek ben Rafid gerade und stand auf. »Dann sind wir uns ja einig.« Er sowie Zardos blickten kurz zur sich öffnenden Tür, durch die Sivitri hereinkam. Zardos bemerkte, dass sie Meleks Blick eine Weile auf sich zog. Wie erwartet war sie eine Schönheit zu nennen, ein 16 Jahre zählendes Mädchen mit langen, pechschwarzen Haaren und ebensolchen Augen, mit der bei Tulamidenmännern so geschätzten hellen Haut und von schlanker, doch eindeutig weiblicher Statur. Diese wurde noch durch die kurze, den Bauch freilassende Weste hervorgehoben, welche vorne offen stand und so die Ansätze wohl geformter Brüste entblößte. Zardos hatte die Ablenkung, die ihr Anblick für die meisten seiner Gesprächspartner darstellte, zu schätzen gelernt. Sie nahm nun die Demutshaltung ein, die ihr als Sklavin gebührte: kniend, Hände in den Schoß gelegt und die Augen zu Boden gerichtet.

Zardos räusperte sich und bemerkte zufrieden, wie erst dies den Sklavenhändler in die Wirklichkeit zu-

rückbrachte. Wie leicht dieser nur von seinen Trieben gesteuerte Narr doch zu manipulieren war! Nun stand er auf und deutete eine Verbeugung an. »In neun Tagen also. Ich kann es kaum erwarten ...«, sagte er und blickte dabei gierig zu der wartenden Sklavin, die daraufhin kaum merklich und wahrscheinlich nur für Zardos wahrnehmbar, zu zittern begann. Es gab vieles, das diese armselige Kreatur erschreckte, dafür hatte Zardos gesorgt; noch dazu war Meleken Rafid überall bekannt für seine negativen Eigenschaften. Und wie viel Grund zur Furcht sie wirklich hatte, ahnte sie noch nicht einmal ...

»Möge die Erdmutter Euch schützen«, verabschiedete ihn Zardos gleichmütig, worauf Melek mit seinem Wüstengötzen grüßte und ging. Der Druide lächelte geringschätzig und wandte sich der wartenden Sklavin zu. Neun Jahre der Lehre würden sich nun bezahlt machen, es war Zeit, dass sie in seinem Sinne tätig wurde; die Königin in seinem Schachspiel. Wahrhaftig ein Glücksfall, der ihn sie genau in dem Augenblick hatte entdecken lassen, in dem die Kraft in ihr hervorgebrochen war. Seitdem hatte er ihr die Geheimnisse Sumus und der Elemente gelehrt. Etwas verdrossen hatte es ihn, als sie das Wasser als ihr Element erwählt hatte und nicht den Fels, wie er. Er hätte sie natürlich zwingen können – aber das hätte nicht viel genutzt, es wäre sogar dumm gewesen. Sie



musste eine natürliche Affinität zu ihrem Element besitzen, um effizient zu sein, und die hatte sie nun einmal zum Wasser. Wie passend, dachte er verächtlich, als er die geduldig dort Knieende musterte. Zardos war kein Narr; er wusste, das Wasser konnte auf seine Weise genauso stark sein wie der unverrückbare Fels. Aber Sivitri verkörperte jene Eigenschaften der Wellen, die ihn anwiderten, weich und nachgiebig wie sie war. Nun, für ihn war ihre Formbarkeit umso besser gewesen, er hatte kaum Druck ausüben müssen, bis sie sich unterworfen hatte, ohne dass er ihren Willen ganz hatte brechen müssen ... denn einen Funken davon musste sie behalten, sollte sie perfekt für ihn funktionieren. Es war eine Gratwanderung gewesen, ihr nicht zu viel ihres Selbstbewusstseins zu lassen, sondern es auf ein schwaches, zerbrechliches Pünktchen zu reduzieren, ohne es gänzlich zu zerstören. Nicht ohne Stolz konnte er behaupten, es geschafft zu haben. Für seine Ziele hatte er schon viele Wesen zu Marionetten degradiert, doch sie war sein Meisterstück.

»Melek ben Rafid ... was hältst du von ihm?«, sprach er sie unvermittelt an.

Scheu und ängstlich sah sie halb zu ihm auf (das hatte er durch willkürliche Bestrafungen erreicht).

»Ich habe Angst vor ihm«, antwortete sie leise, und eine andere Antwort hätte den Druiden auch sehr verwundert.

»Warum?«

»Wie er mich anstarrt ... er will mich haben, und ich habe gehört, wie er ist ...«

Natürlich hatte sie das, dafür hatte Zardos schon gesorgt. Meleks Sklaven, besonders die Frauen, führten ein Leben voller Schmerzen, und hin und wieder endete eines recht abrupt. Aber auch das sollte Sivitri überstehen, Zardos hatte sie schließlich auch nicht geschont. Und töten durfte er sie nicht, das hatte der Druide mit ihm ausgehandelt. Und dann ... wenn ben Rafid Geschichte war, konnte er sie für die nächste Stufe seiner Pläne benutzen.

»Gewöhn dich an ihn«, sagte er beinahe genüsslich. »In neun Tagen wirst du seinem Harem eingegliedert.«

Er traute sich zu, jede ihrer Reaktionen voraussagen zu können, und er wurde nicht enttäuscht. Ihr Gesicht wurde blass, ihr Körper versteifte sich, und ihre Augen wurden weit. Er vernahm ein entsetzt gehauchtes »Nein!«

»Was hast du gesagt?«, fragte er mit um nur eine Nuance erhobener Stimme und leicht gerunzelter Stirn.

Sogleich sank sie wieder in sich zusammen. »Nichts, Herr.«

»Gut. Du wirst diese neun Tage nutzen, um dich vorzubereiten ...« Er wurde durch ein Klopfen an der

Tür unterbrochen und befahl mit einer Geste einem anderen Sklaven, sie zu öffnen. Ein schwarzhaariger, braungebrannter Mann in Lederkleidung trat ein. »Ah, Reold! Sivitri, du darfst dich entfernen.«

Sie stand auf und verbeugte sich tief, bevor sie mit bemüht langsamen Schritten den Raum verließ.

Den Weg zu ihrem Zimmer ging sie wie in Trance. Mühsam hielt sie die Tränen zurück, die Verzweiflung stand ihr ins Gesicht geschrieben. Ihr begegneten einige Mitsklaven, aber niemand sprach sie an. Seit ihre Eltern sie mit sieben Jahren an Zardos verkauft hatten, war sie allein. Die anderen mieden sie, weil sie ihnen unheimlich war; der Herr widmete ihr viel Zeit, und sie konnte auch noch zaubern wie er. Zardos hatte sie oft ihre Beherrschungsmagie an anderen Sklaven ausprobieren lassen, das hatte die Kluft unüberwindlich gemacht.

In ihrem Zimmer angekommen, warf sie sich auf das Bett und vergrub ihr Gesicht in den Kissen. Ihr Schicksal war besiegelt, es sollte noch schlimmer werden, als es jetzt schon war. Zum ersten Mal hatte sie vor etwas anderem mehr Angst als vor Zardos. Was sollte sie nur tun? Lächerliche Frage ... Was konnte sie schon tun? Fliehen? Sie hatte sich das oft vorgestellt ... unmöglich, wie all die anderen Wunschvorstellungen. Ein Sultan befreite sie, weil sie

in Wirklichkeit die Tochter eines Kalifen war, der sie schon überall gesucht hatte, ein Djinn holte sie, um sie zur Zitadelle des Wassers zu bringen, sie befreite sich aus eigener Kraft ... unerfüllbare Träume einer kleinen Sklavin, die ihren Herrn auch sehr amüsiert hatten, als er sie gezwungen hatte, sie zu erzählen. Was die Flucht anbelangte, hatte sie sogar richtige Pläne geschmiedet ... alle nutzlos. Denn solange Zardos auch nur ein Haar von ihr in seinem Besitz hatte, konnte er sie immer wieder zurückholen. Er hatte es ihr einmal demonstriert; sie hatte noch einige Zeit danach geglaubt, wahnsinnig zu sein. Nein, sie konnte nicht entfliehen.

Inzwischen war es Nacht geworden. Sivitri starrte mit leerem Blick in die Dunkelheit, sie hatte die Arme um sich geschlungen. Ihr neuer Herr würde ihr wehtun, noch mehr als Zardos, immer und immer wieder. Und es gab nichts, was sie dagegen tun konnte.

Fünf hoffnungslose Tage später sah Sivitri längere Zeit eine Tür an und konnte nicht glauben, was sie da sah. Ihr Herz klopfte bis zum Hals bei den Gedanken, die in ihrem Kopf wirbelten. Einen Spalt breit offen war diese Tür, jene, die zu Zardos' Schlafgemach führte. Und er war außer Haus. Langsam machte Sivitri einen vorsichtigen Schritt auf die Tür zu und streckte eine zitternde Hand nach der Klinke aus. Sie

zögerte. Wenn es nun eine Falle war, um zu sehen, ob sie es wagen würde? Er war nie nachlässig gewesen, hatte nie etwas übersehen. Er würde sich sicher etwas ganz Neues einfallen lassen, um sie zu bestrafen, wenn er sie ertappte. Sie zog die Hand wieder zurück. Andererseits – was hatte sie jetzt noch zu verlieren? In vier Tagen würde sie Melek ben Rafid gehören, und dann war sowieso *alles* verloren. Sie drückte die Tür auf und spähte in den Raum, der dahinter lag. Stille erwartete sie. Nichts rührte sich, niemand war da. Als sie vom Gang her Schritte vernahm, schlüpfte sie hastig ins Zimmer und schloss die Tür. Laut klopfenden Herzens hörte sie jemanden vorbeigehen. Nun war die Entscheidung gefallen, es gab kein Zurück mehr. So leise sie konnte, lief sie durch den großen Raum zu jenem Schrank, den sie noch von damals kannte, als er ihr gezeigt hatte, dass er mit ihrem Geist tun konnte, was ihm beliebte. Sie öffnete die Schublade und fand schnell, was sie suchte: das Bündel schwarzer Haare, das einmal ihr Zopf gewesen war. Sie suchte weiter und tat sich nicht schwer zu finden, was sie wollte, denn alles war beschriftet. Da war es – ein Fach mit ihrem Namen darauf und darin die aus Lehm geformte Miniatur, die sie darstellen sollte und an der einige ihrer Haare angebracht waren. Ohne zu zögern nahm sie die Figur und das Haar und ging zu einem der im Raum ver-

teilten Kohlebecken, um beides hineinzuworfen. Feuerstein und Stahl lagen ganz in der Nähe, Zunder gab es genug, das Becken damit zu füllen. Sivitri schüttete alles hinein, achtete nicht auf das, was danebenfiel, und entzündete es. Einige Zeit starrte sie wie gebannt in die hoch lodernden Flammen, bevor sie sich abrupt abwandte, aus dem Raum floh und die Tür hinter sich schloss.

Zuerst musste sie zurück in ihr Zimmer, um ihren Obsidiandolch einzustecken, den einzigen Besitz, den er ihr erlaubt hatte, weil er ein wichtiger Ritualgegenstand war. Sie gab sich alle Mühe, nicht loszurennen. Oft hatte sie sich ausgemalt, wie sie seelenruhig, ohne sich etwas anmerken zu lassen, in das Untergeschoss spazierte, aber jetzt hatte sie das sichere Gefühl, dass man ihr Vorhaben sofort durchschauen musste. Wann immer sie jemandem begegnete, schnürte ihr die Angst die Kehle zu, und sie blickte starr zu Boden, während ihre Füße sie dem größten Frevel näher brachten, den sie an ihrem Herrn begehen konnte. Sich ihm zu widersetzen.

Sivitri dachte flüchtig daran aufzugeben, das bedrohliche Unbekannte nicht zu suchen ... aber dann fiel ihr Melek ben Rafid ein, und die Gedanken an Hungertod oder Ermordung verloren an Schrecken. Der Weg kam ihr mindestens doppelt so lang vor wie

sonst, wenn sie hier gewesen war, um die Nähe der Wellen zu suchen. Endlich aber war sie da. Vor ihr floss ruhig und stetig der unterirdische Kanal, der einen Teil des Viertels der Reichen in Khunchom mit Wasser versorgte. Sie war immer gern hier gewesen, denn es war der einzige ihr zugängliche Ort, an dem das Wasser so war, wie sie sich vorstellte, dass es sein *sollte*: fließend. Und nun würde sie durch den Kanal fliehen. Sie wusste, dass sie lange würde tauchen müssen, vielleicht *zu* lange. Sie kniete nieder und tauchte eine Hand in den Strom, atmete tief durch, tastete nach der Kraft Sumus in ihrem Inneren. Sie erfüllte sie, öffnete die Schleuse und ließ sie fließen, während sie stumm das Wasser um seine Hilfe anflehte. Die Kraft floss ihren Arm entlang in den Strom, wo sie sich zuerst verteilte, dann wieder zusammenfand und sich formte. Sie formte sich! Es hatte funktioniert, er kam! Freudig sah Sivitri auf die Oberfläche, wo sich nun eine Beule zu bilden schien. Der Auswuchs wurde zu etwas wie einem großen Tropfen, der sich anschickte, aus dem Wasser des Kanals, aus dem er bestand, zur Decke zu ›fallen‹. Sinnesorgane waren keine erkennbar, aber Sivitri wusste trotzdem, dass der Elementargeist sie ansah und auf ihren Wunsch wartete.

›Geist des Wassers‹, formulierte sie bedächtig, denn sie wusste, dass die Elementarwesen jedes Wort

auf die Goldwaage legten, »ich muss im Kanal schwimmen und lange tauchen. Ich bitte dich, Sorge dafür, dass ich nicht ertrinke.«

»Bis zu welcher Stelle willst du tauchen, Meisterin?«, gurgelte es aus dem Tropfen vor ihr.

Sie überlegte, bevor sie Antwort gab. »Bis zu einer Stelle, die unter freiem Himmel liegt und an der ich das Wasser verlassen kann.«

Bange Augenblicke vergingen. »Wie du wünschst, Meisterin«, bekundete das Elementarwesen schließlich sein Einverständnis, und Sivitri konnte ein Jauchzen nicht unterdrücken, glitt so, wie sie war, ins Wasser, schwamm zu der Stelle, ab der sie tauchen musste, und verschwand ohne ein Zögern von der Oberfläche, wie schon die Wassergestalt vor ihr.

Zardos war ein wenig unruhig, als er, flankiert von seinen Leibwächtern, das bewachte Tor zu seinem Anwesen durchschritt. Der Traum, den er letzte Nacht gehabt hatte, ließ ihn einfach nicht los. Er hatte einen Fluss gesehen, der zu einem massiven Felsengebirge strömte und dort aufgehalten wurde, lange Zeit. Allmählich aber suchte sich das Wasser seinen Weg und fand ihn, Ritze für Ritze, Kanälchen für Kanälchen. Schließlich verwehrte nur noch eine dicke Wand aus Granit den Durchfluss. Doch die Wand bekam Risse, und schließlich brach ein Loch heraus, aus



dem sich das Wasser schäumend ergoss und schnell voraneilte, weiter und weiter, bis sein Lauf mit dem Horizont verschmolz ...

Ihm fiel nur eine Deutung ein, die auf ihn und sein Umfeld zutreffen konnte, und er hatte beschlossen, den Hinweis ernst zu nehmen. Sumu allein mochte wissen, woher Sivitri den Mut nehmen sollte, sich ihm zu widersetzen; aber er würde es herausfinden. Jetzt gleich. Schon in der Empfangshalle befahl er einem herbeieilenden Sklaven, Sivitri zu holen. Seine Ahnung schien sich zu bestätigen, als dieser kurz darauf zitternd berichtete, dass sie nicht in ihrem Zimmer sei. Schlimm genug, doch noch kein Grund zur Beunruhigung. Er befahl, sie zu suchen, und begab sich in sein Schlafgemach. Die vier Tage, die sie noch hier war, sollte sie ihre dumme Tat bitter bereuen ...

Doch als er das Fach öffnete, das ihre Miniatur der Herrschaft enthalten sollte, erstarrte er ungläubig, gerade so als hätte er sich plötzlich in das von ihm gewählte Element verwandelt. Ein hastiges Aufreißen einer anderen Schublade zeigte ihm, dass sie auch das Haar nicht vergessen hatte. Mit steigendem Zorn blickte er sich um und entdeckte – eigentlich kaum noch überrascht –, dass eins der Kohlebecken voller Asche war. Sie hatte keine Zeit verloren, vermutlich hatte sie das sogar von ihm gelernt. Ein Wutschrei lö-

ste sich aus seiner Kehle, der erste unkontrollierte Gefühlsausbruch seit vielen Jahren. Er musste sie wiederhaben! Ruckartig wandte er sich zu den ängstlich wartenden Leibsklaven um und zischte: »Holt Reold her!«

Als Sivitri aus dem Wasser stieg, tat sich eine gänzlich andere Welt vor ihr auf. Sie wischte sich Wasser und nasse Haare aus dem Gesicht. Mit Freudentränen in den Augen blickte sie nach oben. Wann hatte sie zuletzt den freien Himmel über sich gehabt? Es war neun Jahre her, sie erinnerte sich kaum ... Sie besann sich und blickte umher. Sie war in einer unbelebten Seitengasse herausgekommen, zum Glück wohl. Wer wusste schon, was zufällige Zuschauer getan hätten, wenn sie einfach so aus dem Kanal stieg? Was nun? Sie war völlig durchnässt, fremd und wusste nicht, wo sie hin sollte. Ersteres war ihr egal (und die heiße Mittagssonne begann sie bereits zu trocknen), und sie wusste auch, dass sie schnellstens aus Khunchom verschwinden musste. Kurz spielte sie mit dem Gedanken, ihre Familie zu suchen. Vielleicht tat es ihnen inzwischen Leid, sie verkauft zu haben, vielleicht würden sie sie verstecken ... Nein. Wenn sie überhaupt zu finden waren, würden die sie nur zurückbringen. Sie erinnerte sich immer noch an die Schläge ihres Vaters, als sie mit dem Mann in der Robe nicht

hatte mitgehen wollen ... Wehgetan hatte ihr dabei aber mehr, dass ihre Mutter nur zugesehen hatte. Nein, sie musste hier weg. Und es würde nicht leicht werden, sie wusste so gut wie nichts über das Leben außerhalb von Mauern.

»Sieh an, was haben wir denn da!«, riss eine Stimme hinter ihr sie aus den Gedanken. Sie fuhr herum und sah einen Mann in ärmlicher Kleidung, der nur wenige Schritt von ihr entfernt stand und sie angrinste.

»W-was wollt Ihr von mir?«, stotterte sie unsicher.

»Was wohl, hübsches Täubchen. Du bist zu fein angezogen für diese Gegend, hast aber einen Sklavenring. Entlaufen, eh? Muss wohl eine Belohnung geben für dich. Und zuvor kann ich noch ein bisschen Spaß haben!«

Der Sklavenring um ihren Hals! An ihn hatte sie gar nicht gedacht. Gehetzt sah sie sich nach einem Fluchtweg um. Er kam näher! Er war längst *zu* nahe. Sie konnte ihn vielleicht beiseite stoßen ... nein, sie war zu schwach dafür. Wie gelähmt blieb sie stehen. Sie hatte einfach zu viel – Angst! Aber vielleicht war das die Lösung ...

»Furcht«, sagte sie, während sie ihn dabei ansah. Er hielt sie bereits fest, doch schlagartig war sein überlegenes Grinsen wie ausgelöscht, seine Augen weiteten sich und er ließ sie los. Sivitris Angst schwand so

schnell wie die seine zunahm, und als sie freudig »Ich hab's geschafft!«, ausrief, war das endgültig zu viel für ihn; er rannte davon, als wäre ein Sheitan hinter ihm her. Sivitris fröhliches Lachen hörte er wahrscheinlich gar nicht mehr.

Zardos sah auf jene Sklavin herab, die seine Zimmertür nicht verschlossen hatte, nachdem sie ihre Reinigungspflichten erledigt hatte, und die nun zitternd vor ihm kniete. Er hielt sich nicht mit Worten auf. Er legte eine Hand auf ihren Kopf und sprach: »Granit und Marmor sollst du sein ...« Sie schrie in Panik und wollte fliehen, wurde aber festgehalten. Danach gab er den anderen Sklaven einen Wink, sie bis zur endgültigen Verwandlung in eine Zelle zu bringen. Er ging ungeduldig im Raum auf und ab, bis der Al'Anfaner hereinkam.

»Warum lasst Ihr mich rufen? Ich habe Euch gesagt, dass ich keinen Auftrag mehr annehme«, sagte er.

»Diesen einen noch! Dann geht nur nach Chorhop und dient Eurem Chimärengötzen«, erwiderte der Druide ungehalten und erkannte an Reolds Gesicht und dessen Griff zur Waffe sogleich seinen Fehler. Trotzdem nahm er seine Worte nicht zurück, denn das wäre ein Zeichen von Schwäche gewesen. »Überlegt es Euch gut! 200 Marawedis! Das sollte für die Zeit der Ausbildung reichen. Was würde Euer Kor

dazu sagen, wenn Ihr mit leeren Händen in seinen Dienst tretet? Ist er nicht ein Söldnergott?«

Reolds Gesicht blieb unbewegt. »Ich höre und entscheide dann.«

»Ihr kennt meine Sklavin Sivitri ... nun, sie ist geflohen. Ich will sie wiederhaben!«

»Eine entlaufene Sklavin ist für mich kein Grund, meine Weihe zu verschieben«, antwortete der Al'Anfaner abfällig. Zardos bemühte sich, seinen Tonfall und seine Mimik zu deuten, und bescheinigte im Stillen den Gerüchten, Reolds Flucht aus seiner Heimat hätte mit einer Abneigung gegen Sklaverei zu tun, eine höhere Glaubwürdigkeit.

»Ihr seid aber der beste Kopfgeldjäger in Khunchom. Holt sie zurück, lebendig und unversehrt! Shard ist, was das angeht, nicht zuverlässig.«

Da sah Zardos Erschrecken in Reolds Augen aufflackern. Nur einen Wimpernschlag, aber genug für den Druiden, seine Schlüsse zu ziehen. Sehr interessant, Reold hegte anscheinend genug Gefühle für die Sklavin, dass er sie nicht der böartigen Unberechenbarkeit des Dämonendieners Shard überlassen wollte ... ausgezeichnet. Er würde diesen Auftrag ausführen und ernst nehmen. Beruhigt setzte er nach: »Shard neigt nun einmal dazu, Dinge unnötig zu beschädigen. Er ist gut, wenn es um Bestrafung geht, aber nicht bei der Wiederbeschaffung.«

»Hm«, machte Reold nur scheinbar gleichgültig, »200 Marawedis also ... ich bringe sie her.« Damit ging er, und Zardos erlaubte sich ein triumphierendes Lächeln. Sivitri, dieses widerspenstige Werkzeug, würde sich ihrer Freiheit nicht lange erfreuen können.

Doch Sivitri stand außerhalb der Stadt und atmete auf. So viele Menschen, so viele Geräusche und Gerüche, von denen sie zuvor nichts gewusst hatte. Sie war nur mit großen Augen an allem vorbeigestolpert und hatte gehofft, dass niemand sie beachtete; allein ihre Angst vor neuerlicher Gefangennahme hatte sie vorwärtsgetrieben. Auch den Sklavenring trug sie nicht mehr, ein weiteres Elementar, das sie gerufen hatte, hatte ihn ihr abgenommen. Nun stand sie außerhalb dieses Häusermeeres und blickte die endlos erscheinende Straße entlang. Wo sie wohl hinführte? Egal! Erfüllt von Neugier und Ungewissheit, machte sie die ersten Schritte in ein neues Leben.





## **Rabenedern**

Der Tempel war ruhig, seine schwarzen Mauern erhoben sich majestätisch gegen den bunten Abendhimmel. Den Lärm der Stadt hörte man kaum noch. An diesem heiligen Ort wahrte man Borons Stille.

Beinahe laut klickten die Schuhe eines jungen Mannes auf dem Boden der Vorhalle. Durch ein Tor betrat er den Tempelraum und ertappte sich, wie er erneut über die Schlichtheit des Tempels des Gottes des Schlafes und der Träume in Staunen geriet. Er blieb kurz stehen und betrachtete das zerbrochene Rad am Ende des Raumes, dann ging er weiter und kniete sich in der Nähe des Altars hin. Er schloss die Augen und sog die Stille und Ruhe des Ortes in sich ein. Es war ein gutes Gefühl, der Unruhe der Stadt entkommen zu können. Er wollte keine lange Zwiesprache mit dem Herrn des Schlafes halten, nur ein kurzes Gebet und dann ein kleines Opfer, um ihn gnädig zu stimmen. Er atmete noch einmal die Luft des Ortes ein und stimmte sein Gebet an.

Er war gerade bei der Hälfte angelangt, als er einen

zarten Hauch an seiner linken Schulter spürte. Erschrocken blickte er sich um, aber sehen konnte er nichts. War das der Hauch Borons gewesen? War er dem dunklen Herrn so nahe gekommen? Er blickte sich weiter im Tempel um. Niemand war zu sehen, nicht einmal ein anderer Gläubiger. Erstaunlich, da der Tag des Großen Schlafes in sechs Tagen sein sollte und viele von weit her zu diesem Spektakel angereist waren. Und doch, er war ganz allein. Hatte er sich den Hauch nur eingebildet? Sein Blick wanderte wieder zum zerbrochenen Rad auf dem Altar. Boron war unergründlich – war es ein Zeichen gewesen? Er kniff die Augen zusammen. War da nicht ein Glitzern, ein Schimmern vor dem zerbrochenen Rad? War da nicht etwas? Er erhob sich und trat näher. Plötzlich vermeinte er Umrisse erkennen zu können. Umrisse, die ... definitiv nicht Boron sein konnten, denn sie waren weiblich. War es Marbo, seine Tochter?

»Könnt Ihr mich sehen?«, fragte eine liebevolle Stimme in seinem Innersten. Sie kam nicht von draußen, sondern erklang in ihm selbst. Und sie war süß und rein, eine unschuldige Stimme.

»Ja, ich kann Euch sehen und hören«, flüsterte er leise zurück. Wer war sie? Nun, da er nahe gekommen war, konnte er sehen, dass es sich um eine junge Frau handelte, die eine wahre Augenweide war. Ihr



Haar war lang, leicht gelockt und von dunkler Farbe. Ihre Haut war eher blass, doch nicht bleich. Bekleidet war sie nur mit einem Hauch von Seide – zumindest schimmerte es wie Seide.

Die junge Frau lächelte erfreut. »Endlich, nach all den Jahren, kann ich Kontakt zu jemandem aufnehmen.«

Der junge Mann sah sich unsicher um. Er war sich nicht ganz sicher, ob er sich das nicht alles nur einbildete. Wer weiß, was in dem letzten Trank alles drin gewesen war. »Was wollt Ihr, edle Dame?«, fragte er nun, immer noch mit gesenkter Stimme.

»Ich brauche Eure Hilfe. Ich bin von Boron verdammt, als unruhiger Geist an diesem Ort umherzustreifen, bis jemand mich und meinen Körper wieder vereint.«

Der junge Mann blinzelte mit seinen grauen Augen und verzog den Mund ganz leicht. Er stand hier im Tempel Borons, sah einen Geist, und der erzählte ihm, dass er von Boron persönlich verdammt worden sei. Er legte den Kopf leicht schief. »Für so etwas solltet Ihr einen der Priester konsultieren, der Euch bestimmt helfen kann. Sie alle kennen Boron besser als ich.«

»Aber sie werden mir nicht helfen, das haben sie noch nie getan, denn sie können mich weder hören noch sehen. Sonst wäre ich schon lange nicht mehr

hier. Vernichtet hätten sie mich. Ihr seid der Erste, der mich hört. Bitte findet meinen Körper«, flehte der Geist.

Der junge Mann schüttelte sein hellhaariges Haupt. »Hört, edle Dame, dafür braucht Ihr einen Helden und keinen auswärtigen Barden.« Er schüttelte noch einmal den Kopf und wandte sich ab. So etwas war ihm noch nie passiert. Er sollte besser darauf achten, was er zu sich nahm. Gerade in Al'Anfa wusste man nie genau, welches Rauschkraut sich in einem Trank verbergen mochte.

In der kleinen Behausung brannte nur ein Öllicht. An einem alten, schäbigen Tisch saß der junge Mann, der zu Boron gebetet hatte. Falkan hatte den Kopf in die Hände gestützt und starrte auf die Tischplatte. Er dachte an die junge Frau, die er gesehen hatte. Er war nun schon seit längerer Zeit in Al'Anfa, der Perle des Südens, aber von solch einer Geschichte hatte er noch nie gehört – dabei war er damals in diese Stadt wegen ihrer Geschichten und Sonderlichkeiten gekommen. Falkan blickte aus seinem kleinen Fenster, von dem aus in der Ferne der Tsa-Tempel zu sehen war. Ein Hauch von Heimat. Er hatte Lieder über die Schönheit des Südens singen wollen, doch wenn man nicht zu den Granden gehörte, konnte sich die Perle schnell in ein Pestbeule verwandeln. Nun hatte er nicht ein-

mal genug Dublonen, um wieder nach Hause, nach Nostria zu kommen. Jagen konnte er nicht, und so musste er für die Reise sparen. Dabei war es schon schwer genug, als Barde genug zum Leben zu ersingen. Er erhob sich von seinem Platz und strich das blaue Hemd glatt. Eine einfache, enge Hose war alles, was er dazu trug. Seine Stiefel zeigten deutliche Spuren der Abnutzung. Sein Haar war eher kurz gehalten und leicht struppig. Vorn, an seiner linken Schläfe, hatte er einige Haarsträhnen mit bunten Bändern umwickelt, und diese Bänder hingen nun schulterlang hinunter, wo sie in zwei bunten Federn endeten.

Die junge Frau ließ ihn nicht los. Was, wenn er sich das Ganze nicht eingebildet hatte und sie wirklich ein Geist war? Wieder blickte er auf den Tempel der Tsa. Vielleicht wussten die hiesigen Geweihten etwas darüber. Wenn jemand etwas über Wiedergeburt und Leben wusste, dann die Geweihten der Tsa. Zu den Boroni wollte er nicht gehen. Sie würden den Geist vertreiben und vernichten, so, wie sie es immer taten. Er hielt außerdem nicht viel von dem Boronkult. Er war so anders als im Norden, anders, als er ihn kannte, und er empfand ihn als falsch. Morgen würde er Tsa besuchen, jetzt musste er sich ausruhen.

Falkan wurde von einem Vertrauten der Eidechse empfangen, nachdem er einen Novizen weggescheucht

hatte. Die Tunika des Vertrauten schimmerte in allen Regenbogenfarben, und Falkan war froh über den bunten Anblick in dieser dunklen Stadt.

»Was kann ich für Euch tun?«, fragte der Vertraute der Eidechse mit neugierigem Blick.

»Ich möchte etwas über den Tod und Geister wissen«, brachte er hervor.

Der Tsapriester blickte ihn verwirrt an. »Vielleicht solltet Ihr Euch besser an die Priester Borons wenden. Tsa ist das Leben und der Neuanfang, nicht das Ende.«

»Verzeiht, ich habe mich falsch ausgedrückt. Ich denke, ich habe einen Geist gesehen. Und dieser Geist sagte zu mir, er sei von Boron verflucht worden.«

Der Tsapriester hob die Augenbrauen und zupfte an seinem bunten Gewand. »Lasst uns in den Garten gehen, dort sind wir ungestört.«

Der Garten war in warmes Sonnenlicht getaucht, ein paar Vögel zwitscherten in den Bäumen. Das Leben hatte hier einen kleinen Zufluchtsort in der Stadt des Todes gefunden. Das Gras im Garten war leuchtend grün, und die Büsche standen voll in Blüte, einige trugen bereits Früchte, andere würden bald verblühen. Es war Herbst, aber die Jahreszeiten zeigten sich in Al'Anfa nicht so, wie sie es im Norden taten. Hier war es nur ein wenig kühler als sonst, und das war dann der Winter.

Falkan und der Geweihte hatten sich auf einer kleinen Bank im Garten niedergelassen, und Falkan erzählte sein Erlebnis vom vergangenen Abend. Der Geweihte hörte ihm aufmerksam zu, nickte hin und wieder und brummte bedächtig.

»Was haltet Ihr davon?«, fragte Falkan unsicher. Er sah den Geweihten der Tsa nicht an. Vielleicht würde der ihn ja auslachen.

»Nun, es gibt Geister, die nicht in Borons Hallen können, aus den verschiedensten Gründen. Das, was Ihr mir erzählt habt ... es klingt sehr interessant. Zu traurig für dieses Mädchen.«

»Gibt es eine Möglichkeit, sie zu erlösen? Sie meinte, man müsse sie und ihren Körper wieder vereinen«, erwiderte Falkan nun etwas forscher. Der Geweihte der Tsa hatte ihn nicht für verrückt erklärt, und so war es wohl durchaus denkbar, dass es ein wirklicher Geist gewesen war.

»Ja, es gibt eine Möglichkeit. Fragt diesen Geist, wo sein Körper liegt, denn sonst können wir ihm nicht Tsas Lebenskuss geben. Dann kann der Geist ein tsagefälliges Leben führen.«

Der Barde nickte und erhob sich. »Dann werde ich dies tun. Ihr habt keine Ahnung, warum sie von Boron verflucht wurde?«, fragte er hoffnungsvoll.

»Nein, es könnte viele Gründe geben«, antwortete der Tsapriester kopfschüttelnd.

Erneut nickte der Barde und warf einen sehnsüchtigen Blick in den grünen Garten Tsas, der einen starken Kontrast zu dem Leben in Al'Anfa bot. Zwar war dieses bunt, doch krankte es im Innern und vermochte nie so unschuldig und rein zu sein wie dieser Garten. Falkan gab sich einen kleinen Ruck und verließ die Tempelanlage. Er konnte nicht auf ewig hier weilen.

Dieses Mal waren seine leisen Schritte in Borons schwarzen Hallen von Unruhe erfüllt. Er wusste nicht, ob sie wieder kommen würde. Hatte er sich alles nur eingebildet, war es Rauschkraut gewesen? Seine Schuhe hallten auf dem steinernen Boden wider. Langsam näherte er sich dem zerbrochenen Rad Borons. Er kniete nieder und schloss die Augen. Er hatte nichts gesehen, keine Schemen, keinen Lichtertanz, nicht die junge Frau. Es war alles nur Illusion gewesen, eine Täuschung der Sinne.

Ein Prickeln traf ihn, fuhr durch seinen Körper und verfestigte sich vor ihm. Sie war wieder da. Strahlend schön, wie in seiner Erinnerung.

»Ihr seid wieder gekommen«, erklang die glockenhelle Stimme in seinem Innern. »Könnt Ihr mir helfen?«

»Vielleicht. Ich war beim Tempel der Tsa, und dort erzählte man mir, es gebe eine Möglichkeit, Euch zu

erlösen. Nur braucht Tsa Euren Körper dafür. Ich bin gewillt, ihn zu suchen, obwohl ich noch einmal betonen muss, dass ich kein Held, sondern nur ein Barde bin.«

Die schimmernde Gestalt ließ ein Kichern in seinem Innersten erklingen, doch dann wurde sie betrübt. »Es ist schon viele Tage des Großen Schlafes her, dass ich starb. Ich habe nicht genau sehen können, was mit meinen sterblichen Überresten geschah. Gulgari trug mich schnell davon.«

Falkan verdrehte nur kurz die Augen. Wieso hatte er sich das schon gedacht? »Erzählt mir einfach Eure Geschichte, das mag helfen«, murmelte er leise. Er wollte nicht, dass ihn jemand hörte. Und wenn ich sie nur vertone, dachte er bei sich.

»Ich lebte schon seit ein paar Götterläufen bei einer Familie, sie behandelten mich eigentlich ganz gut. Ich wurde nur wenig geschlagen, und die Bestrafungen waren für Sklaven mild. Mit zehn Götterläufen wurde ich an diese Familie verkauft, und ich bemühte mich, gute Dienste zu leisten, weil ich dachte, sie ließen mich vielleicht ja irgendwann frei. Sie waren wohl mit mir zufrieden – einmal haben sie mich sogar gelobt –, doch dann haben sie sich gewandelt. Sie waren politisch erfolgreicher – soweit ich das beurteilen kann. Honak besuchte sie oft, und dann ...« Die Stimme verstummte, und Falkan hatte das Gefühl,

ein leises Schluchzen zu vernehmen. Der Geist schien kurz zu flackern, dann erglänzte er wieder wie zuvor. »... und dann«, fuhr sie fort, »rückte der Tag des Großen Schlafes immer näher, und nur fünf Tage davor teilten sie mir mit, dass ich zu den Zehn gehören würde, die fliegen. Ich sollte mich nun auf ein boron-gefälliges Leben einstellen. Fünf Tage, und mein Leben sollte an Klippen zerschellen! Ich konnte den Gedanken nicht ertragen. Ich stamme nicht aus Al'Anfa und konnte mich nie mit dem Boronkult in dieser Form anfreunden. Unschuldige Sklaven umnebelt zum Ruhme des Herrn mit einem Flug der Zehn umzubringen, das hielt ich schon immer für falsch. Das kann nicht in Borons Willen sein!«

»Gut«, hakte Falkan nach, »das mag sein, doch was habt Ihr getan? Seid Ihr gesprungen? Denn dann weiß ich nicht, wie ich Euren Körper wieder finden sollte.« Hoffentlich war sie es nicht!

»Nein, ich bin nicht geflogen. Ich wollte mich Boron nicht auf diese Weise opfern. Zwei Tage vor dem Flug, noch bevor ich von den Raben weggebracht werden sollte, nahm ich den süßen Tod. Danach etwas angenehmen Wein, den ich von meinem Herrn gestohlen hatte. Ich denke, Ihr seht, wie es gewirkt hat.«

»Ihr seid tatsächlich darangekommen? Ich denke, es ist schwer, dergleichen zu erstehen«, bemerkte Falkan. Gift, ein nur mit Alkohol wirkendes Gift. Es



hieß Freitod, wenn man es mit Alkohol trank, dennoch, es war der Tod.

»Man muss nur Verbindungen haben, dann kann man fast alles erstehen. Selbstverständlich muss man genug Dublonen haben oder einen Körper, der es wert ist. Ich hatte keinen Heller, aber ich hatte mich«, antwortete der Geist mit Bitterkeit.

Falkan schluckte kurz. »Gut, so nennt mir den Namen der Familie, auf dass ich sie nach dem Verbleib des Leichnams befragen kann.« Hoffentlich war er nicht verbrannt worden.

»Es war die Familie Durón.«

Falkan überlegte kurz. »Diese Familie kenne ich nicht. Sie scheint den Aufstieg nicht geschafft zu haben. Wo lebte sie damals?«

»Im Villenviertel, in einem weißen Haus, im Osten gelegen. Damals stand eine Löwenstatue vor dem Eingang.«

»Dann werde ich mich dort hinbegeben. Ich hoffe, sie wohnen noch da.« Er verneigte sich ganz kurz, beinahe intuitiv, obwohl sie eine Sklavin war – aber schön wie eine Prinzessin.

Leise verhallten seine Schritte in dem dunklen Tempel.

Das Villenviertel erglänzte in weißen Häusern prächtig in der Sonne. In einem weißen Haus im Osten ... er

hatte geahnt, dass das keine präzise Beschreibung war. Aber er hätte nicht gedacht, dass vor fast jedem Haus eine Löwenstatue stand, in der einen oder anderen Form. Das Villenviertel war nicht unbedingt klein, wenn auch die heruntergekommenen Viertel den Großteil der Stadt ausmachten. Er war nun ziemlich weit im Osten angelangt. Um ihn herum erhoben sich mehrere Häuser, doch nur drei schienen infrage zu kommen. Die anderen waren nicht wirklich weiß. Wenn er sich irrte, konnte er diese immer noch absuchen. Er sah sich um. Zwei Häuser in der Nähe, eines rechts, das andere links. Doch für welches sollte er sich nur entscheiden? Sie sahen beide nicht alt aus, beide waren sehr stattlich und beherbergten wohl reiche Herren, die sich viele Sklaven leisten konnten. Beide Gärten waren gepflegt, die Mauern waren sauber gehalten und immer noch gerade. Im Garten des einen Hauses plätscherte ein kleiner Springbrunnen, in dem des anderen gediehen prächtige Büsche mit schwer duftenden Blüten. Sollte er jemanden auf der Straße fragen oder es einfach versuchen? Er sah an sich herab sich. Den besten Eindruck machte er wohl nicht. Die Farbe seines ehemals grünen Hemdes konnte man nur noch erahnen, und die Stiefel waren abgewetzt. Seine Haare waren schlecht gestutzt und struppig. Er wandte sich entschlossen nach rechts und ging los. Er wollte es vermeiden, wie ein Tage-

dieb zu wirken. Betteln war hier nicht gern gesehen, und es konnte schlecht enden, wenn man ihn für einen Bettler hielt. Falkan verharrte kurz vor der Tür. Ob es das richtige Haus war? Zaghafte betätigte er den Türklopfer. Was sollte er eigentlich sagen?

Die Tür öffnete sich nach ein paar Augenblicken, und ein schüchternes Mädchen mit blonden Haaren sah ihn mit großen Augen an. »Ihr wünscht?«, fragte sie mit zitternder Stimme, das Haar durcheinander, das Gesicht ein wenig schmutzig. Ihr Kleid war nur ein Fetzen Stoff.

»Ist dies das Haus der Familie Durón?«, fragte er höflich und freundlich. Er wollte sie nicht erschrecken.

Sie runzelte die Stirn, dann schüttelte sie den Kopf. »Nein, das ist nicht das Haus der Familie Durón.«

»Mit wem redest du da?!«, erscholl eine laute Stimme aus dem Haus. »Du sollst den Armen nichts geben!« Ein rundlicher Mann mittleren Alters kam zur Tür und riss das Mädchen weg. »Mit dir rede ich später noch!«, zischte er dem Mädchen hinterher. »Was willst du, Bettler?«, fragte er Falkan unhöflich.

»Ich wollte lediglich wissen, ob dies das Haus der Familie Durón ist, aber Eure Sklavin hat verneint.«

»Natürlich nicht, hast du denn keine Manieren! Einfach anzuklopfen und dumme Fragen zu stellen. Mit diesen Versagern haben wir nichts zu tun. Und

nun verschwinde, bevor ich die Hunde auf dich hetze!«, schrie der Mann.

Falkan machte einen Schritt zurück, verbeugte sich höflich und drehte sich weg. Hinter sich hörte er die Tür zukrachen und kurz darauf das Mädchen schreien. Hoffentlich schlug er sie nur. Doch dem Rufen nach zu urteilen konnte man da nicht sicher sein. Falkan schloss die Augen und dankte Tsa in einem kurzen Satz, dass er noch frei und kein Sklave war. Das musste ein furchtbares Leben sein. Er atmete kurz ein und ging auf das andere Haus zu. Nun, das erste Haus war es nicht gewesen, aber der Herr hatte die Familie gekannt. Vielleicht wohnte sie wirklich noch hier. Ein wenig zaghafter ging er zu dem anderen Haus. Ein gepflasterter Weg führte durch den Garten zur Haustür. Er betätigte vorsichtig den Türklopfer. Was mochte ihn hier wohl erwarten?

Die Tür schwang ohne Knarren auf, und ein Moha-Sklave sah ihn neugierig an.

»Boron zum Gruße«, murmelte Falkan. Der Moha nickte nur. »Ist dies das Haus der Familie Durón?«, fragte Falkan unsicher. Die dunklen Augen des Mohas drangen tief in seine. Dann runzelte er kurz die Stirn, wandte sich ab und verschwand im hinteren Teil des Hauses.

Und jetzt? Holte er nun jemanden? Sollte er auch hineingehen? Aber der Moha hatte keine Geste ge-

macht. Falkan beschloss zu warten, vielleicht wohnte in diesem Haus auch so ein aufbrausender Herr.

Kurz darauf kam der Herr des Hauses an die Tür. »Was kann ich für dich tun? Wir geben nichts!«, sagte er mit Bestimmtheit, die Falkan wohl abschrecken sollte.

Dieser schluckte einen bösen Kommentar hinunter. Bei ihm zu Hause erkannte man ihn als Barden, doch hier in Al'Anfa ... »Ich fragte Euren Sklaven, ob dies das Haus der Familie Durón sei«, antwortete er mit etwas Biss in der Stimme.

»Familie Durón? Nein, wie kommst du darauf? Nein, nicht dass ich wüsste.«

Falkan verzog das Gesicht. Wieder ein Fehlschlag, aber wo sollte er sonst suchen? »Seid Ihr sicher? Vielleicht vor hundert oder mehr Götterläufen?«, fragte er hoffnungsvoll.

Der Herr blickte ihn an. »Nun«, begann er nachdenklich, »mein Großvater kaufte dieses Haus zu einem kleinen Preis von einer verarmten Familie. Sie zogen in die Altstadt, wenn ich seinen Geschichten glauben darf. Vielleicht ist das deine Familie Durón. Und nun verschwinde!«

Falkan verbeugte sich höflich und wandte sich ohne einen weiteren Blick auf den Herrn ab. Er wusste nun, was er wissen wollte, wenngleich ihm das nur noch mehr Mühen aufgab. Die Altstadt war groß und ihr Ruf

nicht gerade der beste. Falkan sah zum Himmel. Die Praiosscheibe hatte bereits ihren Zenit überschritten. Er hatte nicht mehr viele Stunden, bis es dunkel wurde.

Die Altstadt stank erbärmlich in der Nachmittagssonne. Es hatte seit zwei Tagen nicht geregnet, und der Unrat war nur beiseite geschoben, aber nicht weggeschafft worden. Wo zur Tsa mochte die Familie Durón nur hier wohnen? Er musste sich durchfragen, vielleicht kam er so zum Ziel. Er war über den Tar-Honak-Platz gegangen, hatte den Perlenmarkt hinter sich gelassen und stand nun mitten in der Altstadt. Rechts und links befanden sich alte Häuser. Einige von ihnen, vor allem die in der Nähe des Perlenmarktes, waren in gutem Zustand, aber je weiter er in die alten Viertel vordrang, desto erbärmlicher waren die Häuser. In den Eingängen saßen Kinder und spielten mit kleinen Klötzen aus Holz. Menschen mit blassen Gesichtern und Ringen unter den Augen kamen ihm entgegen, einige husteten und klangen nicht so, als hätten sie sich eben nur verschluckt. Es wurde dunkler in den Straßen, denn die Häuser standen dichter. Falkan hatte mehrere Leute angesprochen, doch die meisten kannten hier niemanden. Es würde nicht mehr lange dauern, bis es wirklich dunkel wurde, doch fündig war er noch nicht geworden.

Die Gestalten wurden immer zwielichtiger, die

Kinder verschwanden von den Straßen, und die alten Leute, denen er begegnete, sahen aus, als wären sie auf direktem Weg in Borons Hallen. Falkan fasste sich ein Herz und ging auf eine ältere Frau zu, um abermals nach dem Haus Durón zu fragen. »Verzeiht, werte Dame, wisst Ihr vielleicht, wo sich das Haus Durón befindet?« Falkan sah sie hoffnungsvoll an.

»Das Haus Durón?«, krächzte sie und sah Falkan mit einem weißen und einem blauen Auge an. Ihr Gesicht war wettergegerbt und faltig.

»Ja«, bestätigte Falkan freundlich. Er versuchte sich nicht anmerken zu lassen, dass ihn das weiße Auge der Frau irritierte.

»O ja, da geht einfach die Straße hinab. Am Ende, vor der Wand, steht ein einsames Haus, dort haust das Pack wohl immer noch«, meinte die alte Frau.

»Habt Dank, werte Dame, Ihr habt mir sehr geholfen.« Falkan ging schnell die Straße hinab. Er hoffte, dass er rasch aus diesem Viertel herauskam. Langsam belebten sich die Schänken, und er wollte nicht mit den Seeleuten in Kontakt kommen, schon gar nicht, wenn sie betrunken waren. Sie waren unberechenbar und wild. Eine Auseinandersetzung war das Letzte, was er jetzt gebrauchen konnte.

Das Haus war schön, zumindest war es das einmal gewesen. Der Putz war noch an einigen Stellen zu er-

kennen, der Rest hatte sich über die Jahre gelöst, mit dem Dreck am Boden vermischt und war schließlich weggespült worden. Die Fenster waren nicht dicht, einige in den oberen Geschossen waren eingeschlagen, darüber fehlten sie ganz. Falkan blickte um sich. Er war froh, dass er in der Grafenstadt wohnte, die war wenigstens etwas gepflegter. Er fand keinen Türklopfer und schlug vorsichtig mit der Faust an die morsche Tür.

Es dauerte eine Weile, dann wurde ihm quiettschend aufgetan. Modrige Luft quoll ihm entgegen und hüllte ihn beinahe klebrig ein. »Ja?«, erklang es barsch. Aus dem Dunkel des Hauses starrte ihn eine Frau unfreundlich an.

»Ist dies das Haus der Familie Durón?«, fragte er umso freundlicher. Ob er am Ziel war?

»Das Haus Durón? Ja, das ist das Haus Durón. Was wollt Ihr?«

Er war fündig geworden, endlich. »Mein Name ist Falkan, ich bin ein Barde aus dem Mittelreich. Und ich hörte, dass Ihr eine Sklavin am Flug der Zehn habt teilnehmen lassen. Für ein Lied von mir würde ich gern mehr von Euch erfahren.« Hoffentlich ging sie darauf ein und fragte ihn nicht, woher er all das wusste.

Die Dame sah ihn einen Wimpernschlag verblüfft an, dann verdunkelte sich ihr Gesicht. »*Die* Sklavin!



Ja, ich erinnere mich. Meine Urgroßmutter wollte sie opfern, um Honak zu gefallen, und dieses feige Ding brachte sich zwei Tage vor dem Flug um! Sie hat uns ruiniert. Honak meinte, wir hätten seinem Willen nicht gehorchen wollen. Und anstatt aufzusteigen, sind wir nun hier in diesem Dreck gelandet! Ich verachte dieses Mädchen! Sie weiß gar nicht, was sie getan hat.«

Falkan ersparte sich eine Bemerkung über den Flug und fragte stattdessen: »Habt Ihr sie begraben?« Irgendwie musste er ihren Körper finden.

»Ja, ich habe ihr Grab gesehen. Es liegt außerhalb der Stadt, auf dem Armenfriedhof. Vielleicht habt Ihr nun Stoff für ein Lied. Ihr Name war Fayrise. Und nun geht!« Die Tür wurde vor ihm zugeknallt. Etwas mehr Putz fiel von den Wänden, die Fenster klapperten und die Tür schwankte bedrohlich. Falkan beeilte sich, von diesem Haus und diesem dreckigen Viertel wegzukommen. Er hatte schon genug Zeit hier verbracht.

»Ihr wisst also, wo das Grab ist?«, fragte der Vertraute der Eidechse höchst interessiert. Endlich etwas wirklich anderes. Vielleicht konnte er jemandem Tsas Güte zeigen.

»Ja«, antwortete Falkan. Mittlerweile war es dunkel, und im Tempel der Tsa brannten an vielen Stel-

len Lampen. Der gleiche Geweihte der Tsa wie am Morgen hatte ihn empfangen. Er schien an dieser Geschichte interessiert zu sein. Wahrscheinlich hatte er nicht viel zu tun. In der Stadt des Raben bekannten sich nur wenige so stark zu dem Glauben an Tsa. Leben und Tod, nichts könnte gegensätzlicher sein.

»Morgen früh werde ich mich mit Euch zum Friedhof begeben und den dortigen Boroni um Hilfe bitten. Dann werden wir sie hoffentlich umbetten dürfen. Danach solltet Ihr mit dem Geist sprechen, auf dass sie sich vorbereitet auf den Kuss des Lebens.« Der Tsapriester schien sich regelrecht auf den Morgen zu freuen.

»Gut, das werde ich tun. Ich komme zur siebten Stunde zu Euch, dann sollte Praios schon scheinen.« Falkan sah den Geweihten an. »Ihr scheint Euch zu freuen.«

»Nun, es kommt nicht oft vor, dass wir jemanden wieder das Leben schenken können, das tun können, was Tsa möglich macht. Es ist beinahe ein großes Geschenk, das Ihr mir macht. So kann ich Tsas Wirken zeigen.« Der Geweihte der Tsa lächelte ihn freundlich an. »Glaubt Ihr an Tsa? Ihr kommt nicht aus Al'Anfa, oder?«

»Ich komme aus Nostria und verehere Tsa. Der Tod ist mir zuwider. Ich möchte gern etwas Neues erleben, immer nur das Gleiche, das kann es nicht sein.

Deshalb ging ich aus meiner Heimat weg und bin nun hier, in der Perle des Südens.« Falkans Blick trübte sich bei den letzten Worten.

»Aber Ihr seid nicht gern hier«, schlussfolgerte der Geweihte der Tsa.

»Das ist wohl nicht schwer zu erraten. Die Stadt des Raben hat nicht viel für auswärtige Barden übrig. Tritte, Beschimpfungen und faules Obst, ja, aber Geld gibt es keines. Und so werde ich wohl noch sehr lange hier bleiben müssen. Nur mühsam kann ich etwas beiseite legen, um für den Heimweg gewappnet zu sein.« Verbittert blickte er mit seinen grauen Augen auf das grüne Gras. »Ich werde Euch jetzt verlassen«, meinte Falkan mit leiser Stimme und erhob sich. Beinahe wehmütig verließ er die duftenden und blühenden Gärten der Tsa. In ihnen konnte man alles vergessen.

Falkan saß in seinem kleinen Zimmer und blickte hinaus auf die Grafenstadt Al'Anfa. Nur lustlos aß er sein Brot, mit seinen Gedanken war er nicht in der Stadt. Er dachte an den Geist und an den Körper von ihr. Urgroßmutter, Großvater. Sie war schon lange tot. Ihr Körper musste schon vor einiger Zeit in den ewigen Kreislauf eingegangen sein. Wie wollten die Geweihten der Tsa das beheben? Aber wenn sie es konnten, was tat sie dann? Sie würde Al'Anfa nicht wiederer-

kennen ... Ob sie mit ihm ins Mittelreich reisen würde? Er konnte ihr nichts bieten, doch war sie wohl selbst mittellos. Aber wenn sie keinen Körper fanden, wenn er gänzlich in Sumu aufgegangen war? Am liebsten würde er jetzt gleich nachsehen, doch des Nachts durfte man die Stätten der Toten nicht entweihen, nur unter Praios' Glanz sollte man es tun. Denn sollten unruhige Seelen umherwandern, so konnte Praios sie bändigen.

Er hatte dem Geweihten der Tsa nicht gesagt, wie lange der unruhige Geist schon tot sein musste. Er hatte sich nicht getraut, denn er hatte gefürchtet, dass die Befreiung des Geistes damit zur Illusion werden würde – und das wollte er nicht. Er war zwar kein Held, sondern nur ein Barde, doch diese Tat wollte er nun vollbringen.

Der Friedhof der Armen lag stumm vor ihnen im hellen Praiosglanz zur achten Stunde. Nur an wenigen Gräbern standen Steine, die meisten waren bereits umgefallen. Mit den Jahren war ein Großteil der Sklaven einfach so, ohne Stein, verscharrt worden. Ein paar frische Grabhügel waren aufgeschüttet, ein paar Vertiefungen deuteten auf alte Gräber, in denen der Leichnam schon lange zerfallen und in Sumu aufgegangen war. Falkan blickte unsicher über die Anzahl der Gräber. Wo sollten sie anfangen? Wo zuerst suchen? Außer dem Geweihten war noch ein anderer Priester mitgekommen

sowie ein junger Novize. Ein Boroni stand etwas abseits. Er hatte ihnen die Erlaubnis gegeben, nach dem Leichnam zu suchen, aber er schien noch nicht gewillt zu sein, einer Ausbettung zuzustimmen. Doch sie brauchten den Körper. Seine schwarze Kleidung strahlte Kälte aus und drückte die Stimmung nieder.

»Ihr sagtet, sie hätte einen Stein?«, fragte der Vertraute der Eidechse Falkan und ließ seinerseits den Blick über das spärliche Grün schweifen, bemüht, den Boroni zu ignorieren.

»Ja, die Urenkelin der Herrin erzählte es mir so. Ihr Name soll Fayrise gewesen sein. Wir sollten zuerst die Steine untersuchen«, antwortete Falkan und blickte dabei über den riesigen Friedhof. Er vermochte nicht zu sagen, wie viele hier schon begraben lagen.

»Ja, das ist gut, denke ich. Ihr könnt lesen?« Nach einem Nicken von Falkan fuhr der Geweihte fort: »Gut, dann teilen wir uns auf.« Der Vertraute stapfte in eine Richtung, der Novize in eine andere und der andere Geweihte in die entgegengesetzte.

Falkan nahm die letzte der verbleibenden vier Richtungen, der Boroni folgte ihm. Falkans Nackenhaare stellten sich auf. Es war, als hätte er einen unheilvollen Schatten, der ihn verfolgte und ihm schlecht gesonnen war. Aber der Boroni gehörte auf diesen Friedhof, Borons Acker, er nicht.

Praios strahlte schon eine ganze Weile vom Himmel, sein Zenit war bereits überschritten. Falkan hatte unzählige Steine entziffert, umgedreht, aufgehoben und enttäuscht weggelegt, als er einen Schrei hinter sich hörte. Der Novize war fündig geworden, wie es schien. Falkan lief eilig zu ihm und traf mit den Geweihten zusammen ein. Der ältere Geweihte, dem er die Geschichte erzählt hatte, schnaufte ein wenig und sah seinen Novizen skeptisch an.

»Seht! Es ist ihr Name!«, rief er freudig und tippte auf den hochgehaltenen Stein.

Falkan beugte den Stein. Er war alt und mittlerweile an den Kanten rund. Die Buchstaben waren nur noch undeutlich zu erkennen, und doch, wenn man genau hinsah, ergaben sie Fayrise, ihren Namen.

Der Geweihte der Tsa sah den Boroni an, der mitgekommen war und mit eisigem Blick den seinen erwiderte. »Wir brauchen ihren Körper, bitte. Gebt Eure Erlaubnis, sie auszubetten. So können wir einen unruhigen Geist besänftigen.«

Der Boroni schwieg und blickte auf das Grab, dann sah er wieder auf und nickte kurz. Er hatte seine Zustimmung gegeben.

»Dann lasst uns mit der Ausbettung beginnen«, meinte Falkan mit leiser Stimme. Welch freundliches Wort für eine so grausige Tat. Die Stätte eines Toten entweihen. Aber sie war ein unruhiger Toter, und mit

der Entweihung konnte sie vielleicht Ruhe finden. Falkan schluckte kurz und griff dann nach dem ihm gereichten Spaten. Mit Entschlossenheit tat er den ersten Stich.

Der Körper war unerwartet gut erhalten, zwar sah man, dass sie schon länger tot war, doch schienen es keine hundert Götterläufe gewesen zu sein, nicht einmal zehn, oder fünf, vielleicht nur einer. Er kannte sich mit den Toten nicht aus, aber in so guter Verfassung hatte er sie nicht erwartet. Er warf einen Blick zu dem Geweihten der Tsa; auch der schien überrascht zu sein. Selbst der Boroni hob eine Augenbraue. Es war nicht normal.

»Tsa scheint sich ihrer schon früher angenommen zu haben«, murmelte der ältere Geweihte. Er drückte auf den aufgedunsenen Körper, der ein schreckliches Seufzen von sich gab. »Aber dennoch sollten wir Tsa um Unterstützung bitten.« Er wischte die Hand, mit der er den Leichnam berührt hatte, an einem kleinen Leinentuch ab und drehte sich um. Hinter ihm stand sein äußerst bleicher Novize und starrte angstvoll auf die Tote. Mit einem nachsichtigen Lächeln meinte der Geweihte dann: »Lauf schon mal voraus in den Tempel, sie sollen alles für die ewige Jugend und den Lebenskuss bereiten.«

Beinahe dankbar lief der Novize davon.

»Dann wollen wir sie einmal herausnehmen«, murmelte der Vertraute der Eidechse und sah den anderen Geweihten fragend an.

Der andere Geweihte holte ein großes Leinentuch aus einer Tasche und breitete es auf dem Boden neben dem Grab aus. Vorsichtig hoben die beiden den leblosen Körper aus dem Grab und betteten ihn auf das Leinentuch. Beinahe liebevoll schlugen sie Fayrise in das Tuch ein und hoben sie hoch. Das Grab ließen sie offen, darum würde sich keiner mehr kümmern müssen. Vielleicht war es morgen schon wieder gefüllt. Falkan folgte ihnen mit einem seltsamen Gefühl in der Brust.

Falkan war losgeschickt worden, um dem unruhigen Geist Bescheid zu sagen, dass er sich auf ein neues Leben einstellen sollte. Denn der Geist durfte sich nicht wehren, wenn Tsai ihn rief und er von Golgari zurückgebracht werden sollte.

Er kannte mittlerweile den dunklen Tempel, kannte den schwarzen Boden und die Wände, kannte die seltsamen, hallenden Geräusche.

Wieder kniete er nieder vor dem zerbrochenen Rad des Lebens und wartete, dass der Geist erneut erschien. Nicht lange musste er auf den harten, kalten Steinen ausharren, dann durchfuhr ihn das bekannte Prickeln und sie erschien vor dem Altar.



»Ihr seid wieder da! Ist Eure Suche erfolgreich gewesen?«, strahlte sie ihm entgegen. Beinahe wohligh und angenehm erklang ihre Stimme in seinem Innersten.

»Ja, das ist sie. Auch wenn Eure Herren nicht mehr Herren sind, sondern verarmt in der Altstadt wohnen und Euch verachten. Geweihte der Tsa wollen Euch Tsas Lebenskuss geben; so bereitet Euch vor, wieder ins Leben zu kommen und mich und die Welt durch richtige Augen zu sehen.« Er lächelte sie an.

Der Geist verstummte, sagte nichts, sondern erstrahlte nur heller und kräftiger.

Falkan nickte ihr zu und erhob sich stumm. Nun würde er zum Tempel der Tsa gehen und sie begrüßen.

Falkan hatte ein Schlafgemach im Tempel zugewiesen bekommen, denn die Rituale sollten zwei Tage dauern, und erst am Ende würde er dabei sein, um sie zu begrüßen; der Rest war nicht für seine Augen und Ohren bestimmt.

Es war bereits dunkel, als es schließlich an seiner Tür klopfte. Er hatte den Tag über eine neue Ballade gedichtet – über ein Mädchen, das von Boron verflucht und von einem Helden gerettet wurde. »Her-ein!«, rief er mit erwartungsvoller Stimme. Wer mochte das sein?

Eine Novizin steckte den Kopf zur Tür herein. »Ich soll Euch fragen, ob Ihr mit uns zu speisen gedenkt, denn das Abendessen wird bald eingenommen.«

»Gern würde ich mit Euch speisen. Es wird mir ein Vergnügen sein«, lächelte Falkan. Er erhob sich von seinem Stuhl und trat hinaus in den steinernen Flur. Hier im Tempel war es etwas kühler als in den anderen Räumen. Seine abgetragenen Schuhe klickten leise auf dem bunten Boden. Hier und da lagen auch Teppiche, aber mehr verstreut als wirklich nach einem Prinzip verteilt. Er mochte diese leichte Unordnung. Die starre Kühle des Borontempels war ihm immer unheimlich gewesen. Er ging zwar oft in den Tempel, aber nur selten aus wahrhaft innerem Antrieb. Denn hier in der Stadt des Raben sollte man seinem Herrn auch huldigen, sonst konnte das übel auffallen.

Falkan betrat einen größeren Raum, in dem alle Geweihten der Tsa und die schlicht gewandeten Novizen saßen. Er nahm auf dem ihm zugewiesenen Stuhl Platz und fühlte sich auf einmal unbedeutend und klein. Was konnte er schon für den unruhigen Geist tun? Was hatte er getan? Eigentlich verdiente er es nicht, hier zu sein, und doch schienen die Anhänger Tsas das anders zu sehen. Das Mahl war bescheiden, aber besser als das, was er sonst aß. Für so gutes Essen reichte es selten. Die Geweihten aßen schweigend und so schwieg auch Falkan.

Nach dem Mahl winkte ihn der Tsa-Geweihte zu sich. »Falkan, kommt mit, ich denke, Ihr wollt Fayrise sehen.«

Falkan nickte und kam mit.

Fayrise lag auf einem kleinen, steinernen Podest in der Nähe des Altarraumes. Mit einem durchschimmernden bunten Tuch war sie bedeckt, doch darunter konnte man eine schlafende Schönheit entdecken.

Der Vertraute hob das Tuch von dem Gesicht und bedeutete Falkan, näher zu kommen.

Beinahe schüchtern warf Falkan einen Blick auf Fayrise. Ihr Gesicht hatte eine rosige Farbe, ihre Haut war glatt und frisch. Ihre Haare glänzten in dunklem Braun, ihre Lippen waren rot und voll. Falkan wurde warm ums Herz, ein zartes Prickeln entwickelte sich in seinem Innersten. Er wollte bei ihr sein, mit ihr reden, sie nahe spüren. »Sie sieht fast lebendig aus«, brachte er schließlich hervor.

»Ja«, stimmte ihm der Geweihte zu, »doch erst morgen können wir ihr das Leben schenken.« Er warf einen leicht wehmütigen Blick auf Falkan. »Zu schade, dass Ihr Euer Leben nicht Tsa geweiht habt.«

Falkan blickte ihn überrascht an. »Warum?«

»Weil ich meine, dass an Euch ein guter Geweihter verloren gegangen ist. Aber ich denke, Eure Qualitäten als Barde sind ebenfalls überragend.«

»Danke«, antwortete Falkan und betrachtete noch einmal Fayrise. »Sie ist so schön«, murmelte er.

»Ja«, bestätigte der Geweihte der Tsa, »doch wir sollten nun gehen.« Er deckte Fayrise wieder zu und ging aus dem Raum, wobei er darauf achtete, dass Falkan ihm folgte.

Falkan schlief nicht gut in dieser Nacht. Er wachte mehrmals auf und sah sich unsicher in seinem Zimmer um. Er träumte von seltsamen Dingen. Und am Morgen, als er unausgeschlafen von dem Licht der hellen Praiosscheibe geweckt wurde, erinnerte er sich nur mehr an zusammenhanglose Traumfetzen. Fayrise erwachte nicht, und unter den Tsapriestern gab es ratlose Gesichter. Ein trauriges Geistergesicht blickte Falkan vor dem zerbrochenen Rad an und bat ihn, sie zu erlösen. Golgari verhöhnnte ihn, mal als Rabe, mal als Fayrise, doch all das machte keinen Sinn.

Der zweite Tag war weitaus schlimmer als der erste. Unruhig wanderte er in seinem Zimmer auf und ab, versuchte die vergangenen Augenblicke zu zählen und nicht an die Träume der letzten Nacht zu denken. Doch die Erinnerung kam immer wieder und drängte sich auf. Aber er wollte an kein böses Omen glauben. Ähnlich schlechte Träume hatte er schon als Kind gehabt. Meist war es genau anders ausgegangen, als er es geträumt hatte.

Er konnte es kaum erwarten, Fayrise zu sehen, ihre Stimme endlich mit seinen Ohren zu hören und ihren warmen Körper zu berühren. Doch wann würden ihn die Geweihten der Tsa holen? Was würde ihn dann erwarten? Würde sie ihn erkennen? Erinnerste sie sich überhaupt? Falkan schritt unruhig auf und ab. Er konnte nichts tun außer warten und auf das Beste hoffen.

Langsam, ganz langsam begann der Abend zu dämmern, die Praiosscheibe neigte sich der Erde zu, um schließlich endgültig zu versinken. Falkan saß auf einem Stuhl und wartete.

Ein leises Klopfen schreckte ihn auf. Ruckartig wandte er den Kopf zur Tür. »Herein!«, rief er mit eben noch beherrschter Stimme. Ein Schauer ging durch seinen Körper. Sollte er jetzt kommen?

Ein Geweihter der Tsa öffnete die Tür und blickte Falkan freundlich an. »Ihr sollt in den großen Saal kommen, es ist nun soweit, bald erwacht sie.«

Falkans Herz pochte so heftig, als wolle es zerspringen, während er dem Geweihten der Tsa in den Altarraum folgte. Fayrise lag in einem großen Stern, dessen Arme in alle Richtungen zeigten. Die Geweihten schienen in Trance zu sein, zumindest nicht ganz anwesend. Fayrise sah bildschön aus, jung und le-

bendig. Alle Spuren der Verwesung waren ihr genommen. Es schien, als schlafe sie nur. Falkan starrte wie gebannt auf Fayrise, während sich das Gemurmel um ihn erhob und langsam einem Höhepunkt zustrebte. Die Worte wogten durch den Raum und hüllten Falkan bald ganz ein. Nur noch diese Laute waren zu hören.

Fayrise bäumte sich auf und schrie laut. Ihre Augen blickten weit aufgerissen und starr nach vorn. Ihr ganzer Körper war gespannt. Dann erschlaffte er wieder und sank in sich zusammen. Ein leises Schluchzen war von ihr zu vernehmen.

Nach einem Blick zu den Geweihten eilte Falkan zu Fayrise. Er berührte sie sanft an der Schulter und hockte sich neben sie.

Tränenvolle Augen blickten in seine. Dann schmiegte sich ihr Körper an ihn. »Mein Barde, mein Retter«, murmelte sie.

Falkans Herz machte einen Satz. Sie erinnerte sich, sogar an ihn.

Ein Vertrauter der Eidechse kam zu ihnen und zog ihre Aufmerksamkeit an. »Willkommen in deinem neuen, tsagefälligen Leben«, sagte er mit freundlicher Stimme. »Der Flug war schmerzhaft, doch das geht vorüber.«

Fayrise sah ihn mit großen Augen an, dann lächelte sie.

Falkan strahlte den Geweihten der Tsa an. Endlich hatte er, was er gesucht hatte.

»Vielleicht solltet Ihr sie zu ihrem Zimmer bringen«, lächelte der Vertraute.

Falkan grinste und stand auf. »Kommt, ich bringe Euch auf Euer Zimmer.«

Fayrise erhob sich ebenfalls und folgte ihm.

Ihr Zimmer war nicht größer als seins. Die Geweihten hatten Öllampen angezündet und diese erhellten nun den Raum.

»Es ist schön«, murmelte Fayrise. »Habt Dank, dass Ihr mich erlöst habt. Jetzt lebe ich wieder und muss nicht jeden Tag hoffen, dass mich jemand bemerkt. Anfangs wäre ich sogar froh gewesen, wenn mich die Boronpriester gebannt hätten, dann wäre ich auch erlöst worden.« Sie sah ihn mit dunklen Augen an. »Aber ich hätte Euch nie getroffen.«

Graue Augen trafen auf dunkle. Falkan schluckte. »Ich bin froh, Euch befreit zu haben.«

»Sagt ›du‹ zu mir. Eigentlich war ich noch recht jung.« Ein Schmunzeln glitt über ihre Lippen. Sie trat hinter Falkan und schloss die Tür. »Bitte bleibt.«

»Gern, gern, aber auch zu mir kann man ›du‹ sagen.« Welch verlockendes Angebot. Bei einer so hübschen Frau bleiben zu dürfen. Allein in einem Zimmer. Wer konnte da nein sagen?

Sie setzte sich auf eine gepolsterte Bank, die in der Nähe des Fensters stand, und bedeutete ihm, sich neben sie zu setzen. Bereitwillig kam er der Aufforderung nach.

»Was willst du nun machen?«, fragte er sie neugierig.

»Ich weiß es nicht, mein Leben genießen, denke ich.« Sie sah ihn mit leuchtenden Augen an. Es war, als funkelten Sterne in ihnen.

»Möchtest du vielleicht mit mir in das Mittelreich gehen? Ich selbst komme aus Nostria, doch ich wollte gern einmal weiter nach Norden ziehen – oder Gareth sehen oder gar das Horas-Reich.« Er sah sie hoffnungsvoll an.

»Du würdest mich mitnehmen? Zu gern würde ich mitkommen und die dunklen Erinnerungen an diese Stadt hinter mir lassen. Lass uns gleich morgen aufbrechen!«

»Dafür brauchen wir ein paar Dublonen. Ich besitze nicht viel und die Reise kostet«, antwortete Falkan bedrückt.

»Keine Sorge, wir werden eine Möglichkeit finden, an ein paar Dublonen zu kommen.« Ein verschmitztes Grinsen zierte ihr Gesicht. »Ich kenne da ein paar Möglichkeiten. Eine schnelle Hand in einen prallen Beutel hat schon immer etwas gebracht.«

»Aber Fayrise!« Falkan sah sie überrascht an.



»Gut, ich kann auch etwas anderes tun. Lass uns morgen weiterreden.« Ihre Augen nahmen einen anderen Glanz an und musterten ihn mit scheinbarem Wohlgefallen.

Falkan wurde warm ums Herz, er zitterte und ein Kribbeln breitete sich in ihm aus, als er ihren Duft stärker wahrnahm. Sie kam näher und küsste ihn. Falkan umarmte sie und erwiderte ihren Kuss mit Freude.

Der Tag war nebelig, als die Praiosscheibe sich am Himmel erhob. Morgen war der Tag des Großen Schlafes. Falkan lag bei Fayrise, als der Morgen graute. Sie kuschelte sich an ihn. Er sog ihren Duft ein, lieblich, zart. Die Nacht war wundervoll gewesen, mit Wonne erinnerte er sich daran. Ihr Körper war warm und noch viel schöner, als er es sich vorgestellt hatte. Mit einem verliebten Blick betrachtete er sie. Noch viele Götterläufe wollte er sie so sehen.

Harte Schläge dröhnten gegen die Tür, wer mochte das sein? Falkan fuhr hoch, als die Tür aufgeworfen wurde. Ein verschreckter Geweihter der Tsa sah sie an und wurde mit eisernem Griff in den Raum geschoben. Hinter ihm brachen schwarz gepanzerte Mannen hervor und starrten mit grimmigen Mienen auf Falkan. Eine Faust war auf dem Wappenrock zu sehen. Falkan gefror das Innerste. Die Basaltfaust war

im Tempel der Tsa. Zwischen den Kriegern konnte er einen einfachen Priester erkennen, dennoch war er Furcht einflößend, denn er befehligte diese Krieger. Der Boroni trat einen Schritt nach vorn und sah Falkan herablassend an. »Wir haben gehört, dass Ihr eine Sklavin wiederbelebt habt, die eigentlich Boron geopfert werden sollte«, hob der Priester an.

Falkan umarmte Fayrise schützend. Sie wollten sie doch nicht mitnehmen? Nein, das konnten sie nicht.

»Die Herrin der Sklavin verlangt, dass sie dieses Mal geopfert wird, und es ist auch in unserem Sinne. Sie wurde Boron versprochen, und wir haben nun die Möglichkeit, sie ihm zu geben. Beim morgigen Flug wird sie Boron die Ehre erweisen, die sie ihm schon vor Dutzenden Götterläufen hätte erweisen sollen.«

Der Geweihte schnappte nach Luft, Falkan starrte erschreckt auf Fayrise. Tränen waren in ihren Augen zu sehen und blankes Unverständnis. Zitternd hielt er sie in den Armen. Sie sollten sie nicht haben.

»Wir werden sie jetzt mitnehmen, bevor sie Boron wieder entkommen kann.« Er winkte und vier Basaltfäuste gingen auf das Bett zu.

»Nein, Ihr bekommt sie nicht!«, rief Falkan und versuchte sich ihnen in den Weg zu stellen. Hart traf ihn die Faust eines Kriegers, verschwommen sah er Fayrise und fühlte nur noch von Ferne, dass sie weggezogen wurde. Kurz bevor es schwarz vor seinen

Augen wurde, hörte er sie rufen: »Ich liebe dich, Falkan!«

Die Straßen waren voll, überall drängelten sich Menschen. Der Vertraute hatte ihn aufhalten wollen, doch er ließ sich nicht von seinem Vorhaben abbringen. Er wollte sie wiederhaben. Mit allen Mitteln wollte er sie aus dieser schwarzen Stadt bringen. Vor ihm lag das Gebäude der dunklen Stadt. Dort musste er hin und Fayrise herausholen. Sie konnte doch nicht einfach sterben, jetzt, wo sie so kurz erst gelebt hatte.

Seine Schritte waren etwas zögerlicher geworden, da er dem Ort näher kam. Dunkel erhoben sich die mächtigen Mauern in der Nachmittagssonne. Der Schlag hatte ihn länger außer Gefecht gesetzt. Und noch brummte ihm der Schädel.

Vor dem Eingang standen Wachen. Er hatte damit gerechnet, doch das Gegenteil gehofft. Zwei Basaltfäuste versperrten den Zugang. Sie sahen ihn skeptisch an. »Was wollt Ihr?«, fragte einer der beiden unfreundlich.

»Ich will zu den Zehn, sie haben nach mir rufen lassen.«

»Haben sie das? Das können wir klären.« Er rief irgendetwas und sah ihn grinsend an.

Falkan wurde unwohl in seiner Haut. Zwar hatte er einen Dolch dabei, aber was konnte er damit gegen

diese schwer gerüsteten Krieger ausrichten? Sollte es zum Kampf kommen, wäre er in echten Schwierigkeiten.

Er hörte scheppernde Schritte aus dem Innern. Die Tür ging auf, und ein Mann starrte die beiden Wachen an. Hinter ihm standen zwei weitere Basaltfäuste. »Was ist?«, fragte er mürrisch.

»Dieser hier behauptet, man hätte ihn zu den Zehn gerufen.«

Der Mann blickte Falkan an. »Nein, das glaube ich nicht.« Er machte eine kleine Handbewegung und fuhr fort: »Er will bestimmt nur sein Sklavenweib haben.«

Noch ehe sich Falkan versah, hatten ihn vier Basaltfäuste umringt. »Bringt ihn nicht um!«, hörte er noch aus der Ferne, als Schläge auf hin niederprasselten. Seinen Dolch zückte er zwar, doch ehe er ihn ein einziges Mal führen konnte, raubten ihm die Schmerzen die Sinne.

Es war hell, als Falkan die Augen wieder öffnete. Er blickte in das bekannte Gesicht des Vertrauten der Eidechse.

»Seid Ihr endlich wieder wach?! Ihr macht Sachen. Ich hatte Euch doch gesagt, dass niemand in die schwarze Stadt hineinkommt.«

»Welcher Tag ist heute, wo bin ich?«, fragte Falkan und versuchte sich zu erinnern.

»Ihr seid im Tempel der Tsa, sie waren so großzügig, Euch hierher bringen zu lassen. Gut, eigentlich sagten sie uns nur, dass Ihr bei der Stadt läget, aber immerhin. Heute ist der Tag des Großen Schlafes«, berichtete der Vertraute mit ruhiger Stimme.

»War der Flug der Zehn schon?« Falkan richtete sich auf. Er war in seinem Zimmer im Tempel und lag auf seinem Bett.

»Nein, noch nicht. Wenn Ihr hingehen wollt, solltet Ihr Euch beeilen, viel Zeit habt Ihr nicht mehr.« Mit traurigem Blick sah er Falkan an.

»Ich will gehen, ich muss Fayrise sehen!« Falkan sprang von seinem Bett. Er musste hin, er musste es einfach tun. Vielleicht überlebte sie.

Der Flug der Zehn war ein Volksfest. Ganz Al'Anfa war auf den Beinen, um diesem großen Opfer beizuwohnen. Falkan mischte sich unter die Menge, um Fayrise zu sehen. Vielleicht überlebte sie den Flug. Es war schon vorgekommen. Vielleicht gab Boron sie frei.

Die Zehn Raben betraten die Klippe unter Golgaris Abbild. In schwarze Federn gewandet, standen sie dort oben im Himmel, schwankend, benebelt, dem Tod, Boron, so nahe.

Der Erste sprang, dem Himmel entgegen, die Klippen hinunter.

Falkan schloss kurz die Augen, der Schmerz war

groß, doch er wollte sie sehen. Er betrachtete jeden Raben bei seinem Flug, erst in den Himmel und dann in die Tiefe des Felsens. Doch niemand war wie sie.

Die Letzte, die sprang, der letzte Rabe, der in den Himmel stieg, war seine Lotosblüte Fayrise. Langsam breitete sie die Flügel aus, sie schwankte nicht und stieß sich hinauf in den blauen Himmel. Sie war der schönste Rabe unter den Zehn. Selbst mit den Federn war sie bezaubernd. Für einen Augenblick schwebte sie in der Luft; dann, langsam, fiel sie den Fels hinab, Federn verlierend, in die Tiefe.

Das Volk jubelte, Falkan blieb stumm. Er wartete, doch keiner rief, dass jemand überlebt hatte. Er würde von freudig erregten Leuten angerempelt, als er mit einsamem Blick am Platz stand. Selbst als die meisten schon gegangen waren, nach Hause, um mit den Toten zu speisen, blieb er stehen. Doch eine Nachricht kam nicht. Er fühlte sich einsam, sein Herz war leer. Keiner dieser Menschen um ihn herum konnte ihn verstehen. Langsam ging er zurück, zurück in die Grafenstadt, zum Tempel der Tsa. Dort hatte er noch ein paar Sachen.

Sein Zimmer war seltsam leer, zwar voller Dinge, aber doch leer. Er sammelte seine Habe ein. Hier hatte er nichts mehr zu suchen, nichts band ihn mehr an diesen Ort; beinahe wurde er weggedrängt. Ein kur-

zes Klopfen ließ ihn innehalten. »Herein?«, rief er fragend.

Der ihm schon vertraute Geweihte betrat das Zimmer. »Ich habe etwas für Euch von Fayrise.« Er reichte Falkan ein Pergament mit dem Siegel der Tsa. »Und das ist von Tsa.« Er gab Falkan eine Dublone und eine silberne Brosche in Form einer Eidechse in die Hand. Er nickte ihm zu und verließ das Zimmer.

Falkan betrachtete die Dublone und die Eidechse. Warum nur? Wollte Tsa ihm damit etwas sagen? Oder wollte der Geweihte ihn nur an das Leben erinnern? Er zuckte mit den Achseln und befestigte die Brosche gut sichtbar an seiner Kleidung, die Dublone steckte er weg. Dann brach er das Siegel und las die kunstvollen Buchstaben.

*Mein Barde!*

*Ich habe dir meine Erlösung zu verdanken, auch wenn sie nicht so ausgefallen ist, wie ich dachte. Aber Tsa hat Gnade walten lassen, und Tsa hat mich zu dir geführt; was hätte sie Schöneres tun können?*

*Hab Dank, mein Barde. Hab Dank für meine Rettung.*

*Du warst der Einzige in meinem Herzen.*

*Und hiermit schenke ich dir meins.*

*In Liebe*

*Fayrise*

Falkan faltete den Brief und lächelte kurz. Wenigstens war sein Herz nun ein klein wenig geheilt. Vorsichtig steckte er den Brief weg. Er wollte ihn für immer behalten. Nun würde er gehen, weg von hier.

Der Raum war stickig und voller Rauch. Das Kaminfeuer knisterte und knackte in einer Ecke und verbreitete wohlige Wärme in der Taverne. Gedämpftes Reden und Lachen erfüllten die Schenke. Draußen war es kalt, der Winter ließ nur ungerne und langsam das Land aus seiner Hand. Schnee bedeckte die Bäume und tauchte die Landschaft in ein dunkles Weiß. Das Gras ragte nur an wenigen Stellen hervor, verborgen bis zum Frühling.

Die Taverne war gut gefüllt, an jedem Tisch saßen Gäste, tranken, erzählten und lachten. Denn hier war es warm und gemütlich. An einem Tisch, nicht weit vom Feuer, saß Falkan und blickte in die Ferne. Weit weg war er nun, weg von Al'Anfa, weg von den dunklen Straßen, weg von Borons ewigem Hauch. Er fasste sich an die linke Schläfe und ließ seine Finger zu den Haarsträhnen mit den bunten Bändern wandern. Drehte sie, bis er an die Rabenfedern stieß, die nun die Enden seiner Zöpfe zierten. Mit traurigen Augen dachte er an den Grund. Dann sah er wieder auf und blickte sich um. Er war nicht zu Hause, doch er war im Norden, in einer Welt, die er kannte. Etwas



Neues musste er erleben, immer etwas anderes. Und so war er hier, in dieser Taverne.

An seinem Tisch saßen drei weitere Gestalten. Ein Magier – unschwer an der Kleidung zu erkennen –, ein Elf mit fein geschnittenem Gesicht und ein Krieger, der den thorwalschen Körperschmuck in Perfektion trug. Sie hatten sich zu ihm gesetzt und noch nichts zu ihm gesagt.

Falkan sah seine Tischnachbarn an, dann räusperte er sich und fragte mit ruhiger Stimme: »Wollt Ihr eine Geschichte hören? Eine Ballade über ein Mädchen, mit Borons Fluch belegt?«





## Die Levthansschale

»Wo ist Rolli?«, rief eine weibliche Stimme streng und bar jeder rahjagefälligen Sinnlichkeit durch den Tempel der Göttin zu Fasar. Die Verärgerung von Aschmira as Satara war nur allzu deutlich. Heute, am 20. Ingerimm, waren alle Geweihten damit beschäftigt, den Tempel für die morgige Freudenfeier zu schmücken – alle bis auf Rolli! Eigentlich hieß der etwas schüchterne, garethische Neuzuwachs Rondralieb Wollfärber, doch der Name passte weder zu Rahja noch zu Fasar, und angesichts seines geringen Körperwuchses, der durch Speckröllchen am Bauch mehr als ausgeglichen wurde, nannte ihn jeder nur noch Rolli.

»Hat ihn denn heute Morgen überhaupt schon jemand gesehen?«, hakte Aschmira entmutigt nach, als eine Antwort auf ihre erste Frage ausblieb.

Nidda, eine 15-jährige Schülerin mit langen, weißblonden Haaren, die sich gerade mit einer roten Kreppgirlande abmühte, hatte ihn gesehen. »Heute Morgen kam Aslan der Zuckerbäcker und brachte die

süßen Teilchen für das morgige Fest. Rolli war dabei, als er kam.«

Aschmira stöhnte. »Rahja, tu uns das nicht an.« Sie warf die Arme verzweifelt in die Höhe und eilte in Richtung Speisekammer. Der Gewölberaum, in dem die Nahrungsmittel aufbewahrt wurden, lag im Keller und hielt eine gleichbleibend kühle Temperatur. Aschmira nahm sich nicht die Zeit, einen Kittel über ihren gebräunten Körper zu werfen. Mit bloßen Füßen huschte sie die Treppe hinab und über den kalten Steinboden des Korridors hin zu der offen stehenden Tür der Speisekammer. Auf einem der Borde lagen Tablettts mit den Teilchen, die mit Tüchern abgedeckt waren. Ein Tuch lag jedoch auf dem Boden; die Anzahl der Teilchen darauf hatte schon stark abgenommen, während vor dem Bord ein kleiner, dicker Mann stand und genüsslich schmatzte, beide Hände voll mit klebrigem Zuckerwerk.

»Rondralieb Wollfärber!« Aschmiras Stimme klang wie ein tödlicher Speer und traf genauso gut. Rolli zuckte schuldbewusst zusammen. »Aschmira? Ich, äh, wollte nur ...«

»Sei still! Ich sehe doch, was du hier tust. Alle anderen sind dabei, den Tempel zu schmücken, und du stopfst dir den Wanst voll. Ich weiß nicht, wie um alles in der Welt du in Rahjas Augen Gnade finden konntest. Du denkst nur ans Futtern. Das reicht! Iss

das, was du gerade in Händen hältst – wäre ja schade drum. Aber dann wirst du den Rest des Tages den Tempel auf Vordermann bringen: die Buntglasscheiben müssen geputzt, der Fußboden geschrubbt und die Kieswege neu geharkt werden. Und übermorgen, wenn das Fest vorbei ist, werden wir gemeinsam ein längeres Gebet anstimmen, um festzustellen, was die Göttin mit dir vorhat. Ich kann nicht glauben, dass Essen deine einzige Hingabe an Rahja sein soll. Und jetzt: Abmarsch!«

Der Rahja-Tempel in Fasar stand inmitten eines kleinen Parks mit Schatten spendenden Bäumen, weichen Grasflächen, schützendem Strauchwerk und Wegen, die mit kleinen, weißen Kieseln bestreut waren. Das einzige Problem mit den Kieseln war, dass sie nicht dort blieben, wo sie waren. Jedes Mal, wenn jemand darüberlief, ging die Ordnung verloren. Wenn man nicht ständig hinterher war, gab es bald hässliche braune Stellen, wo der nackte Erdboden hervorlugte. Für das morgige Fest musste natürlich alles perfekt sein. Mit einer Harke sorgte Rolli für Ordnung. Während dieser wenig spannenden Arbeit schweiften seine Gedanken ab.

Es war ungewöhnlich, dass der 21. Ingerimm, der Tag der Waffenschmiede, in einem Rahja-Tempel gefeiert wurde. Doch Aschmira hatte ihm die Hinter-

gründe erzählt. Sie selbst war während des Khomkrieges in Unau gewesen und hatte den Novadis und ihren zwölgöttergläubigen Verbündeten gegen die Al'Anfaner beigestanden. Dabei hatte sie nicht mit stählernen Waffen gekämpft, sondern mit ihren Gaben den Kämpfern neuen Mut gemacht und die Verwundeten geheilt. Dem Zwerg Bantram, Sohn des Buntram, hatte sie nicht nur das Leben, sondern auch seine Männlichkeit gerettet. Er hatte geschworen, ihr eine ingerimm- und rahjagefällige Gabe zu überreichen. Ein Jahr nach Kriegsende war Bantram tatsächlich in Fasar aufgetaucht und hatte am 21. Ingerimm einen eisernen Freudenspender überreicht, etwa ein-einhalb Spann lang, mit einem mechanischen Innenleben, das über eine aufziehbare Feder den ganzen Stab in Vibration versetzen konnte. Der zwergische Schmied und Mechanicus nannte ihn »Ingerimms Hammer«, und die Geweihten nahmen diese Gabe mit Wohlwollen auf. Seitdem wurde der 21. Ingerimm gefeiert – allerdings nicht als Tag der Waffenschmiede, sondern als Tag von Ingerimms feurigen Lenden.

Rolli wischte sich den Schweiß von der Stirn. Inzwischen war es später Nachmittag. Die Wege waren wieder schön ebenmäßig mit weißem Kies bedeckt. Sein Magen meldete sich knurrend zu Wort. Seit dem Überfall auf das Zuckerwerk am Vormittag hatte er

nichts zu tun bekommen. Der junge Geweihte tätschelte seine Speckröllchen und mahnte seinen Magen, Ruhe zu geben. Am nächsten Tag würde es genügend Leckerbissen geben.

Für die Feier am 21. Ingerimm war Reshalia ai Djer Khalil, die blinde Hüterin des Schleiers zu Fasar, persönlich vom Haupttempel herübergekommen. »In Rahjas Tempel zu Alveran herrscht ein ewiges Fest. Und wo es auf Dere etwas zu feiern gibt, rufe ihren Namen und lebe!« Obwohl sie nichts sehen konnte, nahmen ihre Ohren das Plätschern eines kleinen Springbrunnens und die sphärischen Klänge einer Zitar im Hintergrund wahr. Ihre Nase atmete den Duft teuren Rosenöls, und ihre Haut wurde von der angenehmen Luft im Tempelinneren umschmeichelt. Nach ihrer kurzen Eröffnungsrede fand sie mit traumwandlerischer Sicherheit den Weg zu der zentralen Rahjastatue, die sie umarmte und küsste, bevor sie sich den Gästen widmete.

Rondralieb fand Gefallen an dem Fest. Er hielt sich beständig in der Nähe des Buffets auf, wo leichte Speisen darauf warteten, den Gaumen zu erfreuen, den Magen aber nicht zu sehr zu belasten. Aschmira tauchte plötzlich fröhlich lächelnd neben ihm auf, rieb ihren Körper an dem seinen wie eine Katze und schien ihren Ärger vom Vortag vergessen zu haben.

»Trink von dem Tharf, Rondras Liebster«, forderte sie ihn auf, streichelte seine Wange und wandte sich wieder den Feiernden zu. Plötzlich verspürte Rondralieb Durst, nicht den profanen Durst, der durch Wasser gelöscht werden konnte, sondern das Verlangen nach Rahjas Nähe. Sein Blick fiel auf einen einfachen, altertümlichen Kelch auf dem Buffet, der ihm vorher noch nicht aufgefallen war. Er war gefüllt. Rolli gedachte dem dienstbaren Geist, der den Kelch für ihn hingestellt hatte, und nahm einen tiefen Schluck. Er drehte sich um und ließ seinen Blick durch die weite Halle schweifen. Nackte Körper tanzten, hielten sich in den Armen oder lagen auf seidenen Kissen. Durch ein Fenster aus rotem Glas fiel das Licht herein und lenkte die Aufmerksamkeit des Geweihten auf sich. Das rote Licht war lebendig, es tanzte und wallte, umschlang ihn und raubte ihm schier die Sinne.

Ein kühler Luftzug umspielte Rondraliebs nackte Füße, kitzelte sie, bis er aus tiefem Schlaf erwachte. Er öffnete die Augen und fand sich auf einem Stapel Kissen inmitten der Halle wieder. Obwohl eine friedliche Ruhe herrschte, klang eine Warnung in seinen Ohren: Levthans Geburtsgabe ist in Gefahr! Rolli setzte sich auf und fuhr mit einer Hand durch sein verstrubbeltes schwarzes Haar. Er stellte fest, dass er sich nicht daran erinnern konnte, was während der

Feier geschehen war. Muskelkater in den Gliedern ließ ihn ächzen, als er aufstand. Durch die Halle kam plötzlich Aschmira auf ihn zu. Ihre Augen drückten Bewunderung aus. Sie umarmte und küsste ihn.

»Ich wusste ja nicht, wozu du fähig bist, Rondras Liebster«, begann sie, »du warst ein wahrer Levthan!«

»Ja? Danke.«

»Komm erst mal mit frühstücken.«

Gemeinsam begaben sie sich zu einer Tafel, an der schon die anderen Tempeldiener saßen und ein einfaches Frühstück genossen. Immer wieder warfen die Geweihten bewundernde Blicke auf Rondralieb. Er genoss diese plötzliche Verehrung, auch wenn er sich an nichts erinnern konnte. Nach dem Essen verdrückte er sich rasch in eine versteckte Laube im Garten – sein bevorzugter Platz, wenn es Arbeit gab. Während die anderen die Reste der Feier des Vortages wegräumten, saß er auf einer Bank und genoss die Morgensonne. Er schloss die Augen und hielt sein Gesicht der Praiosscheibe entgegen. Sie wärmte sein Gesicht und erleuchtete seine geschlossenen Lider. Er sah rote Flecken, die langsam zu tanzen anfangen. Rondraliebs Phantasie spielte mit den Flecken und formte sie zu tanzenden Figuren, kleinen Figuren, die auf merkwürdige Weise herumhüpften wie der bocksbeinige Levthan. Seine Geburtsgabe ist in Gefahr! Erschrocken riss der junge Geweihte die Augen auf. Das grelle



Licht trieb ihm Tränen in die Augen, sodass er sich schnell abwandte. Was soll das?, fragte er sich. Was für eine Geburtsgabe sollte in Gefahr sein? Und was hatte er mit Levthan zu tun? Er war doch nur ein einfacher Diener Rahjas. Diese Botschaft war bestimmt nicht an ihn gerichtet. Er wusste nichts über Levthan, außer dass er ein Sohn Rahjas war. Rondralieb ging zurück zum Tempel. Niemand schimpfte, weil er sich vor der Arbeit gedrückt hatte. Aschmira lächelte sogar.

»Ah, da bist du ja. Sei doch so lieb und fülle diesen Krug mit Tharf.«

Sie händigte ihm einen irdenen Krug aus. Seufzend ging Rondralieb durch die Halle zur Kellertreppe. Alles war wie immer. Kaum ließ er sich blicken, gab man ihm Arbeit. Irgendwie war das nicht das, was er sich unter dem Leben eines Geweihten vorgestellt hatte. Währenddessen betrat er den Weinkeller und blickte erst auf, als ein Schatten auf sein Gesicht fiel. Meine Geburtsgabe ist in Gefahr! Eine Levthanstatue ragte über ihm empor und starrte ihn dämonisch grinsend an. Mit einem lauten Schrei ließ Rondralieb den Krug fallen und rannte weg.

»Wo hast du den Krug gelassen, Liebster?«, fragte Aschmira, als Rondralieb sie fast umrannte.

»Krug? Welcher Krug? – Aschmira, hilf mir«, stammelte er.

Beruhigend nahm sie seine zitternden Hände in die ihren und führte ihn zu einer nahen Bank.

»Setz dich«, sprach sie ruhig, »und erzähl mir, was dich beunruhigt. Du bist hier sicher, niemand tut dir etwas.«

»Ich ... ich hatte heute Nacht einen merkwürdigen Traum«, begann er.

»Erzähl mir den Traum«, forderte sie ihn auf.

»Aber ich kann mich an nichts mehr erinnern. Nur an das Ende, als ich gerade aufwachte: Levthans Geburtsgabe ist in Gefahr. Dieser Satz verfolgt mich schon den ganzen Tag. Bitte, hilf mir!«

Beruhigend umarmte sie ihn. Dann hielt sie ihn auf Armlänge entfernt und studierte sein Gesicht. »Du hättest mit dieser Warnung direkt zu mir kommen müssen.«

»Aber was ist Levthans Geburtsgabe?«

»Das wissen wir nicht. Es heißt, das Leben jedes Halbgottes sei mit einem Artefakt verbunden, das er selbst schuf oder das ihm von seinem göttlichen Zeuger mitgegeben wurde. Aber die Legenden sind sich nicht einig, welche Artefakte den Halbgöttern zuzuordnen sind. Möglicherweise gibt es mehrere – oder gar keine.«

»Und was habe ich damit zu tun? Ich weiß doch gar nichts.«

»Du warst gestern von Rahja besessen. Das hat je-

der gespürt und gefühlt. Du bist von ihr auserwählt. Du musst dieser Warnung nachgehen und der Gefahr entgegentreten. Geh und schütze Levthans Geburtsgabe.«

»Ich soll gehen? Wohin? Wo kann ich dieses Artefakt finden?«

»Das kann ich dir nicht sagen. Aber wenn es sich um seine Geburtsgabe handelt, dann solltest du vielleicht an seinem Geburtsort suchen.«

Rondralieb dachte nach. Den Tempel verlassen. Er sollte eine Reise zu einem unbekanntem Ziel mit unbekanntem Gefahren antreten. Er spürte, dass dies Rahjas Wille war. Aber er selbst war sich noch nicht sicher.

»Wo ist sein Geburtsort?«

»Das ist nicht genau bekannt. Kennst du die Firunslegende? Eines Tages wanderte Firun in die Khom und verliebte sich in Meriban, die Tochter eines wandernden Hirten. Er nahm sie mit sich, und sie gebar ihm Ifirn. Seine Lobpreisungen von Meribans Liebreiz bei den anderen Göttern trieben Rahja nach Dere, wo sie Meribans Bruder Khabla erblickte. Sie teilte das Lager mit ihm und ließ ihn das Kind austragen, eben Levthan.«

»Die Khomwüste?! Da gibt es doch bloß Sand und ungläubige Novadis.«

»Nun, vielleicht musst du auch nicht in der Wüste

selbst suchen. Versuche es doch erst einmal am Rande der Khom. Dort gibt es eine Reihe von zwölfgöttergläubigen Dörfern. Wenn es in jenen grauen Vorzeiten, als Firun kam, irgendwo schon Menschen gegeben haben soll, dann eher am Nordrand der Khom.«

»Hm. Ich denke, das klingt schon besser.«

»Bete um Führung«, schlug Aschmira vor. »Die Göttin wird deine Schritte leiten.«

»Das werde ich«, bestätigte Rondralieb, »das werde ich.«

Nach einer durchwachten Nacht, die er betend am Altar verbracht hatte, zog der junge Geweihte allein los. Seine Reisekleidung war tulamidisch bequem geschnitten; der rote, durchscheinende Stoff sowie die aufgestickten Pferde, Weintrauben und -ranken machten jedem deutlich, dass es sich bei diesem Reisenden um einen Geweihten der schönen Göttin handelte. Die Menschen in den Straßen Fasars grüßten ihn freundlich, und er grüßte zurück. Alles in allem fing die Reise ganz gut an. Schließlich ließ er die große Stadt hinter sich. In den folgenden Tagen zog er gemächlich gen Südwesten, übernachtete bei Bauern oder in Tempeln der Zwölfe. Die ganze Zeit über fühlte Rondralieb einen gleichbleibenden Zug in sich, der ihn in Richtung der Khom führte. Aus traumlosen

Nächten erwachte er des Morgens erfrischt, aber mit dem Gefühl einer zunehmenden Bedrohung. Von der Reise gibt es nichts weiter zu berichten, wahrscheinlich hielt die schöne Göttin ihre schützende Hand über den Geweihten. Rondralieb sah es jedenfalls als Zeichen ihrer Gunst an, dass er just zum 1. Rahja, dem Beginn des Festes der Freuden, in der Oase El-Karram eintraf.

»Der Rahjani, der Rahjani«, rief ein schwarz gelockter Junge, der den ankommenden Geweihten zuerst gesehen hatte, und rannte in das Dorf hinein. Rondralieb fühlte sich geehrt, begann sich aber zu fragen, warum der Junge »der Rahjani« gesagt hatte und nicht »ein Rahjani«. Erwartete man etwa einen Geweihten?

Die Oase war größer, als Rondralieb sich vorgestellt hatte. Die Häuser waren weiß verputzt und hatten flache Dächer. Der Geweihte folgte gemächlich dem Jungen zu Pferd, der ihn lauthals ankündigte. Schließlich erreichte er den zentralen Platz, an dem ein großes, zweistöckiges Haus stand, offenbar das des Sheiks. Auf der Türschwelle stand ein alter Mann mit zerzaustem weißem Haar, der ihm entgensah. Als Rondralieb von seinem Pferd abstieg, nahm ihm der Junge die Zügel ab und führte es fort.

»Sei begrüßt, Diener Rahjas«, eröffnete der alte Mann das Gespräch.

»Habt Dank. Ich bin Rondralieb Wollfärber vom Tempel der Göttin zu Fasar. Sie selbst führte mich an diesen Ort, um vor einer großen Gefahr zu warnen.«

»Dann sei willkommen. Ich bin Abu Dis, der Mawdli von El'Karram. Du wirst erwartet.«

Abu Dis winkte den Geweihten ins Innere des Hauses. Stirnrunzelnd folgte ihm Rondralieb. In einem großen, angenehm kühlen Raum wurde ihm der Scheich der Beni Kharram vorgestellt. Neben dem Scheich stand eine Frau im Reisegewand einer Magierin, den Zauberstab in der Hand. Als Rondraliebs Augen sich an das schwächere Licht im Raum gewöhnt hatten, stellte er fest, dass die alabasterweiße Haut der Frau an allen sichtbaren Stellen tätowiert war, sodass sie dunkel wirkte. Magische Symbole, Ranken, Blätter und Zweige verwoben sich mit Schlangen und Dämonenfratzen auf ihrer Haut. Er schauderte.

»Keliseth saba Beli ist mein Name, Euer Gnaden«, stellte sie sich mit samtweicher Stimme vor und beugte das Knie vor dem Geweihten, »Akademie zu Elburum.«

»Elburum?!« Rondralieb wich einen Schritt zurück. Mit Magiern hatte er nur wenig direkten Kontakt gehabt, aber da die Kirche Rahjas sich für alles interessierte, was im derischen Reich Belkelels, der ›blutigen Herrin‹, geschah, hatte er von dieser Akademie ge-

hört, die sich der pervertierten Lust der Erzdämonin hingeeben hatte.

»Dämonenbrut! Weiche von mir!« Er wollte noch einen Schritt zurückweichen, doch die Hand des alten Mawdli legte sich schwer auf seine Schulter. »Beruhigt Euch, sie trägt keinerlei Dämonenmale. Sie ist ein Gast wie du, Gast in Rastullahs Reich und in dieser Oase. In unseren Augen seid ihr beide ungläubig.«

»Dann ist sie es, vor der ich Euch warnen muss. Sie wird Euch schaden, wenn Ihr sie lasst.«

Keliseth verzog ihr Gesicht zu einem leichten spöttischen Lächeln und zog es vor zu schweigen.

»Ihr werdet beide Gelegenheit haben, Eure Angelegenheiten vor dem Ältestenrat und dem Scheich vorzutragen. Doch heute ist nicht die rechte Zeit dafür. Du hast eine lange Reise hinter dir. Erhole und erfrische dich. Heute Abend wird es ein Festessen geben, um Euch beide als Gäste zu ehren.«

Der Junge, der sich schon um sein Pferd gekümmert hatte, tauchte wieder auf und führte den Geweihten die Treppe hinauf zu einer kleinen Kammer. Das schmale Bett war frisch bezogen, auf einer kleinen Truhe stand ein Krug mit Wasser. Rondralieb wusch sich das Gesicht und legte sich auf das Bett. Doch er fand keine Ruhe. Seine Mission trieb ihn davon. Er stand auf und verließ das Haus. Am Brunnen auf dem zentralen Platz traf er auf die Magierin.

»Was führt Euch hierher, Dämonenanbeterin?«, herrschte er sie an. Sie zog nur eine Braue hoch und betrachtete ihn betont vom Kopf bis zu den Füßen, bevor sie ihm antwortete. »Wir hatten einen thorwalischen Koch in Elburum. Sein Leibgericht waren kleine, rote Würstchen – prall gefüllte Häute, aus denen das Fett herausspritzte, wenn man hineinstach.«

Rondralieb wurde rot im Gesicht. Er hatte die Anspielung verstanden. Wütend stürzte er sich auf sie, doch sie trat nur einen Schritt beiseite. Rondralieb stolperte über ihren Zauberstab und stürzte in den Staub. Die Magierin schüttelte nur den Kopf und ging leise singend zurück in das Haus.

Das Fest am Abend war unbeschreiblich, fand der Geweihte. Er hatte zwar immer gern den Märchenerzählern in Fasar zugehört, doch das konnte die eigene Erfahrung nicht ersetzen. Dicke Teppiche bedeckten den Boden, weiche Seidenkissen stützten die Gäste, zu denen neben der Magierin und Rondralieb die Ältesten des Stammes gehörten. Auf niedrigen Tischen mit Platten aus getriebenem Messing wurden Reis und Fleisch, Datteln und Feigen, süße Getränke und vieles mehr dargeboten. In einer Ecke des Raumes saßen mehrere Musikanten und spielten exotische Melodien. Nachdem sie sich die Bäuche vollgeschlagen hatten, kam eine Sharisad herein. Sie tanzte



kunstvoll einen Sieben-Schleier-Tanz bei dem sie einen Schleier nach dem anderen von ihrem Körper löste. Während Rondralieb mit hochrotem Kopf eifrig klatschte, hielt sich Keliseth zurück. Ein leichtes Lächeln lag auf ihrem Gesicht, als sie ihren Becher an die Lippen hob. Die Tänzerin hatte sie fast gar nicht beachtet, sondern unauffällig den Rahja-Geweihten beobachtet.

Heftig atmend nahm die Sharisad den Applaus entgegen. Sie sammelte ihre Schleier ein und verschwand aus dem Raum. Es kehrte wieder etwas Ruhe ein. Die Stammesleute redeten miteinander über die Darbietung der Tänzerin. Schließlich erhob sich Abu Dis.

»Meine Söhne«, begann er und neigte sein Haupt leicht vor seinen Stammesbrüdern, »wir haben heute zwei Fremde als Gäste empfangen. Ich habe ihre Ankunft vorhergesehen, und beide folgen einer Queste mit demselben Ziel. Morgen werden sie Gelegenheit haben, zu Euch zu sprechen. Doch zuvor sollt Ihr mit der Geschichte vertraut gemacht werden, die damit zusammenhängt.« Er neigte erneut sein Haupt und klatschte in die Hände. Ein Vorhang wurde beiseite gezogen, und ein älterer Mann erschien. Er setzte sich auf ein dickes Kissen, nahm von einem Diener einen Becher Wein entgegen und fing an zu erzählen.

»Verehrte Stammesälteste, verehrter Sheik, verehr-

ter Mawdli, geehrte Gäste. Abu Dis hat mich gebeten, die Geschichte unseres Stammes zu erzählen, nicht die gesamte Geschichte, denn diese wäre länger als der längste Eurer Bärte, nein, einen besonderen Teil, der die Ursache des Reichtums unseres Stammes beschreibt.

Viele Jahrhunderte ist es her, als der große Raschtul-al-Sheik regierte. Er war der große Sheik-al-Sheik, der die Echsen vertrieb und unser Volk stark und mächtig machte. Lange lebte er, und seine Regierungszeit war von Erfolg gekrönt. Die Ersten der Beni Karram ließen sich hier, am Rande der Wüste Khom, nieder, um Schafe zu züchten. Von den umliegenden Berggipfeln konnte man weit hinaus in die Wüste blicken, und manchmal sah man Echsen vorbeiziehen oder Drachen am Himmel. Es waren gefährliche Zeiten. Raschtul-al-Sheik lebte schon über dreihundert Jahre, also weit über die gewöhnliche Zeitspanne eines Menschen hinaus. Die Menschen begannen schon über finstere Echsenmagie zu munkeln, und die Götter wurden unruhig. Sie vermuteten, dass mit ihm der große Gigant, der einst ihre Mauern gestürmt hatte, erwacht war, um erneut ihre Vorherrschaft zu erschüttern. So sandten sie drei aus ihrer Mitte auf Dere. Firun, selbst ein Gigant, Boron, der Raschtul in ewigen Schlaf gebannt hatte, und Rahja, deren Liebreiz selbst Götter und Giganten zu umgarnen ver-

mochte, begaben sich nach El'Karram, also genau hierher in unsere Oase, um sich mit Raschtul-al-Sheik zu besprechen. Der Sheik-al-Sheik kam mit einer Vielzahl von Gefolgsleuten ebenfalls hierher. Lange berieten sie, und wir Sterbliche erfuhren nur wenig von dem, was sie besprachen. Doch nachdem die Gespräche beendet waren, sollte Folgendes geschehen: Raschtul-al-Sheik würde binnen Jahresfrist seinen letzten Atemzug tun. Im Gegenzug sollten die drei Götter ihre Verbundenheit mit den Menschen beweisen, damit Raschtul-al-Sheik in Frieden gehen konnte. Und so sollte es geschehen: Firun nahm Meriban, eine Tochter unseres Stammes, zum Weibe. Rahja nahm Mannesgestalt an und nahm Meribans Schwester Khabla. Boron hingegen nahm Etilia zum Weibe, eine Fürstentochter aus Raschtul-al-Sheiks Gefolge. Alle drei Verbindungen waren fruchtbar: Meriban gebar Ifirn, Khabla gebar Levthan und Etilia gebar Marbo. Die drei Kinder wurden Raschtul-al-Sheik gezeigt, und nachdem er gesehen hatte, dass die Götter ihren Teil des Handels gehalten hatten, schloss er die Augen und tat seinen letzten Atemzug. Mit der Zeit verließen die Götter und ihre Kinder die Kinder Tulams, sodass schließlich Rastullah beschloss zu erscheinen – doch das ist eine andere Geschichte.

Als Khabla dem kleinen Levthan das Leben schenkte, bedankte sich Rahja mit einem Geschenk zu

Ehren seiner Geburt: eine wertvolle Schale, fast zwei Schritt im Durchmesser und aus purem Gold getrieben. Wir füllten sie mit dem Kostbarsten, was es hier am Rande der Wüste gibt: mit Wasser. Doch als wir auf der Feier zu Ehren von Levthans Geburt aus der Schale tranken, offenbarte sich der Fluch, der über ihr lag. Wie Tiere fielen die Beni Karram übereinander her und paarten sich wild durcheinander gegen jedes Gesetz. Als am nächsten Tag der Rausch verflogen war, berieten die Ältesten, was mit der Schale geschehen soll. Der Weiseste von ihnen, ein Hirte namens Dis, der Vater von Meriban und Khabla, hatte eine Idee, wie der Fluch zum Segen werden konnte. Alle stimmten zu, und so dient die Schale seither als Tränke für die Schafe, die sich stetig vermehren, nie krank werden und deren Wolle und Fleisch die Quelle all unseren Reichtums geworden sind.«

»Du hast die Geschichte würdig erzählt«, sagte Abu Dis, »darum nimm den goldenen Kelch, aus dem du getrunken hast, als unseren Dank.«

Der Geschichtenerzähler zwinkerte dem alten Mawdli zu, verneigte sich und verließ den Raum.

»Ihr kennt nun die Geschichte der Levthansschale und die Geschichte der Beni Karram. Denkt darüber nach, damit Ihr morgen, wenn Keliseth und Rondralieb ihre Wünsche vortragen, die richtige Entscheidung treffen könnt.«

Die Stammesältesten bedankten sich bei Abu Dis, verneigten sich vor dem Sheik und verließen das Haus.

»Ihr solltet nun schlafen gehen«, wandte sich Abu Dis an seine beiden Gäste.

Rondralieb lag lange in seinem Bett und starrte an die Decke. Viele Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Warum hatte der Mawdli ihn erwartet? Wie kam es, dass Abu Dis denselben Namen trug wie jener Hirte, der Meribans und Khablas Vater gewesen sein soll? Wieso war Khabla eine Frau gewesen? Die Überlieferung, die er kannte, sprach von einem Mann. Waren die Götter wirklich nach El'Karram gekommen? Er glitt in den Schlaf, ohne sich dessen bewusst zu sein. In seinem Traum lauschte er an einer Tür, hinter der drei Götter und ein Sheik-al-Sheik geheime Gespräche führten. Als die Dielenbretter hinter ihm knackten, fuhr er aus dem Schlaf hoch. Irgendjemand schlich durch das Haus. Das konnte nur Keliseth sein, so viel war sicher! Wahrscheinlich wollte sie die Schale stehlen, während alle anderen noch schliefen! Die Frage, wie ein Mensch eine zwei Schritt durchmessende Goldschale allein davontragen sollte, kam ihm allerdings nicht in den Sinn. Der junge Geweihte stand leise auf und huschte zur Tür. Er lauschte kurz, öffnete sie und schlich ebenfalls durch das Haus. Die jahrelange Übung im nächtlichen Plündern der Süßigkeitsvorräte im Tempel kam ihm nun

zur Hilfe. Zielsicher folgte er der Magierin – sie war es tatsächlich – aus dem Haus ins Freie. Sie wusste anscheinend, wo sich die Schale befand, denn sie ging schnurstracks zu einem kleinen Häuschen, das nur aus vier Säulen und einem Dach bestand. In den Boden eingelassen war ein golden glänzendes, mit Wasser gefülltes Becken: die Levthansschale!

Keliseth ließ eine Lichtkugel über ihrer rechten Hand entstehen und schlich wie eine Katze um die Schale. Ihre Augen glitzerten. Da trat Rondralieb heran.

»So, so. Was hat dich hierher geführt?«, fragte er seine Gegnerin.

»Sie hat mich hierher geführt«, behauptete Keliseth.

»Sie? Wer ›sie‹?«, fragte Rondralieb.

»*Sie*«, betonte die Magierin. Rondralieb verstand. Sie meinte nicht Rahja, sondern deren dämonische Gegenspielerin Belkelel. Zornig blickte er sie an. Da erschien Abu Dis im Lichtkreis. In der Hand hielt er einen Becher.

»Ich sehe, Ihr habt die Schale gefunden. Nun, das hatte ich mehr oder weniger erwartet. Ich will Euch nicht stören, doch es ist Zeit für mich.«

Der alte Mann ging an die Schale heran, füllte seinen Becher mit dem verfluchten Wasser und leerte ihn in einem Zug.

»Fürchtet Ihr nicht den Fluch der Schale?«, fragte Rondralieb erschrocken. Abu Dis lächelte.

»Ich bin zu alt, als dass der Fluch bei mir diese Wirkung zeigen würde. Ich trinke es wegen der anderen Kräfte. Es hält mich gesund und jung.«

»Jung?« Abu Dis sah uralt aus. Das kam Keliseth doch ein wenig merkwürdig vor. Abu Dis lächelte wieder.

»Geht zu Bett, Kinder. Ihr habt die Schale gesehen. Sie wird morgen auch noch hier sein.«

Das Frühstück bestand aus Haferbrei und einem Becher Wasser. Misstrauisch beäugte Rondralieb die junge Magierin, die anscheinend überhaupt nicht nervös war. Sie war ihm unheimlich. Sie kam aus dem dämonischen Oron, von einer Akademie, die sich der Erforschung des Schmerzes verschrieben hatte. Ganz Oron stand unter Belkelels Knute und stöhnte lust- und schmerzerfüllt. So zumindest hatte er es gehört. Sein Haferbrei war schon längst kalt geworden, als ein Diener erschien, um die Magierin und ihn zum Ältestenrat zu bringen. Es überraschte den Geweihten nicht, dass Abu Dis mitten zwischen den Ältesten saß.

»Keliseth saba Beli, Ihr seid gekommen, eine Queste zu einem glücklichen Ende zu bringen. Berichtet nun, was Ihr zu diesem Ziel von uns benötigt«, forderte der Mawdli sie auf.

»Ich bin Keliseth saba Beli, Magierin von der Akademie der Schmerzen zu Elburum. Die dunkle Herrin sandte mir eine Vision. Auch wir kennen und verehren Levthan, den dunklen Sohn Rahjas, dessen wahre Bestimmung der Platz an Belkelels rechter Seite ist. Zweimal schon, so heißt es, hat Belkelel den Bocksbeinigen umarmt, und mit der dritten Umarmung, die noch aussteht, wird er seinen vorherbestimmten Platz einnehmen. Doch dazu ist es bis jetzt noch nicht gekommen. Mit seiner Geburtsgabe sollte es jedoch möglich sein, Levthan zu seinem Geburtsrecht zu verhelfen. Deshalb bitte ich Euch, überlasst mir die Schale.« Sie hob die Hand. »Nicht für immer, natürlich, nur für die Dauer dreier Monde. Nicht Reichtum biete ich Euch für Eure Hilfe, denn reich seid Ihr schon. Nein, die dunkle Herrin selbst wird Euch belohnen.«

Die Ältesten rührten sich nicht. Es schien, als warteten sie auf ein Zeichen des alten Mawdlis. Abu Dis nickte Keliseth zu.

»Ihr habt wohl gesprochen. Doch nun, Rondralieb ... auch Ihr seid gekommen, eine Queste zu einem glücklichen Ende zu bringen. Berichtet nun, was Ihr zu diesem Ziel von uns benötigt.«

Rondraliebs Kehle war wie ausgetrocknet. Er räusperte sich.

»Ähem, ich bin Rondralieb Wollfärber, und ich bin



Geweihter Rahjas. Im Tempel zu Fasar. Na ja, nicht im Haupttempel. Aber trotzdem in einem Tempel der Göttin. Sie liebt Euch. Sie liebt alle Menschen.« Er warf einen Blick auf seine Gegnerin. »Sie sandte mir eine Vision. Levthans Geburtsgabe ist in Gefahr, hieß die Botschaft. Und darum bin ich hier. Die Gefahr ist ja wohl klar, oder? Die Levthansschale darf nicht in die Hände dieser Dämonenanbeterin gelangen.« Rondralieb spürte, dass seine Rede nicht besonders gut bei den Ältesten ankam. Da fiel ihm etwas ein. »Raschtul selbst wäre dagegen. Die Giganten beendeten ihren Kampf gegen die Götter, als die Dämonen kamen, und kämpften an der Seite der Götter gegen die Dämonen und gegen Belkelel. Wenn Ihr mir die Schale gebt, so werde ich dafür sorgen, dass sie im Tempel Rahjas in Fasar gut bewacht wird.«

Abu Dis dankte auch ihm. Dann forderte er sie auf, den Raum zu verlassen, damit die Ältesten in Ruhe beraten konnten.

»Nette Rede, Rahjawürstchen«, spottete Keliseth.

»Die Götter stehen auf meiner Seite, Dämonenbuhle«, antwortete er – ohne große Überzeugung. Keliseth lachte, ließ sich aber auf keinen weiteren Streit mehr ein.

Nach etwa einer Stunde wurden die beiden wieder hereingerufen. Abu Dis verkündete das Ergebnis der Beratung.

»Keliseth saba Beli, Rondralieb Wollschläger, Ihr beide seid auf einer Queste. Doch es ist nicht Eure Queste, es ist Levthan, der seinen Weg gehen muss. Er wird entscheiden. Wir können Euch die Schale nicht geben.«

Keliseth und Rondralieb sahen sich gegenseitig an. Sie verstanden kein Wort. Abu Dis lächelte, und ihre Verwirrung stieg.

»Ihr seid eingeladen, den heutigen Tag und die Nacht unsere Gäste zu sein, bevor Ihr morgen El'Karram verlasst.«

Der junge Geweihte stolperte an die Sonne und starrte mit zugekniffenen Augen auf den Platz vor dem Haus. Er hatte versagt, das wusste er. »O Rahja«, murmelte er. Rahja? Einen Augenblick lang hing ihr Name in seinen Gedanken, dann kam Bewegung in ihn. Er suchte sich ein ruhiges Plätzchen in der Oase und begann, zu seiner Göttin zu beten. Vielleicht war noch nicht alles verloren.

Die Nacht brach herein und Rondralieb war bereit. Seine Gebete hatten zu einer gewissen Einsicht geführt. Keliseth würde diese Nacht nutzen, um die Schale zu stehlen. Er musste nur Wache halten und bereit sein, den Diebstahl zu unterbinden.

Dann war die Schale zwar immer noch nicht in der Sicherheit eines Tempels, aber zumindest war sie ab

dem nächsten Tag außerhalb von Keliseths Reichweite, sollte sie doch dann die Oase verlassen. Nachdem ihm nun klar war, was er zu tun hatte, begab er sich in die Nähe der Levthansschale und versteckte sich hinter einem Fass.

Am Himmel wurden die Sterne sichtbar. Rahjas Sternbild, die Stute, galoppierte in voller Pracht über den Himmel, und Sulvo, ihr Augenstern, leuchtete rot auf ihn herab. Rondraliebs Mut hob sich, wusste er doch Rahja hinter sich. Nun hieß es warten. Seine Geduld wurde auf eine lange Probe gestellt. Schließlich hatte er Erfolg. Eine schlanke Gestalt schlich sich mit der Geschmeidigkeit einer Katze zu der Levthansschale. Rondralieb wartete, bis sie die Schale erreicht hatte, dann trat auch er heran.

»Ha, ich wusste doch, dass du kommen würdest!«, beschuldigte er die Magierin.

»Du kleiner Eunuch, sieh zu, dass du zu deiner Herrin kommst, oder ich mach dir Beine!«

»Wenn du die Schale berührst, mache ich dich fertig!«, drohte Rondralieb über die Levthansschale hinweg. Keliseth lachte und setzte ihren nackten Fuß auf den Rand der Schale.

»Und?«

Rondralieb sah rot! Der junge Geweihte platschte durch die Schale auf die Magierin zu. Keliseth gelang es gerade noch, auszuweichen, dann verlor sie das

Gleichgewicht und fiel armrudernd in die Schale. Das klare Wasser spritzte hoch. Als sie sich aufsetzte, stürzte sich Rondralieb auf sie. Sie fielen beide ins Wasser und waren binnen kurzem vollkommen durchnässt. Er zog sie an ihrer Robe hoch, um ihr ins Gesicht schlagen zu können, doch der Stoff riss und entblößte ihre wohl geformten Brüste. Sie revanchierte sich mit einem Tritt in seinen Unterleib. Der Geweihte kippte auf die Seite. Sie nutzte die Gelegenheit und setzte sich rittlings auf ihn. Sie atmete schwer. Einen Augenblick lang rührten sie sich nicht. Dann beugte sich Keliseth vor und küsste den Geweihten. Er erwiderte den Kuss voller Leidenschaft. Sie rissen sich gegenseitig die hinderliche Kleidung vom Leib. Von Levthans wildem Ungestüm erfüllt, vereinigten sie sich. Ihr Stöhnen drang durch die laue Nacht. Schließlich lagen sie erschöpft von dem Rausch nebeneinander in der Schale und rangen nach Atem.

»Levthan hat entschieden«, erklang da die Stimme des alten Mawdli hinter ihnen. Erschrocken fuhren die beiden hoch und erröteten. »Ihr seid ihm beide erlegen. Ihr seid beide unwürdig, die Verantwortung für die Schale zu übernehmen. Geht zu Bett, morgen werdet Ihr die Oase verlassen. – Und zieht Euch etwas an.«

Die ganze Reise zurück nach Fasar machte sich Rondralieb Gedanken über seine Queste. Hatte er sie er-

füllt? Die Beni Karram oder auch Levthan selbst waren anscheinend in der Lage, die Sicherheit der Levthansschale zu garantieren. Keliseth war mit leeren Händen gegangen. Die Gefahr war wohl vorüber. Im Tempel feierte man ihn dafür als Held. Rondralieb hatte seine Geschichte erzählt, gewisse Details selbstverständlich ausgelassen, und dabei festgestellt, dass er tatsächlich erfolgreich gewesen war. Aschmira as Satara, die Geweihte des Tempels, fütterte ihn selbst mit süßen Lekereien. Während seiner Abwesenheit war eine junge Novizin im Tempel aufgenommen worden, die sämtliche von ihm stets ungeliebten Arbeiten übernahm. Kurz, alles wendete sich zum Besseren.

Viele Monde später, im Peraine, hatte Rondralieb seine Queste längst beiseite gelegt und widmete sich wieder seiner Arbeit im Tempel. Er stand mitten in der Tempelhalle, als ihn plötzlich eine weibliche Stimme von hinten ansprach.

»Euer Gnaden.«

Er drehte sich um. Vor ihm stand Keliseth saba Beli, die Magierin, der er in der Oase El'Karram gegenübergestanden hatte. Ihr Gesicht hatte einen friedlicheren und liebevolleren Ausdruck angenommen. In den Armen hielt sie ein Bündel, das sie ihm entgegenstreckte.

»Nehmt«, sagte sie, »es ist Euer Sohn.«

Rondralieb starrte das kleine Kind an, das ihn anlä-

chelte, blickte zu Keliseth, die ihn ebenfalls anlächelte, und schloss beide in die Arme.

Die große Rahjastatue hinter ihm lächelte ebenfalls, auch wenn es keiner sah ...





## Heulende Nadeln

»Garsch!«, rief Klandugan den neun Firnläufern zu, um sie zu noch höherem Tempo anzuspornen. Die Tiere legten sich ins Geschirr, und der Schlitten schoss über die glatte Eisoberfläche, die vom vollen Madamal in ein grelles, unwirkliches Licht getaucht wurde.

Nicht nur, dass während seiner Abwesenheit alle Kinder des Stammes verschwunden waren, nein, jetzt war er sogar noch auf der Flucht vor seinem eigenen Stamm. Und das alles nur wegen seiner Abenteuerlust.

Gewiss, die Schlacht, die die Tiefländer aus dem Süden die Dritte Dämonenschlacht nannten, hatte ihm Ruhm und viele Schätze eingebracht. Doch kurz nachdem er zurückgekehrt war, waren einige Frundengar von Rogarans Stamm in Begleitung einer seltsamen, dunkelhaarigen Frau und einiger blasser Tiefländer mit Neuigkeiten gekommen, die das ganze Volk der Frundengar betrafen.

Während der nächsten zwei Monde erzählte die Frau, die sich Domna Maqueda Eisgrimm nannte, viele

Geschichten von Glorana, der ältesten Tochter Frunus, die erst jüngst auf Dere heruntergeschickt worden war. Die Frau hatte von Rogarans Leuten ihre Sprache gelernt, und so dauerte es nicht lange, bis beinahe der ganze Stamm an ihren Lippen hing. Nur eine Hand voll erfahrener Krieger war noch skeptisch – zu düster und unheimlich waren ihnen die Beschreibungen von den Wundern Frunus und dem Wirken seiner Tochter.

Klandugan merkte jedoch mit jedem Tag, der verging, wie ihm die Kontrolle über seinen Stamm entglitt und die Tiefländerin an Macht gewann. Als zwei Wochen später drei der Zweifler bei der Mammutjagd starben, sahen die übrigen Frundengar dies als Zeichen Frunus. Zwei Tage später war Aschok verschwunden und mit ihm einer der Hundeschlitten.

Klandugan war misstrauisch geworden – seiner Meinung nach gab es zu viele ungeklärte Todesfälle, und es verschwanden zu viele Angehörige seines Stammes.

Er schlich zu der Hütte, die der Gesandten von Frunus Tochter überlassen worden war. Schon von weitem hörte er ihre Stimme – er hatte ihr nie gesagt, dass er die Sprache der Tiefländer verstand, und deshalb fühlten sich alle Tiefländer sehr sicher, wenn sie sich ihrer seltsam komplizierten Sprache bedienten.

Er vernahm die Stimme der Gesandten Maqueda: »Du musst dafür sorgen, dass dieser Häuptling ...«



Eine männliche Stimme: »Klandugan.«

»Ja, genau der. Er darf uns nicht auch noch entkommen!«

Klandugan atmete erleichtert auf, Aschok lebte vielleicht noch.

»Du musst ihn noch diese Nacht beseitigen!«

»Ja, Herrin.«

»Tolak.«

»Ja, Herrin?«

»Kein Blut!«

»Ja, Herrin, ich werde seinen Körper zu Eis erstarren lassen. Das werden diese Primitiven für ein Zeichen ihres Gottes halten.«

»Du verblüffst mich immer wieder, Tolak. Geh jetzt.«

Der Mann trat aus dem Zelt und ließ das Kälte abweisende Wolltuch zurückfallen. Er streckte sich kurz und ging dann überraschend leichtfüßig über den tiefen Schnee auf Klandugans Hütte zu.

Hinter ihm richtete sich der Häuptling zu seiner vollen Größe von 108 Fingern auf, seine Muskeln spannten sich, als er näher an den Tiefländer heranschlich. Er war fast zwei Köpfe größer und wirkte mehr als doppelt so breit wie der kleine Mann, der nun seine Gegenwart spürte und sich umwandte.

Tolak starrte auf den Fjarninger, der dort vor ihm stand, und als er ihm ins Gesicht blickte, wurde ihm

bang um sein eiskaltes Herz. Vor ihm stand Klandugan, Häuptling des Stammes und letzter Widersacher gegen Domna Maquedas Wort. Ihn sollte er jetzt zu seinen Göttern schicken.

Ohne Vorwarnung schnellte Klandugans Faust vor. Begleitet vom trockenen Knacken des brechenden Genicks, kippte der Kopf des Tiefländers weit in den Nacken. Die weißen Augen brachen – es hatte den Anschein, als würde Schnee in ihnen schmelzen –, und er fiel zu Boden.

Klandugan brummte grimmig, stapfte in seine Hütte und packte eilig die wichtigsten Habseligkeiten. Er bemerkte nicht, wie der Körper des Nagrach-Paktierers Tolak unter leisem Knirschen zerbrach und wie Schnee im nordischen Sommer zerrann.

Hoch aufgerichtet stand Klandugan auf dem Schlitten, der von Firnläufern schnell wie der Blitz durch die Nacht gezogen wurde, und beendete diese Rückschau mit einer lebenswichtigen Frage: Wohin sollte er sich nun wenden?

Die Karene wühlten auf der Suche nach Futter im Schnee. Hie und da wurden sie fündig und taten sich gütlich an dem wenigen, das der Kälte trotzte. Langsam zog die knapp fünfzehn Tiere zählende Herde weiter. Kaum hatte sie die Felsformation umrundet,

in deren Nähe sie gegrast hatte, da wurde der Schnee lebendig: Sieben weiß bepelzte Bestien stürzten aus ihren Verstecken unter der Schneeschicht auf die erschrockene Herde zu. Ihre Keulen und Säbel sausten nieder, und die Karene stoben auseinander.

»Es reicht!«, bellte Gar'Kriagh die Verfolger der Herde an, »verpackt die Tiere und seht zu, dass kein Blut heruntropft – wir wollen weder Wölfe noch sonst was zu unserem Lager führen!«

Er bückte sich und reinigte seinen Arbach am Fell eines toten Karens. Seine Leute wurden immer besser. Heute war es keinem verletzten Tier gelungen, zu fliehen und verräterische Blutspuren zu hinterlassen, die andere Jäger auf die Fährte der Orks aufmerksam machen konnten. Immer zwei Jäger ein Tier angreifen zu lassen war keine üble Idee. Dennoch ... Was war das?

»Hargh'Ko, komm!«, flüsterte Gar'Kriagh, und der Angesprochene eilte sofort herbei.

»Was gibt es?«

»Horch!«

Der jüngere Ork konzentrierte sich und spitzte die Ohren. Da! Ein helles Klirren, so als ob ...

»Kampflärm.«

»Norg'taz und Ach'wor, ihr macht die Beute fertig, die anderen kommen mit mir.«

Schnell schlichen die Jäger und Krieger Richtung Norden.

Klandugan war von acht Kriegern umringt. Dass weitere sieben Kämpfer bereits erkaltend in großen Blutlachen am Boden lagen, verschaffte dem Fjarninger Freiraum und die Zeit, die er brauchte, um wieder zu Atem zu kommen.

Die Tiefländer hatten geschickt gehandelt – unter dem Schnee hatten sie eine Leine verborgen und erst gespannt, als die Hunde darüber gelaufen waren. Der Schlitten war über die stolpernden Hunde gerutscht und dann umgekippt. Kaum hatte Klandugan sich aufgerappelt, waren die Wegelagerer schon über ihm. Er blutete bereits aus einer Wunde am Arm, doch das konnte ihn nicht schrecken – Frunu hatte ihm schon tödlichere Prüfungen gestellt.

Die Tiefländer waren unschlüssig, was zu tun sei. Immer wieder zuckte einer vor, doch wenn Klandugan seine bluttriefende Streitaxt hob, verließ den Herausforderer der Mut.

»Was ist, ihr Feiglinge?! Wer wagt einen Kampf mit mir?!«, forderte Klandugan sie heraus.

»Der Sekharzak hat Mut. Er scheint den Weg zu T'Eirra geradezu herauszufordern!«

»Du Argha – das ist Klandugan, der Zermalmer. Los, lasst uns ihm beistehen!«

»Aber er wird ...«

»Lass das meine Sorge sein.«

Die fünf Orks zogen ihre Waffen und sprangen auf, dann liefen sie den Hügel hinab. Gar'Kriaghs Kehle entrang sich ein heiseres »Karmorrhagh!«, und die anderen Orks fielen in den Kampfschrei ein.

Der folgende Kampf dauerte nicht lange. Die drei Wegelagerer, die versucht hatten zu fliehen, waren von den Speeren der Orks niedergestreckt worden.

Gar'Kriagh stand Klandugan gegenüber, die übrigen vier Orks hatten sich in respektvollem Abstand im Halbkreis hinter ihrem Anführer aufgestellt.

Klandugans hellblaue Augen hielten Gar'Kriaghs Blick gefangen. Dann ließ der Sekharzak seine gewaltige Streitaxt fallen, stapfte auf den um mehr als zwei Köpfe kleineren Ork zu und gab ihm eine schallende Ohrfeige.

»Niemand mischt sich in meine Kämpfe ein!« Mit diesen Worten packte er den Ork und drückte ihn an sich. »Schön, dich zu sehen, Gar'Kriagh von den Shurachai.«

Der Ork löste sich aus der Umarmung, und seine Faust traf den Menschen in den Magen. Der große Mensch krümmte sich.

»Du bist stärker geworden«, presste Klandugan zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

»Ich freue mich auch, dich zu sehen, Klandugan von den Frundengar«, grinste der Ork. »Komm, lass uns zusammenräumen. Ich kenne jemanden, der dich gern sehen möchte.«

Die anderen Orks sahen einander ungläubig an.

Es dauerte nicht lange, bis sie die Leichen der Wege-  
lagerer im Schnee verscharrt hatten. Die fünf Firnlä-  
ufer, die durch den Unfall des Schlittens so schwer ver-  
letzt worden waren, dass Klandugan sie töten muss-  
te, nahmen sie mit. Fleisch war zu wertvoll, um ver-  
geudet zu werden.

Keine zwei Stunden später erreichten sie das Lager  
der Shurachai-Sippe. Die Jäger wurden von den Jun-  
gen freudig empfangen, der Mensch teils neugierig,  
teils ängstlich beäugt.

»Wieder so ein Eismensch«, hörte Klandugan einen  
Jungork zu einem anderen sagen, woraufhin dieser  
von einem Älteren gleich einen Schlag versetzt bekam:  
»Das ist Klandugan der Zermalmer, Dummkopf.«

»Komm, in meiner Hütte ist Platz für dich«, meinte  
Gar'Kriagh und zog Klandugan in ein großes,  
schneebedecktes Zelt.

»Was machst du so weit im Osten, mein Freund?«  
Klandugan biss von dem großzügig bemessenen  
Stück Fleisch ab.

»Das könnte ich dich fragen. Zuletzt trafen wir uns viele Meilen westlicher. Mich hat der Kampf gegen die Heulenden Nadeln hierher verschlagen.«

»Die Heulenden Nadeln?« Klandugan hielt inne.

»Ja. Gigantische Nadeln aus Eis, die sich in die Erde bohren, wo nackte Blankhäute den Saft aus dem Boden abschöpfen, und die von vielen Kriegen bewacht werden.«

Klandugan nickte. »Frunus Sud.«

Domna Maqueda hatte diese Flüssigkeit bei sich gehabt und damit die zwei Finger, die Garnak erfroren waren, wieder wachsen lassen.

»Ein göttliches Wasser, das Wunderheilungen vollbringen kann.«

»Die Späher meines Volkes sagen, dass die dunklen Mächte im Osten diesen Saft für ihre Zwecke missbrauchen. Und noch etwas, aber das will nicht ich dir sagen ...«

Der alte Ork gab einem Krieger einen Wink, der daraufhin das Zelt verließ.

Klandugan wollte gerade eine bissige Bemerkung darüber machen, wie die Orks Frunus Sud wohl verwenden würden, als das Fell am Eingang zur Seite geschoben wurde. Die eintretende Gestalt war ganz in Felle gehüllt und musste sich tief bücken, um durch den kleinen Eingang zu kommen.

Klandugan ließ seinen Napf fallen und sprang auf.

»Das ist doch nicht ...«

»Doch, ich bin es!«

Klandugan drückte seinen Bruder Aschok an seine Brust, ein eiskalter Schauer lief ihm über den Rücken, und erschrocken ließ er ihn los.

»Was ist mit dir?«

»Alles in bester Ordnung.« Aschok klopfte seinem Bruder auf die Schulter und setzte sich dann zum wärmenden Glutkessel.

»Wann wirst du den Rat zusammenrufen, Gar'Kri-agh?«

Klandugan runzelte die Stirn.

Am nächsten Morgen tagte der Kriegsrat in Gar'Kri-agh's Zelt.

»... ich habe vier der verschwundenen Kinder unseres Stammes gesehen. Vielleicht sind sogar noch mehr dort. Bewacht werden sie von vier Händen Krieger in guten Rüstungen und mit scharfen Schwertern. Unser Vorteil ist die Kälte – sie macht ihnen sehr zu schaffen.«

Aschok beendete den Bericht mit entschlossenem Gesichtsausdruck.

»Wenn wir zuschlagen wollen, dann müssen wir das jetzt tun!«

Der alte Häuptling wiegte bedächtig den Kopf: »Es ist ein Risiko. Ich habe vierzehn Krieger, zusammen



mit euch beiden sechzehn. Die Nahrungsversorgung ist für etwa zehn Tage gesichert. Wir sind zwei Tagesmärsche von den Nadeln entfernt ...« Sein Blick schweifte durch die Runde.

»Aber ich denke, wir werden es schaffen. Karmorragh wird mit uns sein.«

Mit einem Handschlag besiegelten Gar'Kriagh und Klandugan den Überfall auf die Heulenden Nadeln.

Es war früh am Morgen. Aschok stand am Rande des kleinen Dorfes und blickte hinaus in die schneebedeckte Landschaft. Seitdem er auf seiner Flucht von diesem unnatürlich kalten Wind gestreift worden war, fühlte er sich anders. Die Schlittenhunde hatten sich sofort gegenseitig angefallen und waren nicht zu beruhigen gewesen, bis der Letzte von ihnen tot gewesen war. Und kurz nachdem die Orks Aschok gefunden hatten, waren ihm die ersten Veränderungen an sich selbst aufgefallen. Begonnen hatte es damit, dass ihm ständig kalt war. Ihm, der früher stundenlang nackt im Schnee gelegen hatte, ohne sich eine Frunusnase zu holen. Dann war dieser schrecklich juckende Ausschlag gekommen, der sich langsam über den ganzen Körper ausbreitete. Und seit gestern Mittag hatte er ein Gefühl, als blickte er durch eine Eisscheibe. Alles war verschwommen, nur Menschen sah er überdeutlich. Sein Geruchssinn war geschärft.

Er konnte den Körpergeruch jedes einzelnen Orks im Dorf auseinander halten.

Er schüttelte den Kopf.

»Ich habe mir wahrscheinlich eine Frunusnase geholt«, sagte er laut zu sich und ging zurück zu den anderen, die ihre Waffen schärften. Doch so recht glauben konnte er diese Erklärung nicht.

»Seht zu, dass alles wasserdicht verpackt ist und alle Sklaven genügend Kleidung haben!«

Jesrisco di Mirham hasste nichts mehr als den Umzug von einer Theriakförderstätte zur nächsten. Immer wieder gab es Sklaven, die an der Kälte starben, Überfälle von hungrigen Wolfsrudeln oder nichtderischen Wesen. Und überhaupt hasste er den ewig weißen Norden.

Er wunderte sich immer wieder, wie diszipliniert seine Männer und Frauen waren – alles lief ohne Probleme, und sie konnten bald aufbrechen.

Zufrieden rieb er seine in dicken Pelzfäustlingen steckenden Hände aneinander und sah sich um. Neben den etwas über vier Dutzend Arbeitssklaven gebot er über drei Schreiber, 23 Krieger und zwei Lustsklavinnen (ein Luxus, auf den der gebürtige Al'Anfaner einfach nicht verzichten mochte).

Gerade mühten sich die zwei bildhübschen Blondinen mit Jesriscos Kiste ab. Neben einigen Büchern

und persönlichen Gegenständen waren darin genügend Theriakpholen, um sich ein schönes Leben im Süden leisten zu können. Weit weg von dieser verfluchten Kälte. Er ging auf das Gebäude aus Eis zu, das in den letzten anderthalb Monaten sein Zuhause gewesen war.

Rasmold, der Söldnerführer, gab den Neulingen seiner Truppe gerade Ratschläge zum Wandern über das Verfluchte Eis, als der Tumult losbrach.

Speere segelten auf die zum Teil geschäftig umherlaufenden, zum Teil müßig herumsitzenden Soldaten nieder und durchbohrten oder verletzten eine Hand voll Söldner. Erst als die zweite Salve Wurfgeschosse den Opfern entgegenschlug, konnte Rasmold erkennen, woher die tödlichen Hölzer geflogen kamen. Augenblicklich rief er seinen Leuten Befehle zu.

Als einer der Neulinge kaum zwei Schritt entfernt von einem Speer getroffen wurde, von der Wucht regelrecht am Boden festgenagelt, wurde dem Söldnerführer bewusst, dass er sich in höchster Gefahr befand, und er suchte hinter einigen Kisten Deckung.

Seine Leute rannten auf die drei feindlichen Stellungen zu. Er zählte noch achtzehn Krieger, ohne ihn und seinen Adjutanten, der sich direkt neben ihm eingefunden hatte, kaum dass der Angriff begonnen hatte.

»Wartet ... wartet ... wartet ...«, flüsterte Klandugan zu Gar'Kriagh, Hargh'Ko und Aschok, als die Söldner auf sie zurannten. Dann, als die schwertschwingenden, schreienden Tiefländer auf weniger als zehn Schritt herangekommen waren, brüllte er: »Los!«

Die übrigen Orks hatten alle auf Klandugans Vorstürmen gewartet und gingen nun ihrerseits zum Angriff über. Funkenstiebend klirrten die Klingen der Shurachai auf die der Söldner.

»Rasmold!«, brüllte Jesrisco. »Was ist mit deinen Leuten los?«

Den Angreifern war es gelungen, die Söldner unter schweren Verlusten zurückzudrängen. Der Magier beobachtete alles von seiner sicheren Position im Haupthaus aus.

»Bei allen Winden Belshirashs!«, stieß er zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

Wild rasten die Gedanken in Jesriscos Kopf. Glorana würde es nicht gern sehen, doch wie viel war ihm sein Leben wert? Mehr als das der anderen, also stand für ihn fest: Lieber sie als er!

»Rasmold!«, brüllte er in die Kälte hinaus.

Der Brustkorb des Kriegers teilte sich unter dem wütenden Axthieb Klandugans. Schnaubend zog er seine gewaltige Streitaxt aus dem Körper des Tieflän-

ders und blickte sich um. Die Shurachai kämpften tapfer, brutal und wirkungsvoll – erst zwei der Weißorks waren zu Boden gegangen, während ihre Gegner immer weiter zurückwichen und die Reihen sich lichteten.

Was er dann sah, ließ ihn erstarren: Die Arbeitsklaven, die zuvor teilnahmslos am Boden gesessen und ins Leere geblickt hatten, standen auf. Wankend, aber zielstrebig gingen sie auf die Angreifer zu. Bald hatten die Ersten einen der Orkkrieger erreicht und schlugen mit bloßen Händen auf ihn ein. Der Ork wehrte sich, und unter seinen Hieben fielen die ungerüsteten Sklaven einer nach dem anderen.

»Neiiiiiiin!«, schrie Klandugan und rannte auf den Ork zu, doch er hatte kaum die halbe Entfernung zurückgelegt, als sich ihm die ersten Sklaven in den Weg stellten. Knurrend schulterte er seine Axt und rammte die ersten drei Männer. Sie fielen, doch wurde ihr Platz schnell von anderen eingenommen. Den anderen Orks erging es wenig besser, doch folgten sie wenigsten Gar'Kriaghs und Klandugans Beispiel und hatten ihre Waffen weggesteckt.

Klandugan sah sich verzweifelt um – wo war Aschok geblieben?

Aschok war nicht mitgerannt, als Klandugan den Angriff begonnen hatte. Sein Augenlicht war weg. Ihm

war kalt, und er musste diese Kälte bekämpfen. Sein Ausschlag juckte nicht mehr, sein Geruchssinn war noch schärfer geworden. Die Axt fiel ihm aus den zu Klauen erstarrten Händen und blieb im tiefen Schnee liegen.

Er atmete tief ein. Er war frei.

Sollte ... Wie war doch gleich sein ... Ja, sein was?

Ihm wurde kälter.

Er brauchte Wärme. Er holte tief Luft. Der Geruch nach Blut (und Wärme) war verlockend – doch hinter diesem Hügel lauerte der Tod.

Nein, er würde vielleicht später hierher zurückkehren, um sich an der Wärme zu laben.

Es wandte sich ab. Schlurfend stapfte das Etwas, das einmal Aschok von Klandugans Stamm gewesen war, über den Schnee – tiefer ins Verfluchte Eis führte es seine kalte Wanderung.

Gar'Kriagh drosch mit den Fäusten wild auf die ihn umringenden Blankhäute ein. Seine Gedanken kreisten um den Mann in der Hütte, den er gesehen hatte, kurz bevor die Blankhautsklaven sie angegriffen hatten.

Er brüllte über den Kampflärm hinweg: »Kann jemand nach dem Mann in der Hütte sehen?«

Klandugan blickte zum Eingang der Eishütte. Dort stand ein Mann in warmen Pelzen und schien einigen

Menschen im Inneren der Hütte wild gestikulierend Befehle zu geben.

Klandugan schnappte sich einen der Männer und warf ihn den anderen entgegen. Er nutzte die kurze Pause, um einem gefallenen Söldner den Speer aus der Brust zu ziehen und diesen zum Hauseingang zu werfen. Und wieder geschah etwas, was dem Frundengar bei fast jedem Speer- oder Axtwurf passierte: Die Waffe verließ seine Hand knisternd und – als ob sie wüsste, wer ihr Ziel war – flog in hohem Bogen auf den Mann im Hauseingang zu.

Jesrisco ließ seine Sklavinnen den fliegenden Teppich herausholen, den er einem tulamidischen Dschinnbeschwörer geraubt hatte. Eben als er sich auf den Teppich setzen wollte, zuckte sein Körper. Ungläubig starrte er auf die blutriefende Holzspitze, die aus seiner Brust ragte. Mit gebrochenen Augen fiel er auf den Teppich.

Als sich der letzte Tropfen des verderbten Blutes des Beschwörers auf den Teppich ergoss, ging ein Beben von der Eisnadel aus, das einen jeden zu Boden stürzen ließ.

Alle, ob Mensch oder Ork, sahen verwirrt und verängstigt zu der viele Schritt hohen, sich drehenden Eissäule, von der ein schmerzhaftes Kreischen ausging, aus dem sich eine schneidende Stimme erhob.

»Freiiiiiiiiiii!«, schrie sie und schraubte die Tonlage in unglaubliche Höhen.

Unter gequältem Ächzen zerbarst die Eisnadel in tausende von Stücken, die als tödliche Geschosse dem Boden entgegenstürzten.

Panisch stoben Orks und Menschen auseinander.

Es dauerte lange, bis sich jemand unter den gewaltigen Eistrümmern regte. Von überall her hörte man Schluchzen und die Schreie der Verletzten.

Klandugan stapfte suchend umher, bis ihn seine Schritte zum Ausgangspunkt ihres Angriffs lenkten. Nicht lange, und er hatte Aschoks Axt gefunden, von seinem Bruder jedoch fehlte jede Spur – kein Fußabdruck, keine Schleifspur, nichts!

»Klandugan!«

Die helle Kinderstimme riss den Hünen aus seinen Gedanken. Er wandte sich um und sah sechs Kinder und Jugendliche auf sich zulaufen. Sein Gesicht hellte sich auf.

»Jarlia! Nor! Garolant! Nubia! Eresch! Maruo!«

Die Kinder sprangen auf ihn zu und drückten ihn voller Freude.

Nach diesem herzlichen Wiedersehen und langem Geplapper über das, was geschehen war, kehrten die sieben Frundengar zurück auf das Schlachtfeld.

Dort hatten die Orks schon damit begonnen, Fru-



nus Sud einzusetzen, um die schlimmsten Verletzungen zu heilen.

Nach zwei Tagen war die Gruppe abmarschbereit. Klandugan nahm Gar Kriagh das Versprechen ab, die Überlebenden in die Nähe einer Menschengründung zu bringen und sie bis dahin zu beschützen. Er selbst wollte mit den Kindern in sein Dorf zurückkehren. Die zerschmetterten Leiber der getöteten Kinder hatten sie verpackt, um sie in ihren Eishallen zu bestatten.

Mit einer herzlichen Umarmung verabschiedeten sich der Ork und der Frundengar.

Vier Tage später hatten die sieben Frundengar das Dorf erreicht. Zumindest das, was einmal ihr Dorf gewesen war. Rauchende Trümmer, tote Leiber und das zerschlagene Heiligtum des Stammes waren alles, was noch übrig war.

Die Kinder ließen sich hoffnungslos in den Schnee fallen und fingen an zu weinen.

Eine Träne suchte sich ihren Weg über Klandugans Wange und gefror.

Die Axt gen Osten erhoben, schrie er: »Gloranaaaaa! Ich werde dich töten!«





## Die Magika in der Flasche

Mit einem schweren Seufzer zerrte er die Plane über der Ladefläche fest. Jetzt war der Wagen leicht, und das Einzige, was er zurückbringen musste, waren gute Nachrichten und einiges an Geld. Das Handeln lag ihm im Blut, das sagte seine Mutter immer. Und sie war der Ansicht, dass er in die Fußstapfen seiner Großmutter treten könnte.

Irgendwann.

Doch heute würde er erst einmal Festum verlassen, und während der Tagesfahrt bis nach Alderow den Born entlang hatte er genug Zeit, um über das Angebot von Kandar nachzudenken. Es wäre lukrativ, eine neue Handelsroute nach Niederwals nutzen zu können.

»Habt Ihr alles, was Ihr braucht?«

Er wandte sich um und sah in das verwitterte Gesicht des alten Mannes.

»Es sind nur zwei Tagesreisen, Johann.«

»Denkt daran, dass es in letzter Zeit immer gefährlicher wird, die Wege sind nicht mehr so sicher wie vor einigen Jahren.«

Das sagte Johann immer wieder. Er mochte den alten Kauz, war er doch ein alter Freund seiner Großmutter und in seinen jüngeren Jahren ein einflussreicher Händler gewesen. Aber das Schicksal hatte ihm grausam mitgespielt, und so war er nur mehr ein armer alter Mann, der das Haus, in dem er lebte, von Jaunava für alte Gefälligkeiten bekommen hatte.

»Ich werde daran denken, und ich habe noch das hier dabei, wenn es gefährlich werden sollte.«

Er hob seinen Umhang und der Griff eines Schwerter blitzte auf. Valmon war sich zwar verdammt sicher, dass er sich wehren konnte, doch die Strecke nach Alderow war eine belebte Handelsstraße und am Tag war die Gefahr geringer.

Erst danach wurde es gefährlich, aber in den Augen des alten Johann blitzten das Grauen und das Unbehagen. Valmon legte ihm die Hand auf die gebrechliche Schulter.

»Keine Sorge, Johann. Es wird alles gut gehen.«

Der alte Mann nickte nur stumm, als Valmon auf den Kutschbock stieg.

»Wann wirst du wieder nach Festum kommen?«

Valmon griff nach den Zügeln und zog kurz daran. Die zwei Schimmel tänzelten nervös. Sie waren des langen Herumstehens überdrüssig. Und er konnte sie gut verstehen. Sie wollten hinaus aus der Stadt auf die Landstraße.

»Ich weiß es noch nicht. Wenn Kandar uns die Route überlässt, könnte es sehr bald sein.«

Johann lächelte grimmig.

»Nun, vielleicht werden wir uns dann wieder sehen.«

Dabei tätschelte er mit einer knorrigen Hand die Hinterbacken des rechten Schimmels. Dieser wandte den Blick und schien missmutig dreinzublicken.

»Das sagst du jedes Mal! Leb wohl.«

»Leb wohl, Valmon, und grüß Jaunava von mir.«

»Das werde ich, wenn ich sie sehe. Sie ist immer viel unterwegs.«

Lachend trat Johann von der Kutsche weg, und Valmon schnalzte mit der Zunge. Die Pferde setzten sich in Bewegung. Festum war für ihn keine unbekannte Stadt. Allerdings hielt ihn seine Mutter an der kurzen Leine. Was wohl daran lag, dass bereits seine Schwester in Havena unterwegs war, oft monatelang mit dem Schiff, ohne Nachricht.

Es lag nun einmal im Blut der Surjeloff, dieses Reisen.

Gemächlich und mit ruhiger Hand ließ er die Pferde langsam gehen. Es war zu viel los am Rande des Marktplatzes, als dass er sie hätte traben lassen können.

Der Markt drängte mit seinen verschiedenen Geräuschen und Geräuschen zu ihm hinüber. Brodelndes

Leben, er sah es gern, er roch es gern. Die Fahrt würde eintönig genug sein. Während er aus der Stadt fuhr, ließ er den Blick über die Stände schweifen.

Etwas glitzerte. Mit einer Intensität, die ihn blendete.

Er zog hart an den Zügeln. Die Pferde wurden unruhig und tänzelten auf der Stelle. Einige Leute warfen ihm missbilligende Blicke zu oder stießen unfreundliche Drohungen aus, doch keiner blieb stehen, um dem Gesagten Taten folgen zu lassen. Etwas Funkelndes lag auf dem Boden.

Seltsam, dass er es bemerkt hatte.

Er stieg ab und näherte sich der unebenen Stelle im Pflaster. Das Etwas glitzerte und schimmerte wie ein Diamant. Er streckte die Hand aus und berührte Glas, kaltes Glas. Beinahe enttäuscht hob er die Flasche hoch. Zwar hübsch gemacht, mit einem edlen Korke, doch sonst nur Glas.

Was sollte er damit?

Er machte Anstalten, sie wieder auf das Pflaster zu stellen. Sicherlich hatte sie jemand liegen lassen.

*Tu das nicht.*

Er zuckte zusammen, die Flasche entwickelte ein sonderbares Eigenleben, und er packte sie erschrocken mit beiden Händen. Er drehte sich um die eigene Achse, doch niemand war in seiner Nähe, und die Stimme war mehr ein Flüstern gewesen.

*Ich bin hier.*

Er starrte auf das Glas. Einfaches, schimmerndes Glas.

»Wo ist hier?« Die Frage kam ihm unwillkürlich über die Lippen.

Als er merkte, dass er mit einer Flasche sprach, errötete Valmon.

*Du hältst mich fest.*

Doch die Flasche.

Eine sprechende Flasche! Nun, wenn er einige Becher vom besten Wein der Stadt geleert hätte, dann hätte er es ja verstanden, dann hätte er sogar Verständnis für eine Unterhaltung mit einem Tischbein gehabt. Doch er war nüchtern. Er lockerte den Griff um die Flasche und rieb sich das Kinn.

»Und?«

*Hilf mir, bitte!*

Er sah sich unschlüssig um und kam zu dem Entschluss, dass der Wagen nur wenig Schutz vor neugierigen Zuschauern bot. Tatsächlich hatten sich schon einige versammelt und tuschelten miteinander. Er lächelte höflich und schob die Flasche vorsichtig, warum auch immer, in seine große Tasche, die er um die Schultern trug. Dann stieg er wieder auf den Wagen. Er schnalzte mit der Zunge, und die Pferde setzten sich in Bewegung. Bald hatten sie den Marktplatz hinter sich gelassen und waren in einer ruhigen Nebenstraße angekommen.

*Hilfst du mir nun oder nicht?*

Er hielt den Wagen an. Eine fordernde Stimme, die irgendwie in seinem Kopf erklang. Dergleichen hatte er noch nie erlebt. Es war, als würde ein Geist mit ihm sprechen. War das ein Geist in der Flasche?

»Ich weiß nicht, was du bist, und erst recht nicht, ob ich dir helfen will.«

Schweigen.

Er starrte die Tasche an. Redete er wirklich mit seiner alten Tasche? Er griff hinein und holte die funkelnde Flasche heraus. Gegen das Licht gehalten, sah er eine kleine Gestalt, die menschlich wirkte.

*Ich bin kein Geist.*

»Und? Ich glaube, ich sollte dich einfach irgendwo abstellen und die Sache vergessen.«

*Bitte nicht, sag mir deinen Namen.*

»Warum denn das?«

Sollte er sich wirklich einer Flasche vorstellen?

*Weil man das so macht. Ich bin Isabou, Isabou Jaqiu.*

Der Name hörte sich nicht besonders gespenstisch an. Er ließ die Flasche sinken. Das Funkeln und das Sonnenlicht blendeten ihn. Seufzend betrachtete er das Glas.

»Valmon, Valmon Surjeloff.«

*Valmon, ich habe ein Problem. Ich sitze in dieser Flasche fest. Ich habe einen Körper aus Fleisch und Blut und bin hier gefangen. Ich brauche deine Hilfe, sonst werde ich sterben.*

Er steckte die Flasche zurück in die Tasche. Wegwerfen kam wohl nicht mehr infrage. Er dachte an das seltsame Gefühl, als er die Flasche in den Händen gehalten hatte. Irgendwie wusste er, dass er sie auch nicht loswerden würde. Ob er nun wollte oder nicht.

Eine alte Frau kam mit einer schweren Trage vorbei, sie runzelte die Stirn und kniff die Augen zusammen. Er unterdrückte den Drang, an den Zügeln zu ziehen. Wegen einer Flasche stand er hier, obwohl er schon längst auf der Straße sein wollte, Festum hinter sich lassend. Nicht, dass er in Eile gewesen wäre. Ungewöhnliche Situationen waren ihm nicht fremd. Aber dass er mit einer Flasche Zwiesprache hielt, war schon eine sehr seltsame Sache.

Aber es war ein schöner Name, Isabou.

»Also gut, was bist du?«

*Eine Magika.*

»Aha.«

*Ich bin eine Graumagierin. Ich führe nichts Böses im Schilde.*

Das kam wohl auf die Betrachtung an.

»He, du da.«

Er wandte sich um. Ein großer Mann kam auf ihn zugelaufen, er trug ein Kettenhemd. Sonst war seine Kleidung schwarz. Dieser Kerl schien nicht in Stimmung für irgendwelche Verhandlungen. Valmon starrte den Fremden an.



*Was ist? Was ist los?*

»Da kommt ein Mann, und er sieht nicht gerade freundlich aus.«

*Wie sieht er denn aus?*

»Er sieht nach Ärger aus, ich fürchte, jetzt hast nicht nur du ein Problem.«

Inzwischen war der Mann bei ihm angekommen und legte die Hände auf den Wagenrand. Er hatte langes Haar, das er zusammengebunden trug; unter dem weiten Oberteil schimmerte ein Kettenhemd und das Schwert war kein Spielzeug. Und er, Valmon Surjeloff, saß bewaffnet mit seinem Mut und dem Schwert unter seinem Umhang da.

»Du hast etwas, das mir gehört.«

Die Hände des Mannes schlossen sich noch fester um das Holz.

»Das glaube ich nicht.«

»Gib mir die Flasche, sofort.«

Die hellen Augen des Mannes zeigten eisige Entschlossenheit.

Valmon überlegte, seine Gedanken rasten. Die Entscheidung, die er traf, war so untypisch für ihn, dass sie ihn selbst schockierte – und den Mann erst recht. Sein Gesichtsausdruck spiegelte ungläubiges Staunen, als Valmon ihm den Stiefel ins Gesicht rammte. Schon war der Mann auf dem harten Pflaster gelandet.

Valmon packte die Zügel und trieb die Pferde an, die sofort in Galopp fielen. Die Wagenräder donnerten über das Pflaster, und er musste sich mit den Füßen abstützen, um nicht den Halt zu verlieren.

So hatte er sich den Abschied aus Festum wirklich nicht vorgestellt. In irrwitzigem Tempo stob er durch die Stadt und betete, dass der Kerl noch lange daliegen würde, ohne aufzuwachen. Erst als er glaubte, einen guten Abstand zwischen sich und den Mann gebracht zu haben, drehte er sich kurz um. Niemand folgte ihm.

*Was ist? Was ist passiert?*

»Nichts.«

*Etwas ist passiert, sag es mir.*

»Wir haben jemanden Kopfschmerzen bereitet.«

*Oh.*

»Du hast wohl ein paar Feinde, was ich für eine wahre Kunst halte, da du in der Flasche festsitzt.«

*Valmon, bitte halt an, ich will dir alles erklären.*

Er zog an den Zügeln und blieb stehen. Dann holte er die Flasche aus der Tasche und betrachtete sie erneut; die kleine Gestalt bewegte sich. Anscheinend ging sie auf dem Flaschenboden auf und ab.

*Ich kann die Stadt nicht verlassen.*

»Augenblick bitte, wir sind doch noch innerhalb der Stadtmauern.«

*Aber hier sind meine Freunde.*

»Deine Freunde? Wo waren sie, als du Hilfe brauchtest? Wunderbare Freunde, wirklich.«

*Sie stecken selbst in Schwierigkeiten – großen Schwierigkeiten.*

Valmon schwante Übles.

»Das ist schlecht für sie. Doch du bist hier bei mir, und ich denke, ich kenne jemanden, der dich da rausholen kann.«

*Valmon, hör mir nur einfach zu.*

*Ich brauche keinen anderen Magier, nur der kann mich wieder erlösen, der mich verzaubert hat. Doch als ich verzaubert wurde, waren wir auf dem Marktplatz. Ich bin hergekommen mit meinen Freunden, um ein Dokument vom Landhauptmann des neuen Reiches nach Havena zu bringen. Wir bekamen das Dokument ausgehändigt und waren auf dem Marktplatz, als ein alter Bekannter von mir mich in eine Flasche bannte und ich keine Zeit hatte, mich zu wehren.*

»Und wo waren deine Freunde?«

*Sie wurden angegriffen.*

»Von dem finster dreinblickenden Kerl in Schwarz?«

*Ja, sie sind ausgeschickt worden, um uns aufzuhalten. Juliander hat mich verwandelt. Er ist sehr mächtig. Mächtiger, als ich ihn in Erinnerung hatte.*

»Er ist keiner deiner Freunde?«

*Nein, das ist der Schwarzmagier, der mich verzaubert hat.*

»Ein Schwarzmagier. Schön, aber was ist mit den anderen?«

*Ich weiß nur von einem Dutzend, und das ist genug. Ich bitte dich nur um einen einzigen Gefallen: Bring mich zur Oberen Mövengasse. Übergib mich Injo, und du bist alle Probleme los.*

»Die Mövengasse? Was haben du und deine Freunde in dieser Gegend verloren?«

*Ist ein gutes Versteck.*

»Und du meinst, dann wäre ich alle Probleme los? Du bist wirklich eine Magierin. Keiner sonst kann so naiv sein.«

*Was willst du damit sagen?*

»Dass du dich in Festum nicht auskennst. Das erste Mal im Bornland?«

*Und bestimmt das letzte Mal.*

Er sah sich um, dann fuhr er in eine ruhige Gasse und stieg ab; dabei schulterte er die Tasche. Die Pferde schienen nicht einmal geschwitzt zu haben. Es behagte ihm nicht, sie allein zurückzulassen. Doch durch die Tore in die Füllergasse kam er kaum mit seinem Wagen hinein. Was wusste diese Frau schon von Festum!

Unschlüssig stand er in einer Gasse. Eine Zwergin rempelte ihn an, starrte ihn mit finsterem Blick an und schulterte die Axt. Valmon verzichtete auf eine Vorstellung.

»Du solltest auf deine Füße aufpassen.«

*Das ist Injo, das ist Injo, ich erkenne ihre Stimme. Injo, ich bin hier, hörst du mich denn nicht?*

»Kennst du zufällig eine Graumagierin mit Namen Isabou?«, fragte er die Zwergin.

Die kniff die Augen zusammen, dann nahm sie die Hand herunter und steckte sie in den breiten Gürtel.

»Was geht dich das an?«

Valmon griff in die Tasche und nahm die Flasche heraus. Injos Augen wurden immer größer.

*Injo, glaub ihm doch, er hat seinen Kopf für mich in Gefahr gebracht!*

»Danke für das Kompliment. Isabou hat nicht viel Zeit. Sie ist auf dem Marktplatz verzaubert worden. So weit hat sie mir alles erzählt. Ihr steckt in Schwierigkeiten. Und wie es aussieht, stecke ich jetzt mit drin.«

Injo machte keine Anstalten, die Flasche anzunehmen. Nun, verübeln konnte er es ihr nicht. Er hätte sie auch nicht genommen, wenn er gewusst hätte, was sie ihm einbrockte. Die kleine Gestalt in der Flasche wedelte mit den Armen, so viel konnte er erkennen.

*Verdammt, sie kann mich nicht hören.*

»Das habe ich auch bemerkt.«

Injo machte Anstalten aufzubrechen.

»Da ist der Kerl«, schrie eine bekannte Stimme.

Schwere Stiefel hallten auf den Pflastersteinen. Val-

mon wirbelte herum und sah einen ziemlich wütenden Kerl mit blutigem Gesicht. Die Augen wirkten wie die eines Dämons. Das bedeutete Ärger, viel Ärger. Seine Großmutter würde ihn umbringen. Und nicht nur sie. Jemand packte ihn mit unglaublicher Kraft am Unterarm und zog ihn herum, als er sein Schwert zog.

»Verschwinde von hier, aber schnell, die Mövengasse, geh zu Lohnfell, schnell.«

Er schüttelte die Hand ab und umschloss das Heft des Schwertes fester. Er dachte nicht daran, von hier zu verschwinden.

*Tu, was sie sagt, schnell weg von hier.*

Noch zögerte er, doch dann nahm er die Beine in die Hand.

Seine Kutsche, die Pferde, er betete zu allen Göttern und versprach alles, wenn nur seine Pferde und die Kutsche noch da wären, wenn er zurückkam. Im Laufen schob er das Schwert zurück in die Scheide.

Dort, das schmiedeeiserne Tor mit den Wachen. Sie betrachteten ihn nur kurz, dann war er schon hindurch. Isabou sagte irgendetwas, doch er hatte keine Zeit, ihr zuzuhören. Dort war die Obere Mövengasse. Und dann versperrte ein dunkler Hüne ihm von einem Augenblick zum anderen den Weg. Er kam auf dem Pflaster ins Schlittern und prallte gegen den massiven Körper dieses ... dieses Waldelfen. Er sah ihm in die Augen und deutete auf eine offene Tür.

Valmon legte die Hand an das Heft seines Schwertes.

»Isabou ist bei dir, ich bin Lohnfell.«

»Woher weißt du das?«

»Ich bin nicht unerfahren in magischen Dingen.«

Damit wandte sich der Elf um und ging durch die Tür. Valmon starrte in die Gasse, ein Haufen ungemütlicher Zeitgenossen tummelte sich hier.

*Geh ruhig mit ihm, er hat zwar eine seltsame Art, aber du kannst ihm vertrauen.*

»Wer sagt, dass ich irgendjemandem vertraue?«

Er ließ die Hand auf dem Griff des Schwertes ruhen, als er durch die Tür in einen finsternen Raum trat. Er glaubte diesem Waldelfen, dass er Lohnfell hieß, doch ob es eine so gute Idee war, diesen Raum zu betreten, das war eine andere Sache.

Valmon blieb stehen.

Der Elf starrte ihn an, als würde er etwas suchen. Nun, weniger einen Gegenstand als eine Person. Valmon kramte in seiner Tasche und holte die Flasche heraus. Der Elf machte keine Anstalten, auf ihn zuzugehen.

»Sie ist hier drinnen.«

Die Tür wurde ruckartig aufgerissen und knallte ihm in den Rücken. Er stolperte, fing sich aber wieder, bevor er und die Flasche auf dem Boden landeten. Wütend wandte er sich um, Injo kam herein.

Kein Blut klebte an ihr, auch die Axt war sauber. Ihm wäre es lieber gewesen, er hätte mit ihr kämpfen können. Auch wenn Isabou wahrscheinlich Recht gehabt hatte mit ihrem Rat.

»Lohnfell, anscheinend hast du ihn gefunden.«

»Scheint so. Wie geht es Isabou?«

*Dumme Frage, ich stecke hier fest, und wenn nicht irgendjemand etwas tut, dann habe ich Probleme, gewaltige Probleme.*

Lohnfell kam näher, nahm ihm die Flasche aus der Hand und betrachtete sie eingehend. Es war irgendwie ein sonderbares Gefühl, sie nicht mehr bei sich zu haben. Als würde etwas fehlen. Beinahe ängstlich beobachtete er den Waldelfen, wie er die Flasche auf einen roh gezimmerten Tisch stellte.

»Ich kann sie nicht hören, obwohl sie spricht. Anscheinend ein Bindungszauber.«

»Nun, das ist mir auch schon aufgefallen«, meinte Valmon bissig.

*Es war nicht mein Zauber, Valmon.*

»Ich weiß.«

Lohnfell sah ihn eindringlich an. Ein unangenehmer Blick, als würde er in die Tiefen seiner Seele blicken. Natürlich tat er es nicht, aber dennoch war es ein sonderbares Gefühl.

»Wie es aussieht, warst du der Erste, der sie gefunden hat.«



»Tja, heute ist wohl mein Glückstag.«

*Lohnfell, du neunmalkluger Besserwisser, ich sitze hier fest, und du hast keine weiteren Probleme. Gib dir mehr Mühe, wenn du ein richtiger Magier werden willst.*

Der Elf sah Valmon an. »Was hat sie gesagt?«

»Ihr sollt ihr helfen.«

*Danke für die wörtliche Übersetzung, Valmon.*

Er sparte sich eine Antwort darauf. Der Elf ließ sich auf einem Stuhl nieder und starrte die Flasche an, als würde das all ihre Probleme lösen.

»Nur nicht wundern, der ist immer so komisch«, sagte Injo.

»Ich gedenke nicht lange genug zu bleiben, um das herauszufinden. Also, was spricht der magisch Begabte?«

Der Elf warf ihm einen finsternen Blick zu, doch dabei beließ er es.

*Er ist nicht nur magisch begabt. Pass auf, was du sagst, Valmon, er könnte es dir übel nehmen.*

»Ich denke, er ist dein Freund.«

Der Elf sah ihn an. »Es ist verwirrend, wenn du mit ihr sprichst.«

»Nicht nur für dich.«

*Nein, nicht nur für dich.*

»Im Augenblick kann ich nichts für sie tun, der Bannspruch ist zu stark.«

*Es übersteigt seine Fähigkeiten.*

Valmon sparte sich eine Antwort darauf. Isabou mochte ja sagen, was sie wollte, aber er hatte sich für den heutigen jungen Tag schon genug Feinde gemacht.

Es klopfte leise. Dann wurde die Tür aufgeschoben und eine Frau kam herein. Sie hatte langes rotes Haar und trug einen weiten Umhang, der ihre Gestalt bedeckte. Sie schloss die Tür hinter sich und verriegelte sie. Anscheinend die Letzte von Isabous Freunden.

»Wer ist das?«, fragte sie mit fester Stimme.

Dabei schnürte sie ihren Umhang auf und eine beeindruckende Erscheinung kam zu Tage. Nicht nur, dass sie eine verdammt nette Figur hatte, auch das Kettenhemd und die Kleidung waren auffallend.

»Er hat Isabou hergebracht.«

»Wo ist sie?«

*Anscheinend bin ich mit Unsichtbarkeit bestraft. Tu mir einen Gefallen, Valmon, nimm mich wieder an dich, bevor jemand auf die Idee kommt, mich zu vergessen.*

»Wie du meinst.«

Auf einmal hatte er die gesamte Aufmerksamkeit dieses sonderbaren Haufens. Er kam sich so fehl am Platz vor. Hier kannte er die Regeln nicht. Trotz alledem war er nun einmal da. Er ging zum Tisch, nahm die Flasche an sich und steckte sie wieder ein, ohne dass ihn irgendjemand davon abhielt.

»Mein Name ist Valmon Surjeloff, ich bin Kaufmann. Und was nun?«

Großes Schweigen folgte, und es galt nicht der höflichen Vorstellung seiner Person, sondern vielmehr der Ratlosigkeit, die nicht nur aus den Blicken der Anwesenden sprach. Kein guter Anfang. Vielleicht wussten sie nicht, dass Isabou in Lebensgefahr schwebte, oder sie hatten wirklich keine Ahnung, was zu tun war.

»Wo ist Juliander, Rolanda?«, fragte Lohnfell, als würde er einen alten Bekannten suchen.

»Keine Ahnung. Das Letzte, was ich gehört habe, war, dass er einen Aufruhr bei der Halle des Quecksilbers veranstaltet hat. Aber du weißt doch, Lohnfell, dass kein Normaler da hineinkommt. Und du bist nun mal kein Magier.«

Das Gesicht des Waldelfen blieb vollkommen unbewegt, allerdings nicht die klaren Augen.

»Ich komme da vielleicht nicht hinein, aber was ist mit ihm?«

Erst nach einigen Augenblicken kapierte Valmon, dass er gemeint war.

»Er hat keinen Funken Magie, wie soll das funktionieren? Magier sind zwar nicht die Klügsten, dafür aber wenigstens nicht blind«, meinte der Zwerg.

*Hör nicht auf sie, manchmal sind sie unmöglich. Sag ihnen einfach, dass ich eine Lösung habe.*

»Sicher?«

Alle Anwesenden wandten ihm ihre ganze Aufmerksamkeit zu, obwohl er das gar nicht wollte. Doch

die Tatsache, dass nur er mit ihr sprechen konnte, genügte.

»Isabou glaubt, sie hat eine Lösung.«

»Welche?«, fragte der Waldelf skeptisch.

*Geh zur Halle des Quecksilbers. Ich werde dir eine Aura erschaffen, mit der du ungehindert eintreten kannst.*

»Und dann?«

*Dann suchen wir Juliander und regeln die Sache.*

»Ich soll einen Schwarzmagier suchen?«

*Tu es einfach, dir wird nichts passieren.*

Woher kannte er nur diese Sprüche, die so gar nichts Beruhigendes an sich hatten?

»Was hat dieses Zwiegespräch für ein Ergebnis?«

Valmon ruckte seinen Mantel zurecht.

»Dass ich zur Halle des Quecksilbers gehe und Juliander suchen werde.«

Rolanda sah ihn überrascht an.

»Du willst gegen einen Schwarzmagier antreten? Das halte ich für Selbstmord, da gibt es andere Möglichkeiten. Ich bin dafür, du lockst ihn einfach an, und dann werden wir schon mit ihm fertig.«

*Argh, ich hasse diese Sturheit. Sag ihnen, ich weiß, was ich tue.*

»Sie sagt, dass sie weiß, was sie tut.«

Wusste er das auch?

»Das hätte sie auch auf dem Marktplatz wissen müssen. Dann hätten wir jetzt dieses Problem nicht.«

»Auf dem Marktplatz?«

Der Auelf erhob sich zu seiner imposanten Größe.

»Frag sie selbst.«

»Isabou?«

*Valmon, ich hatte die Lage falsch eingeschätzt. Ich kannte Juliander von früher, woher sollte ich wissen, dass er auf mich angesetzt worden war? Ich bin Graumagierin, ich kann nicht hellsehen.*

*Lohnfell weiß das genau, wir waren im Geheimen unterwegs. Dass wir verraten wurden, ist schlimm genug, auch, dass meine Freunde in Gefahr waren. Allerdings wären wir schon längst aus Festum heraus und auf dem Weg nach Havena, wenn Juliander nicht gewesen wäre. Er wusste, dass er mich bannen musste, um mich daran zu hindern, den anderen auf meine Weise zu helfen.*

»Ich nehme an, mit Magie?«

*ja, ich bin keine Schwertkämpferin wie Rolanda oder so befähigt wie Injo. Ich versuche alles zu tun, was in meiner Macht steht. Aber das Wichtigste ist, dass wir das Dokument wiederbekommen und mich befreien.*

»Augenblick ... das Dokument vom Landhauptmann ist gestohlen worden?«

Die drei sahen ihn stumm an, als würden sie fieberhaft nach einer Lösung suchen.

»Isabou hatte es verwahrt, unter einem Schutzzauber. Wir gingen davon aus, dass sie sich am besten schützen konnte, und das war auch so. Diese Schläger

haben nur uns angegriffen, doch aus einem anderen Grund, als dass sie Isabou übersehen hätten ...« Die Stimme der Zwergin klang dumpf.

»Dieser Juliander, er hat dich überrascht.«

*Nein, ich war zu unschlüssig. Ich will nichts beschönigen, Valmon, aber wir müssen dieses Dokument wiederbekommen, bevor es in verkehrte Hände gerät.*

»Wieso hat Juliander dich nicht mitgenommen?«

»Weil ich ihm eine übergezogen habe«, sagte Rolanda nicht ohne Stolz.

Er glaubte es ihr unbesehen, dass sie dazu in der Lage war.

»Eines verstehe ich nicht. Wieso hat Juliander immer noch Interesse, Isabou zu suchen? Er hat doch das, was er wollte.«

*Bist du dir da sicher, Valmon?*

Eine Gänsehaut jagte ihm über den Rücken. Er mochte sich gar nicht vorstellen, was dieser Kerl mit Isabou anzustellen gedachte.

»Wir sollten keine Zeit verlieren. Wir werden dich zur Halle begleiten.«

*Auch wenn es nichts bringen wird, aber sie sind anhänglich.*

»Das denke ich mir.«

Niemand sprach viel auf dem Weg zur Halle des Quecksilbers. Valmon war noch nie in diesem Teil der

Stadt gewesen. Für alles gab es schließlich ein erstes Mal. Sie trugen ihre schlichten grauen Umhänge und gaben sich unschuldig. Doch die Waffen klirrten wohl etwas zu laut. Manch neugieriger Blick traf sie.

Valmon hatte eine Hand auf die Tasche gelegt, als müsste er überprüfen, ob Isabou noch bei ihm war. Injo ging neben ihm, ihr Blick war mürrisch und überaus wachsam.

Er wusste nicht, wie es weitergehen würde. Isabou schwieg sich beharrlich aus. Irgendwie wusste er, dass sie noch da war. Wie ein stetiges Flüstern in seinen Gedanken. Aber die Zeit wurde knapp.

»Dort ist er«, sagte Lohnfell mit heiserer Stimme.

Valmon hielt ebenso überrascht inne wie die anderen. Kein besonders imposanter Mann stand vor einer geschlossenen Tür. Der Umhang war schwarz, doch es gab mehr von der Sorte. Langes Haar und fahle Haut. Das war alles, was Valmon erkennen konnte.

*Er ist nicht in der Halle des Quecksilbers.*

»Nein, was jetzt?«

*Geh an ihm vorbei, er wird mich fühlen. Allerdings kennt er dich nicht. Wenn wir Glück haben, wird er dir folgen.*

»Und mich in eine Ratte verwandeln.«

*Nein, das wird er nicht. Sag Rolanda, sie soll uns mit Lohnfell und Injo folgen. Wir müssen die Dokumentenrolle zurückbekommen.*

»Und was ist mit dir?«

*Lass das meine Sorge sein. Wenn es zu einen Kampf kommen sollte, dann soll Lohnfell mich nehmen. Er weiß, was er zu tun hat, wenn er auf Juliander trifft.*

»Das hoffe ich für ihn.«

Valmon machte einen Schritt vor und legte dem Elfen eine Hand auf den Unterarm. Der wandte sich um und sah ihn eindringlich an.

»Ich werde mit ihr vorgehen, Juliander soll mir folgen. Beschattet ihn, wir brauchen die Dokumentenrolle.«

Hatte er wirklich »wir« gesagt?

»Und was ist mit ihr?«

»Wenn es zu einen Kampf kommen sollte, glaubt sie zu wissen, dass du in der Lage bist, die richtigen Entscheidungen zu treffen.«

»Ja.«

Damit wandte sich der Elf wieder um; was dieses »Ja« zu bedeuten hatte, wusste Valmon nicht. Doch die Zeit drängte, das war sicher. Er ging an dem Elfen vorbei und versuchte sich möglichst unauffällig zu geben. Kaum war er auf einer Höhe mit dem Schwarzmagier, als dieser blitzschnell herumfuhr und Valmon an der Kehle packte.

»Wo ist sie?« Eine scharfe Stimme, aus der Macht sprach.

»Was soll das? Lass mich los.«



Doch Juliander schien nicht davon überzeugt zu sein. Er griff nach Valmons Tasche.

»Nein«, schrie dieser und trat dem Magier in den Unterleib.

Dann war auch schon Lohnfell da, und bis er sich versah, hatte er die Flasche in der Hand. Verwirrt starrte er auf seine Tasche, dann auf die funkelnde Flasche. Juliander konnte seine Blicke auch nicht davon abwenden; in seinen Augen leuchtete eine unheimliche Gier.

Valmon nutzte den Überraschungsmoment und rammte Juliander, setzte einen gut gezielten Kinnhaken hinterher, und der Schwarzmagier lag bewusstlos am Boden. Seine Hand tat weh. Er schüttelte sie.

»Guter Schlag«, meinte Injo, als sie an ihm vorbeiging und ihre Axt wieder verstaute.

Rolanda ging ebenfalls an ihm vorbei und neben dem bewusstlosen Magier in die Hocke. Ihre schlanken Hände durchsuchten die Kleidung des Mannes, bis sie eine längliche Hülse aus den Tiefen des Umhangs bargen. Sie überprüfte das Siegel und nickte, als sie aufstand.

»Das, was wir gesucht haben.«

»Was ist mit ihr?«, fragte Valmon leise.

Rolanda nahm seine Hand und zog ihn entschlossen beiseite, Injo blieb stehen, wo sie war.

»He, was soll das?«

Rolanda legte einen Finger auf die Lippen. »Sei leise, er konzentriert sich gerade. Du willst gewiss nicht in der unmittelbaren Nähe sein, wenn es schief geht.«

»Was?«

»Er macht den Zauber rückgängig.«

»Aber ich dachte, das könnte nur Juliander.«

»Pass lieber auf, dass wir keinen unerwünschten Besuch bekommen.«

Dabei öffnete sie leicht ihren Umhang und legte ihre Hand auf den Schwertgriff. Er tat es ihr nach, obwohl er keine Gefahr nahen sah.

Lohnfell ging in die Hocke neben dem Bewusstlosen. Sein Umhang war wie eine Woge grauen Wassers, das ihn umfloss. Er stellte die Flasche auf den Brustkorb des Schwarzmagiers und murmelte mit geschlossenen Augen vor sich hin.

Das Donnern von schweren Stiefeln ließ Valmon herumfahren. Rolanda hatte schon ihr Schwert gezogen, er tat es ihr nach, dann war auf einmal eine Frau neben ihm und legte ihm die Hand auf den Schwertarm.

»Lass uns verschwinden, Valmon.«

Er starrte sie an. Eine wunderschöne Frau, mit blonden Haaren, die in der Sonne schimmerten, und Augen, so blau wie die Wasser des Born. Ihr Lächeln war das Schönste, das er jemals gesehen hatte. Er ließ das Schwert sinken.

»Isabou?«

»Ja. Komm, lass uns gehen.«

Sie nahm seine Hand und zog ihn mit sich. Erst musste sie ihn ziehen, doch dann rannte er mit ihr; hinter sich hörte er die Schritte seiner Gefährten über das Pflaster hallen. Seiner Gefährten ... Seltsam, wieso hatte er das gedacht?

Weil es sich so anfühlte. Er rannte mit ihnen um sein Leben, und es fühlte sich gut an. Dann waren keine schweren Stiefel mehr zu hören, nur noch das Gemurmel der Stadt. Sie hielten an. Isabou ließ seine Hand los.

»Hier trennen sich unsere Wege, Valmon Surjeloff.«

»Trennen?« Er verstand nicht ganz, worauf sie hinaus wollte.

»Ja, wir werden Richtung Havena segeln, und das ist nicht dein Weg.«

Er sah Isabou an, dann die anderen Gefährten. Sie verlassen?

Er dachte an seine Mutter und an Jaunava.

»Ja, im Augenblick ist das nicht mein Weg.«

»Es könnte sein, dass wir zurückkommen, Valmon.«

Ein verlegenes Hüsteln ertönte. Rolanda hatte sich dezent abgewandt, nur Lohnfell sah sie eindringlich an. An diesen Blick konnte man sich unmöglich gewöhnen.

»Das hoffe ich, das hoffe ich wirklich.«

Sie ließ seine Hände los und wandte sich ab. Die vier verschwanden in einer schattigen Gasse, und er blieb noch einige Zeit stehen.

Er hoffte es wirklich.

Dann machte er sich auf den Weg zu seiner Kutsche und hoffentlich zu den zwei Pferden.

Sonst würde ihn Jaunava übers Knie legen.





## **Das Erwachen nach dem Traum**

Der Schlaf einer Tochter Satuaris war manchmal mehr, als der äußere Anschein vermuten ließ. Aishe (eigentlich war ihr Name Aisheniridebethjida, aber das war für die meisten Garethjas schier unaussprechlich, sodass sich die Abkürzung eingebürgert hatte) mochte mit geschlossenen Augen reglos im Bett liegen und tief und regelmäßig Atem holen; doch nur ihr Körper ruhte, während sie träumte. Nicht so, wie alle träumten. Kaleidoskopartige Zerrbilder, mahnende, tadelnde, helfende Sprache des Ichs hinter dem Ich oder der Götter, nein, sie träumte ihre Suche weiter, die sie schon vor einem Jahr begonnen hatte, seit sie gehört hatte, dass die Dämonenheere des Hässlichen über ihre Heimat hergefallen waren. Bei ihrer vom abergläubischen Volk »Hexen« genannten Gemeinschaft war diese Magie als Traumgestalt bekannt. Gewöhnlich manifestierte sich die Gestalt der Hexe im Traum dessen, den es betreffen sollte, aber bei Aishe war es anders, denn sie fand jene nicht, die es betraf. So flog sie, oder besser ihr geträumtes Ebenbild, durch ein tiefschwarzes, nebli-

ges Nichts, ständig hoffnungsvoll Ausschau haltend nach ... vielleicht nur einem Funken. Ein möglicher Beobachter hätte ein zierliches, etwa 18-jähriges Mädchen gesehen, an dem vor allem der seltsame Gegensatz der hüftlangen hellroten Haare und graugrünen Augen zu der braunen Hautfarbe aufgefallen wäre. Im Traum trug sie auch jene weiße Bluse, den waldgrünen Rock und die Sandalen, in denen sie damals Maraskan verlassen hatte. Obwohl weder der Boden zu sehen war noch Flugwind ihr Haar bauschte, wusste sie, dass sie schnell flog. Ständig sah sie angestrengt nach vorn und zu den Seiten. Bitte, Mutter, zeige dich. Du darfst nicht tot sein, bitte lass mich dich sehen und sag mir, dass du und meine Schwestern wohlauf seid.

Und diesmal blieb nichts wie in all den Nächten zuvor. Aishe erspähte einen Lichtpunkt, hielt darauf zu und kam schnell näher. Er entpuppte sich als Feuer, bei dem eine Gestalt zu erkennen war: eine etwa 40-jährige schwarzhaarige Frau dunkelbrauner Hautfarbe. Sowohl die Frau als auch das Feuer schienen sich mitten im Nichts zu befinden. Aishe landete und lief dann mit einem fröhlichen Lachen, in dem sich die Spannung eines Jahres löste, auf die Frau zu. »Mutter! Endlich habe ich dich gefunden, ich habe dich so lange gesucht!« Sie umarmte sie herzlich und schmiegte sich fest an sie, Freudentränen in den Augen.

»Ja, das hast du, Aisheniridebethjida ...«, bekam sie zur Antwort und sah auf, um Darijas Gesicht zu betrachten. Sie schien die Wiedersehensfreude nicht zu teilen, denn kein Lächeln war auf ihren Lippen zu sehen und keine Anteilnahme in ihren Augen. Auch machte sie keine Anstalten, die Umarmung ihrer Tochter zu erwidern. Aishe war das nicht wichtig. Sie fühlte diese Freude für zwei, außerdem kannte sie ihre Mutter nicht anders. Sie lächelte selten; immer wenn Aishe traurig gewesen war oder geweint hatte, hatte Darija mehr Schelte als Trost für sie bereit gehabt, weil eine stolze Tochter Satuaris verbarg, was als Schwäche ausgelegt werden konnte. Trotzdem hatte sich alles, was ihre Mutter sie gelehrt hatte, als gut für sie herausgestellt, und Aishe war sicher, geliebt zu werden, auch wenn die Mutter es nicht direkt zeigte.

»Warum suchst du mich?«, fragte sie nun knapp, wie es ihre Art war.

»Ich hatte Angst um dich ... um euch alle ... seit Dharzijnion die Insel erobert hat. Aber das ist vorbei, ich habe dich endlich gefunden! Wie geht es Nereidasab und Suladeribethjida? Wo seid ihr?«

»Es geht ihnen gut, was dachtest du denn! Sie konnte ich leicht verbergen, nur dich musste ich fortschicken, zu schwach, um dich zu wehren, und zu stark, um übersehen zu werden, wie du warst. Deine

Träume von dieser Aufgabe kamen mir nur etwas zuvor. Hast du eigentlich alles vergessen, was ich dich gelehrt habe?«, schoss Darija die Frage wie einen Eispeil ab.

Schlagartig ernüchtert und verwirrt, konnte Aishe nur erwidern: »Was?«

»Was!«, äffte Darija sie nach. »Endlich lebst du dein eigenes Leben und hast nach zwei Jahren nichts Besseres zu tun, als dich wieder an meinen Rockzipfel zu hängen. Aber du sollst jetzt allein zurechtkommen. Hör auf, mich zu suchen!«

»A-aber ... Mutter ...«, stammelte Aishe mit weit aufgerissenen Augen. Sie hatte geglaubt, Darija würde sich wenigstens ein bisschen freuen, sie zu sehen.

»Und hör auf, mich so zu nennen! Ich bin nicht deine Mutter! Geh endlich!«

Ein Geräusch wie das rasche Anschwellen des Windes vor einem Sturm zog herauf, noch durchdrungen von Aishes jetzt angsterfüllter Stimme: »Mutter, nein ... warum sagst du das?«

»Weil es wahr ist! Ich fand dich im Wald, ausgesetzt, du warst höchstens eine Woche alt gewesen. Da ich die Kraft in dir fühlte, die meiner Tochter fehlte, nahm ich dich auf. Verstehst du jetzt? Du bist nicht meine Tochter!«

Aishe war, als ob ein Windstoß sie hinwegschleuderte, weg von der Frau, in der sie ein Leben lang ih-



re Mutter gesehen hatte, und weg von dem wild flackernden Feuer. »Mutttteeeer!«, schrie sie verzweifelt in das Tosen und streckte hilflos eine Hand aus.

»*Nenn mich nicht so!*« Die Worte durchbrachen die tobende Stille und zertrümmerten die Welt. In scharfen Splittern umwirbelten die Traumscherben Aishes astralen Körper, ihr lang gezogener Schrei war wie ein Seil, das sie zurückzog in die Wirklichkeit. Aische saß schweißgebadet zwischen den Decken und schrie nicht mehr. Lange Herzschräge starrte sie nur in die Dunkelheit, während neben ihr eine Smaragdatter aufmerksam züngelnd den Kopf hob. Serenijida spürte, dass es ihrer erwählten Seelengefährtin nicht gut ging. Sie wusste nicht, warum, dennoch kroch sie an ihr hoch und schmiegte sich an Schultern und Hals, um sie ihre Nähe spüren zu lassen.

Aische nahm die Berührung wahr, und als wäre dies der Dammbuch, schlug sie die Hände vors Gesicht und begann haltlos zu schluchzen. Es war eine dunkle, sternenlose Nacht über Gareth, aber wenigstens würde sie mit dem Morgen vergehen.





## Die Sonne im Herzen

Praios stand in voller Pracht am Himmel und brannte unnachgiebig auf ihn hernieder, wie der Blick des gestrengen Vaters dem Kind im Nacken brennt. Aber Praiofold Hengsterbusch hatte ein reines Gewissen. Nun, so rein, wie es eben sein konnte, denn war der Mensch nicht schwach und offen für Fehl?

Er glaubte die Stimme des ehrwürdigen Prätors zu hören, wie er diese und ähnliche Mahnungen aussprach. Sie waren schon vor Jahren in Praiofolds innere Gedanken eingegangen. Er schmunzelte, als er die Augen vor dem Glanz des Herrn verdeckte und den staubigen Weg entlangspähte. Der Weg war schnurgerade, Felder mit den vertrockneten Stängeln der schon lange geschnittenen Getreidegarben säumten ihn, kein Baum in Sicht, der Schatten spenden könnte. Es war auch niemand zu sehen, der die Felder bearbeitete – wer schuftete auch am Praiostag?

Praiofold wischte sich den Schweiß aus den Brauen und seufzte. Nun denn, er hatte es so gewollt, also nicht verzagen. Er setzte sich wieder in Bewegung.

Praiofold hätte für den Weg auch ein Pferd einfordern oder sich einer der Kutschen anvertrauen können, und mit jedem Schritt in der glühenden Mittagshitze wuchs in ihm der Wunsch, er hätte es getan. Aber er wollte sich selbst eine Lektion in Demut und Hingebung erteilen. Demut vor dem Herrn Praios, die sich im kühlen Tempel schnell zu mindern drohte. Und Hingebung zum einfachen Volk und seinen Mühen. Es war leicht, Fleiß und Aufrichtigkeit von den Niederen zu verlangen, wenn man selbst die Unbilden ihres Lebens nicht ertrug. Wenn man sie aber nicht einmal kannte, war es in Praiofolds Augen Unrecht.

Jeder hatte seine Bürde zu tragen, und seine eigene war in vielerlei Hinsicht die Schwerste: er trug Verantwortung. Sein Wort war Gesetz durch die Weihe, in die Praios ihn erhoben hatte. Er musste entscheiden, was Recht und was Unrecht war, und die Entscheidung war niemals leicht.

Er stand über dem Volk, Freie wie Unfreie, aber es deswegen zu verachten, wie es mancher unter seinen Brüdern tat, lag ihm fern. Alles war Teil der großen Ordnung, und jedes hatte seinen Platz darin und wollte geliebt sein, wie ein Vater sein Kind liebte, solange es seinen Worten folgte.

Seine Gedanken hatten ihn eine Weile von der Mühsal des Weges abgelenkt und über einen Hügel geführt. Ein kleines Dorf kam nun in Sicht, ein Dut-

zend einfacher Häuser, ein paar Scheunen, es mochte an die 80 Seelen beherbergen. Das musste Randstücken sein. Man hatte ihm gesagt, dass er es vor Sonnenuntergang erreichen würde, aber man hatte seine Schritte wohl unterschätzt. Es war gerade erst um die vierte Stunde nach Mittag.

Er freute sich auf ein Glas frisches Wasser und eine kräftige Mahlzeit. Aber es gehörte sich nicht, dass ein Priester in ein Dorf einfiel wie ein hungriger Wolf. Er leerte seine Wasserflasche und ließ die lauwarme Flüssigkeit im Mund kreisen, ehe er sie hinunterschluckte. Dann blickte er an sich hinunter. So konnte er unmöglich im Dorf ankommen.

Er zog die Falten seiner rotgoldenen Robe nach, richtete die Sphärenkugeln an seinem Gürtel und klopfte den Staub der Reise auch von der rotgoldenen Filzmütze. Dann zog er das zwölfflammige Sonnenzepter hervor und ließ es hell in der Sonne aufblitzen. Ja, so würde es gehen. Kein großer Auftritt, aber dennoch mit der nötigen Würde. Und außerdem bekamen die Dörfler hier sicher nur selten einen Priester zu Gesicht.

Er ging weiter, nun deutlich gemessener, und näherte sich dem Dorf. Bis auf einen fetten Kater, der auf dem Dach des kleinen Brunnens in der Mitte des Platzes lag und sich sonnte, bemerkte seine Ankunft zunächst niemand.

Dann aber trat eine junge Frau mit einem Krug in der Hand aus einem der Häuser. Sie trug ein Kind unter dem Herzen, und der Form ihres Bauches nach zu urteilen war sie kurz vor der Niederkunft. Sie ging mit gesenktem Kopf auf den Brunnen zu, blickte auf und blieb wie vom Bannstrahl gerührt stehen, als ihr Blick auf Praiofold fiel.

Er konnte sich das Lächeln verkneifen – schließlich hatte er jahrelange Übung darin. Aber sie bot einen solchen Anblick erschrockener Verwunderung, dass es ihn nicht erstaunt hätte, wenn das Kind auf der Stelle zur Welt gekommen wäre. Sie setzte den Krug achtlos ab und eilte auf ihn zu.

»Euer Gnaden«, stammelte sie und sank vor ihm auf die Knie, um den Saum seines Gewandes zu küssen. Er ließ es geschehen, auch wenn es ihm eigentlich ein wenig zu viel des Guten war.

Die Frau wandte sich, noch immer auf den Knien, um und schrie nach einem Bengard. Der Angesprochene stellte sich als junger Bursche von vielleicht 12 Jahren heraus, der ebenfalls auf ein Knie fiel und dann geschickt wurde, den Dorfvorsteher zu benachrichtigen. Die Frau mied Praiofolds Blick.

Wenig später war Praiofold umgeben von aufgeregten Dorfbewohnern. Sie waren wie Kinder, die den heimkehrenden Vater umringten, in der Hoffnung, er

habe ihnen etwas aus der Stadt mitgebracht – aber auch in der Furcht, er könne den Schabernack entdecken, den sie in seiner Abwesenheit getrieben hatten. Ein Praisopriester in ihrem Dorf!

Schuldbewusste Blicke wurden gewechselt, von denen man hoffte, sie würden ihm entgehen.

Als Priester weckte er immer das schlechte Gewissen, vergegenwärtigte den Leuten ihre kleinen Sünden und Lügen. Und das war gut so, denn solange Reue zu finden war, konnte vergeben werden. Schlimm wurde es erst, wenn das Gewissen schwieg.

Der Dorfvorsteher stellte sich als Fredo Nordfelden vor und stammelte eine Begrüßungsrede über die Ehre, Praiofold willkommen heißen zu dürfen, und wie lange es schon her sei, dass ein Geweihter vorbeigekommen sei. Als er sich gerade anschickte, jeden Einzelnen im Dorf vorzustellen, zupfte seine Tochter, vielleicht fünf Jahre alt, ihn am Ärmel: »Vielleicht hat Euer Gnaden ja Durst?«

Nordfelden zuckte zusammen: »O ja, wie dumm von mir! Verzeiht! Verzeiht! Bitte, folgt mir.«

Er wandte sich um und führte die ganze Schar zu einem der Häuser, das sich allein durch Schnitzereien im Türrahmen von den übrigen unterschied, und ließ ihn ein. Einige der Erwachsenen folgten, offensichtlich die Bauern mit dem meisten Vieh oder den größten Feldern. Der Rest drückte sich vor der offen ge-

lassenen Tür und an den Fensterlöchern herum. Praiofold war Aufmerksamkeit gewohnt, aber in den Städten äußerte sie sich nicht so unbefangen. Er gestattete sich ein Lächeln.

Im Nu hatte er einen Krug Wasser, einen mit Milch, einen mit Bier und einen mit Wein vor sich stehen und eine reichliche Auswahl an Brot und Wurst. Nach dem verzweifelten Gackern eines Huhnes zu urteilen, das von draußen hereinklang, würde sich bald auch Geflügel dazugesellen.

Da saß er also nun, umgeben von vier Männern und zwei Frauen, offensichtlich die Obersten des Dorfes, die ihn aufmerksam beobachteten, als er sich ein wenig Wein einschenkte und ihn mit reichlich Wasser verdünnte. Er nippte an dem irdenen Becher.

»Verzeiht, Euer Gnaden. Wäret Ihr so freundlich, uns Euren Namen zu verraten? Für die Chronik ...« Der Sprecher winkte verlegen mit einem speckigen, schlecht gebundenen Büchlein. Was in einem Dorf wie diesem wohl so wichtig war, dass es Eingang in eine Chronik halten sollte? Nicht viel offensichtlich, dem Alter des Buches und der Tatsache nach zu urteilen, dass der Mann es jetzt weit im ersten Drittel aufschlug und mit einem Kohlestift in der Hand begierig auf die Antwort wartete.

»Aber natürlich, mein Sohn. Ich bin Donator Lumi Praiofold Hengsterbusch.« Er nippte erneut an sei-

nem Becher, während der Mann mit hervorgeschobener Zunge krude Buchstaben in das Buch malte.

Die anderen tauschten heimliche Blicke. Über die Jahre hatte Praiofold ein Gespür für Augenblicke wie diesen entwickelt. Menschen sagten durch Gesten oft so viel mehr als durch Worte. In diesem Fall bezog sich ihr Verhalten auf seinen Namen. Er war als Praiofold geweiht worden, lange bevor Hilberian die Kirchenspaltung verursacht hatte, aber seitdem trug es ihm immer wieder schräge Blicke zu, wenn er sich vorstellte. Die Kirche war längst wieder vereint, das Gedächtnis jedoch trägt in manchen Fällen die alte Kleidung sehr lange.

»Und was treibt Euch in unser kleines Dorf?«, fragte nun ein anderer. Ein dichter Bart wucherte um sein Gesicht wie ein Dornbusch, aber trotz der Wehr aus dunklem Haar sah Praiofold den Kehlkopf des Mannes zittern. Hatte er etwas zu verbergen?

»Ich bin auf der Durchreise.« Er griff nach einem Stück Brot.

»Dann bleibt Ihr nicht lange?«, fragte eine Frau, die sich an die Wand gelehnt hatte; es klang hoffnungsvoll. Sie trug ein auffallend neues Kleid.

»Nun, meine Tochter – wie ist dein Name?« Praiofold schaute ihr in die Augen und sie blickte zu Boden.

»Roana, Euer Gnaden.« Sie sprach jetzt sehr leise.



»Nun, Roana, offen gestanden habe ich auf die weithin gepriesene Traviagefälligkeit Randsteckens gehofft. Wenn ihr die Freundlichkeit besitzt, mir für heute Nacht Gastung zu gewähren, mache ich mich morgen früh schon wieder auf den Weg.«

»Ich ... so meinte ich es gar nicht, Euer Gnaden«, beeilte sie sich zu erklären. »Ihr seid uns herzlich willkommen!«

Praiofold schenkte ihr ein Lächeln. »Möge dir Tra-  
via deine Großzügigkeit vergelten!«

Seine Stellung erlaubte es ihm natürlich, Unterkunft und Verpflegung einzufordern, und wenn sich die Dörfler weniger pflichtbewusst gezeigt hätten, hätte er es ohne zweiten Gedanken getan. Aber er wollte, dass sie sich ihm auch durch Travias Gesetze verbunden fühlten – die kannten sie sicher besser als die Rechtsprüche aus der Stadt des Lichts.

Er blickte zum Fenster hinaus: »Es müsste bald die sechste Stunde sein. Ich möchte eine Andacht halten, und es werden alle aus dem Dorf teilnehmen!«

Praiofold schaute durch das Fensterloch der Hütte nach draußen. Das ganze Dorf hatte sich versammelt und erwartete ihn. Er konnte ihre freudige Erregung spüren, aber er sah auch die Furcht und das schlechte Gewissen in ihren Gesichtern. Sobald der Gottesdienst begann, würden all ihre Fehler und all die

sündigen kleinen Geheimnisse, die sie in ihrem Herzen verborgen hielten, an die Oberfläche gezerrt werden. Nicht vor die Augen Praios', denn der Götterfürst kannte ihre Verfehlungen bereits, sondern sie selbst würden sie erkennen und mussten sich ihnen stellen.

Aber da war noch mehr. Dies war nicht der erste Gottesdienst, den Praiofold vor einfachem Volk abhielt, und die Stimmung draußen auf dem kleinen Platz unterschied sich von der anderer Anrufungen. Es lag etwas in der Luft, etwas Verschwörerisches. Er erkannte es an den Blicken und an der Eile, mit der man ihn auf sein Bitten hin allein gelassen hatte.

Er sank auf ein Knie und ließ das goldene Zepter in den gelben Strahlen der Abendsonne aufblitzen. Mit der ernstesten, gemessenen Stimme, die er ausschließlich den heiligen Diensten vorbehielt, hob er zu sprechen an: »O Herr, erster und oberster der Götter, dein untertäniger Diener erbittet deine Hilfe. Ich vermute Unrecht im Kreis dieser einfachen Menschen, doch vermag ich es nicht zu ergründen. Beschenke mich, o Herr, segne mich und leihe mir einen Splitter deines unfehlbaren Blicks in die Herzen der Menschen, damit Recht geschehe.«

Inbrünstig rief Praiofold seinen Gott an. Das Zepter in seiner Hand strahlte auf und der Glanz blendete ihn wie ein Blick in die Sonne.

Er vermeinte das sanfte Gewicht einer Hand zu spüren, die sich schwer auf seinen Schopf senkte, wie die Berührung seines Vaters in Jugendtagen. Ihn durchströmte wohlige Zuversicht. Er würde ergründen, welche dunklen Geheimnisse sich in diesem Dorf verbargen, denn Praios hatte entschieden, dass es gut war.

Als die hellen Flecken in seinen Augen verblassten und er die Stube wieder erkennen konnte, erschien ihm alles deutlicher und scharf umrissen. Er konnte die Maserung des Türrahmens erkennen, und einige der Stimmen hoben sich stärker aus dem Gemurmel der vielköpfigen Menge draußen hervor. Es war, als leitete etwas seine Sinne an. Nun war er bereit, seinen Gott würdig zu vertreten.

Mit einem letzten tiefen Atemzug öffnete er die Tür und trat auf den Platz hinaus, dessen heller Staub sich im Glanz der Sonne in Gold verwandelt zu haben schien.

Sofort verstummten die Bauern und wandten sich ihm zu. Er trat mit aufrechtem Gang zu dem Tisch, den man mit einem weißen Tuch bedeckt hatte, um einen kleinen Altar zu errichten. Zwei dünne, reinweiße Kerzen standen in einfachen Eisenleuchtern darauf, und in einer hölzernen Schale lagen eine goldene Brosche und ein dünner goldener Ring – die Opfergaben des Dorfes.

Wenn man ihren Stand bedachte, waren es großzügige Geschenke.

Aufmerksam beobachteten die Dörfler jede seiner Bewegungen. Er nahm einen glühenden Span entgegen und vollführte mit ihm die segnende Sonnengeste. Dann entzündete er die Kerzen. Als sie brannten, wandte er sich der Menschenmenge zu. Er ließ seinen Blick langsam über die gespannten Gesichter wandern. Die schwangere Frau war nicht anwesend. Mit einem Fingerzeig befahl er den Dorfvorsteher zu sich.

»Wo ist die Frau, die ein Kind trägt?«, fragte er ihn.

Der Mann erschrak. Offensichtlich hatte er nicht damit gerechnet, dass Praiofold ihre Abwesenheit entdeckte. Der Dorfvorsteher machte einen Schritt nach hinten und knetete seine Hände: »Sie fühlt sich nicht gut. Das Kind tritt. Sie ... sie ist gerade erst von einer schweren Krankheit genesen.«

Der Mann log so schlecht und offensichtlich, dass es Praiofold einen Stich versetzte. Er spürte heilige Wut in sich aufflammen. Wie konnte dieser Bauer es wagen, einem Statthalter des Praios selbst ins Gesicht zu lügen?

Aber er zügelte seinen Zorn – dieser Mann würde der gerechten Strafe nicht entgehen, und im Augenblick war es klüger, ihn in Sicherheit zu wiegen.

»In diesem Fall ist sie natürlich entschuldigt«, sagte er darum und bedeutete dem Dorfvorsteher, dass er sich entfernen durfte.

Praiofold sammelte sich erneut. Er warf einen Blick in die langsam schwächer werdende Sonne. Dann hob er das Sonnenzepter in die Luft und begann mit seiner Anrufung. Zum Auftakt stimmte er ein wohlgenutes Loblied an, das in einfachen, aber liebevollen Worten der segensreichen Praiosscheibe huldigte. Wie erwartet stimmten die Älteren in den Gesang mit ein, und bereits bei der zweiten Strophe hatten auch die Jüngeren den Widergesang aufgegriffen.

Der Gesang öffnete die Herzen und den Geist der Menschen und bereitete sie vor auf die Offenbarungen der Gottheit.

Als die letzten Töne verklungen waren, ließ er die Stille wirken. Erst als die Dorfbewohner unruhig wurden, eröffnete er seine Predigt. »Ein Haus ist das Ergebnis vieler Hände Mühen. Es ist ein wahres Wunder, dass aus der Arbeit der Maurer und Schreiner, der Dachdecker und Schmiede etwas entsteht, das den Unbilden der Natur so mühelos trotzt. Wenn aber nur einer von ihnen seine Arbeit nicht gut macht, stürzt es ein.«

Er machte eine Pause. Er sah die Verwunderung der Leute – was redete er da von Häusern?

»Das Reich ist wie ein Haus!«, fuhr er fort. »In diesem prächtigen, atemberaubenden Palast namens Mittelreich seid ihr die Wände, und Praios selbst hat euch an euren Platz gesetzt. Eure Treue und eurer

Hände Arbeit sind es, die dem Palast Stand und Größe schenken, durch eure Mühen trotz er den Stürmen. Doch was wäre ein Haus ohne Tür? Ein jeder hätte Eintritt und dem Diebeswerk wäre kein Abhalt geboten. So wie ein festes Tor euch zur Wehr ist, so hat Praios den Adel an dessen Platz gesetzt, dass er euch ein Schutz vor den Unbilden des Lebens sei. Er ist von den Zwölfen gesegnet mit der Gabe, die richtigen Entscheidungen zu treffen und euch zu regieren, dass es einem jeden zum Besten ist. Und über allem ruht das Dach. Ohne Dach ist das Haus schnell vom Regen unterspült und unbewohnbar. Davor schützen euch die Geweihten und Ihre kaiserliche Majestät. So ist es von Praios gefügt, und so soll es bestehen.«

Er sah das zustimmende Nicken in den Reihen seiner Zuhörer. Dennoch erhob er seine Stimme zu einem dunklen Donnern: »Wenn auch nur ein Stein sich aus der Mauer löst, stürzt das Haus ein und begräbt alles unter sich! Wenn ihr nicht die starke Mauer seid, stürzt der Palast in sich zusammen und bringt Unglück über eure Familien!«

Schwer atmend hielt er inne.

»Ihr alle seid Teil einer starken Mauer!«, verkündete er. Dann drohender: »Aber eine Mauer kann durchadert sein von Rattentunneln und gelöchert vom Wasser, obwohl die Oberfläche makellos erscheint.«

Praiofold musterte die Gesichter der Dörfler aufmerksam. Da war es wieder, das schlechte Gewissen. Jeder von ihnen sah sich als Ratte.

»Praios sieht durch die Larven, die ihr tragt. Was den Menschen täuscht, durchschaut er und schreibt es nieder. Jeder Frevel wider seine Ordnung, jedes Vergehen, den geringsten Makel – Praios erkennt sie alle.«

Praiofolds Herz raste nun, seine Stimme trug den gerechten Zorn gegen den Sünder mit sich über den Platz und füllte ihn.

»Nur im innigen Gebet und in der aufrichtigen Buße können wir hoffen, den Götterfürsten gnädig zu stimmen gegen unsere Fehler.«

Er blickte sich um. Die Dörfler hingen an seinen Lippen. Sie erschauerten in Ehrfurcht vor dem obersten Herrn Praios. Er würde heute Abend viele Beichten abnehmen.

»Doch wehe dem, der seinen Sünden die der Heimlichkeit hinzufügt«, fuhr er fort und drehte das Zepter in der Hand. Der Widerschein der sinkenden Sonne fing sich in ihm und wurde über die Gesichter der Zuschauer gelenkt.

»Ihn wird Praios' Zorn treffen und seine Strafe wird furchtbar sein!«

Der Glanz des Zepters wanderte über das ernste Gesicht von Bengard, dem Sohn der schwangeren

Frau. Als er die Augen des Knaben traf, keuchte der leise auf. Praiofold fing seinen Blick auf und sah, wie sich die Augen des Knaben mit Tränen füllten. Der Junge verschränkte die Arme vor der Brust, aber er konnte sein Zittern nicht verbergen.

Der Bärtige stand neben dem Jungen. Als er bemerkte, dass der Junge dabei war, die Fassung zu verlieren, trat er einen Schritt zur Seite und verbarg ihn vor Praiosfolds Blick. Der ließ den Strahl des Zepfers weiterwandern und beendete den Gottesdienst mit einem Segen. Er hatte genug gesehen.

Man hatte ihm die Kammer des Dorfvorstehers für die Nacht überlassen, der sich zu seiner Familie in die Stube legte. Mittlerweile war es längst Mitternacht, und wie erwartet hatte Praiofold sich bis eben die Sünden der Dorfbewohner angehört. Es waren Kleinigkeiten wie eine Schaufel gestohlenen Saatgut; ein gefundener Heller, dessen eigentlicher Besitzer bekannt gewesen war und der trotzdem behalten wurde, oder ein gotteslästerlicher Fluch im Zorn. Praiofold hatte angemessene Bußen festgelegt und die Menschen beruhigt zu Bett geschickt. Aber einige Dörfler, die er erwartet hatte, waren nicht gekommen. Die schwangere Frau, deren Name Mirlea war, wie er mittlerweile in Erfahrung gebracht hatte. Oder ihr Sohn Bengard und dessen bärtiger Beschützer. Und



auch der Dorfvorsteher hatte sich gedrückt. Ob auch sie ruhig schlafen konnten?

Das Kratzen der Eingangstür und leises Fluchen beantworteten seine Frage. Er spähte an dem Leinentuch vorbei, das man ihm vor das Fenster gehangen hatte. Der Dorfvorsteher schlich sich über den Platz zu einem anderen Haus, blickte sich um wie ein Dieb und huschte hinein.

Praiofold schlug das Tuch zur Seite, raffte ganz unpriesterlich die Robe und kletterte aus dem Fenster. Fast fiel er vornüber. Er wurde langsam zu alt für solche Kunststücke.

War der Dorfvorsteher womöglich der Vater des Ungeborenen und wollte es nicht anerkennen? Oder, schlimmer noch, steckte Inzest dahinter und der Sohn selbst hatte die Mutter ... nein, so etwas wollte er nicht einmal zu Ende denken. Sicher steckte etwas Harmloseres dahinter.

Er schritt am Rand des Platzes durch die Schatten. Er würde sich nicht dazu herablassen zu schleichen, aber sich direkt durch Phexens Scheibe beleuchten und entdecken zu lassen wäre dann doch zu sehr nach dem Geschmack des Fuchses gewesen.

Als er das Haus fast erreicht hatte, hielt er inne. Ein leises Murmeln erklang vom Brunnen her. Bengard kniete, den Kopf gesenkt, vor der niedrigen Mauer. Die Worte konnte Praiofold nicht verstehen, aber der

eigentümliche Singsang seiner Sprache war unverkennbar: Der Junge betete.

Er betrachtete die Szene eine Weile. Die Mauer des Brunnens wirkte an dieser Stelle heller als der Rest – als habe man sie vor kurzem mit einer anderen Art von Steinen ausgebessert.

Er ging weiter. Der Junge war tief versunken, hatte nicht einmal den Dorfvorsteher gehört – also lief Praiofold kaum Gefahr, entdeckt zu werden.

Er erreichte die Hütte und stellte sich neben das Fenster. Er brauchte sich nichts vorzumachen, er lauschte. Aber war das genaue Zuhören nicht eine der Tugenden der Priesterschaft?

»Und wenn er noch da ist, wenn Mendfeld kommt?«, fragte eine Stimme, die Praiofold dem Bärtigen zuordnen konnte.

»Dann kriegt er die gleiche Geschichte zu hören!«, sagte der Dorfvorsteher.

»Du willst ihn anlügen?«, fragte eine Frauenstimme. War es die Schwangere? Möglich.

»Ich habe ihn heute ein paarmal angelogen, und er hat es nicht gemerkt. Offensichtlich ist es mit der von Praios gesegneten Priesterschaft doch nicht so weit her.« Spott schwang in der Stimme des Dorfvorstehers mit und lockte ein Lächeln auf Praiofolds Lippen – es würde ein böses Erwachen geben für diesen selbstgerechten Burschen.

»Fredo! Füge nicht auch noch Gotteslästerung zu deinen Sünden hinzu!« Ja, es war ganz sicher die schwangere Frau.

»Zu meinen Sünden? Es war doch dein Sohn, der ...« Der Dorfvorsteher wurde lauter, aber ein Poltern unterbrach ihn. Es kam vom Brunnen her und stammte von Bengard. Mit tränenüberströmtem Gesicht stand er da und hatte ein Bein über den Brunnenrand geschwungen. Aus der Mauer lösten sich einige Steine und polterten in den tiefen Schacht. Der Junge wollte sich in den Brunnen stürzen!

Praiofold ging schnell auf ihn zu. »Verharre!«, rief er. »In Praios' Namen befehle ich dir, dich nicht zu regen!«

Der Junge schluchzte und blickte ihn an. Er schien nicht verwundert, den Priester hier zu sehen. Leise, kaum zu hören bei dem Tumult, den die Verschwörer beim Verlassen der Hütte machten, sagte er: »In Praios' Namen ...«

Er blickte in den Brunnenschacht und zog das Bein langsam wieder zurück, aber da lösten sich unter seiner stützenden Hand weitere Steine aus der Mauer und er verlor den Halt. Mit einem Schrei kippte er in den Schacht.

Praiofold sprang. Er rutschte über den staubigen Boden zu der Bresche in der Mauer und bekam den sich überschlagenden Jungen am Hosenbein zu fassen. Als der Fall mit einem Ruck gestoppt wurde, riss

es Praiofold fast den Arm aus. Der Junge schlug mit dem Kopf an die Innenseite des Brunnens und erschlaffte. Praiofold griff auch mit der anderen Hand zu und zog, aber statt den Burschen herauszubekommen, rutschte er selbst nur weiter in den Brunnen hinein. Sein Oberkörper schwebte schon über dem dunklen Schacht, und er hörte das Platschen der abbröckelnden Steine heraufschallen. Er hielt inne.

»Zu Hilfe!«, befahl er mehr, als er flehte.

»Lass mich los, Fredo«, hörte er den Bärtigen sagen.

»Aber wir wären all unsere Sorgen los«, erwiderte der Dorfvorsteher. Ein dumpfes Klatschen erklang und ein Körper fiel schwer zu Boden.

Praiofold konnte den Jungen nicht mehr lange halten. Wenn er nachfasste, würde ihn das Gewicht über den Rand ziehen, aber er konnte den Jungen auch nicht fallen lassen.

Endlich packte jemand Praiofolds Beine und zog. Der Bärtige beugte sich über ihn und griff nach dem Bein des Jungen. Gemeinsam hatten sie ihn im Nu aus dem Brunnen herausgezogen. Eine hässliche Platzwunde verunzierte seine Stirn, aber er lebte.

Praiofold stand auf und zog seine Robe gerade: »Ich danke dir!« Er nickte dem Bärtigen zu.

Der schüttelte traurig den Kopf: »Wir müssen Euch danken!«

Der Junge lag mit einem blutgetränkten Verband um den Kopf auf dem Tisch. Den Dorfvorsteher hatte man einfach daneben auf den Boden gelegt. Beide waren besinnungslos, aber ansonsten wohlauf.

Der Bärtige, Morget, hatte einen Arm um seine schwangere Schwester gelegt und hielt sie. Beide waren bleich und schauten zu Boden. Praiofold räusperte sich: »Nun denn. Ich denke, ihr solltet mir etwas zu erzählen haben? Warum will sich dieser arme Bursche in den Tod stürzen?«

Der Bärtige blickte seine Schwester an, die traurig nickte. »Machen wir der Lüge ein Ende.«

Morget seufzte. Er strich mit einer Hand über die Wange des noch immer ohnmächtigen Jungen. Dann blickte er Praiofold an: »Es war ein Unfall! Die beiden Jungen hatten zu viel getrunken. Es war nicht Bengards Schuld!«

Praiofold hob beschwichtigend eine Hand. »Der Reihe nach. Wer war der andere Junge?«

»Sein Name war Nondar. Er war der Sohn des Schmiedes aus Hinterstecken und sollte bei mir in die Lehre gehen. Ich bin der Schreiner«, kam er Praiofolds Frage zuvor.

»Die beiden wurden sich nicht grün, weil ich Bengard versprochen hatte, dass er mein Lehrling würde. Nun sollte er aber im Austausch ein Schmied werden. Ich meine, was nützen zwei Schreiner in einem Dorf?«

Er blickte Hilfe suchend zu seiner Schwester. Sie hielt sich den Bauch und setzte sich zurecht: »Die beiden haben sich auf dem Platz geschlagen. Dabei ist Nondar gestolpert und in den Brunnen gestürzt. Er war schon tot, als wir ihn endlich herausgefischt hatten.«

Praiofold musterte die beiden nachdenklich. Nach einer unangenehmen Weile des Schweigens fuhr die Frau fort: »Fredo sagte, wenn das bekannt würde, würde der Schmied uns niemals mehr etwas liefern und schon gar keinen aus dem Dorf in die Lehre nehmen. Wir können doch nirgendwo sonst unsere Nägel und Messer herbekommen oder die Pflugscharen richten lassen. Die nächste Stadt ist zu weit weg. Außerdem würden sie meinen Bengard aufknüpfen, hat er gesagt. Darum haben wir verbreitet, Nongar habe Geld gestohlen und sei weggelaufen.«

Praiofold setzte sich und betrachtete den Jungen nachdenklich. Wenn dem Dorf der Schmied verloren ging, waren die Leute hier schlecht dran. Andererseits war es nicht gerecht, den Toten des Diebstahls zu bezichtigen und den Vater über sein Schicksal im Dunkeln zu lassen. Das Ganze war, daran zweifelte er nicht, zuerst ein Unfall gewesen, bevor es ein Unrecht wurde – durch die Verschlagenheit des Dorfvorstehers. Er rieb sich müde das Gesicht. Dann stand er auf und sagte: »Der Gerechtigkeit muss Genüge getan werden!«

Die Sonne stand bereits hoch über dem Platz, bis man sich mit dem Schmied einig geworden war. Der Tod seines jüngsten Sohnes traf ihn nicht so schwer, wie zu befürchten stand – ihm blieben immerhin neun weitere Kinder, und die Leute vom Lande nahmen Borons Besuch leichter hin. Er wollte Bengard trotz allem in die Lehre nehmen, aber er sollte ihm bis zu seinem dreißigsten Lebensjahr einen Silbertaler Bußgeld jährlich zahlen. Außerdem hatte er seine Wanderjahre mit einer Pilgerreise nach Gareth zu verbinden.

Die Geschwister bekamen zwanzig Stockhiebe auf die Fußsohlen – bei der Frau vertagt bis nach der Geburt des Kindes – und die Auflage, einen Praiosschrein nach bestem Können und Gewissen zu errichten.

Lächelnd erhob sich Praiofold und machte mit einem letzten Segen den Rechtspruch gültig. Dann trat er zu dem Esel, den man ihm als Bußgeschenk vermacht hatte. Er raffte die Robe und stieg auf, umfasste die Zügel, ließ sich die Leine in die Hand geben und ritt los. Nach wenigen Schritten spannte sich die Leine und Praiofold wandte sich um: »Mein guter Fredo, Ihr müsst schon loslaufen! Es ist noch ein langer Weg bis zu unserem Ziel, und ich bin in nicht geringer Eile!«

Er ruckte an der Leine und der Dorfvorsteher setzte sich fluchend in Bewegung. Fast fiel er in dem schwe-

ren Prangerholz vornüber, das seinen Kopf und seine Handgelenke umfasste, aber Bengard fing ihn auf.

Praiofold nickte zufrieden. Bei diesem Burschen hatte er Recht getan. »Ho, schneller, du Esel!«, rief er und versuchte das Tier zu einer schnelleren Gangart anzutreiben. Es misslang, der Esel trottete in seinem eigenen Tempo weiter. Dennoch waren sie wenig später bis auf einen Hügel außerhalb des Dorfes gelangt.

»Dreht Euch um, Fredo, und schaut zurück«, mahnte er den Dorfvorsteher. »Das ist das letzte Mal, dass Ihr Euer Dorf seht. Die Latrinen im Tempel sind lang nicht so sonnig!«







## Das Schwarze Auge

1. Band: Ulrich Kiesow, *Der Scharlatan* · 06/6001
2. Band: Uschi Zietsch, *Túan der Wanderer* · 06/6002
3. Band: Björn Jagnow, *Die Zeit der Gräber* · 06/6003
4. Band: Ina Kramer, *Die Löwin von Neetha* · 06/6004
5. Band: Ina Kramer, *Thalionmels Opfer* · 06/6005
6. Band: Pamela Rumpel, *Feuerodem* · 06/6006
7. Band: Christel Scheja, *Katzenspuren* · 06/6007
8. Band: Uschi Zietsch, *Der Drachenkönig* · 06/6008
9. Band: Ulrich Kiesow (Hrsg.), *Der Göttergleiche* · 06/6009
10. Band: Jörg Raddatz, *Die Legende von Assarbad* · 06/6010
11. Band: Karl-Heinz Witzko, *Treibgut* · 06/6011
12. Band: Bernhard Hennen, *Der Tanz der Rose* · 06/6012
13. Band: Bernhard Hennen, *Die Ränke des Raben* · 06/6013
14. Band: Bernhard Hennen, *Das Reich der Rache* · 06/6014
15. Band: Hans Joachim Alpers, *Hinter der eisernen Maske* · 06/6015
16. Band: Ina Kramer, *Im Farindelwald* · 06/6016
17. Band: Ina Kramer, *Die Suche* · 06/6017
18. Band: Ulrich Kiesow, *Die Gabe der Amazonen* · 06/6018
19. Band: Hans Joachim Alpers, *Flucht aus Ghurenia* · 06/6019
20. Band: Karl-Heinz Witzko, *Spuren im Schnee* · 06/6020
21. Band: Lena Falkenhagen, *Schlange und Schwert* · 06/6021
22. Band: Christian Jentzsch, *Der Spieler* · 06/6022
23. Band: Hans Joachim Alpers, *Das letzte Duell* · 06/6023
24. Band: Bernhard Hennen, *Das Gesicht am Fenster* · 06/6024
25. Band: Niels Gaul, *Steppenwind* · 06/6025
26. Band: Hadmar von Wieser, *Der Lichtvogel* · 06/6026
27. Band: Lena Falkenhagen, *Die Boroninsel* · 06/6027
28. Band: Barbara Büchner, *Aus dunkler Tiefe* · 06/6028
29. Band: Lena Falkenhagen, *Kinder der Nacht* · 06/6029
30. Band: Ina Kramer (Hrsg.), *Von Menschen und Monstern* · 06/6030
31. Band: Johan Kerk, *Heldenschwur* · 06/6031
32. Band: Gun-Britt Tödter, *Das letzte Lied* · 06/6032



## Das Schwarze Auge

33. Band: Barbara Büchner, *Das Galgenschloß* · 06/6033
34. Band: Karl-Heinz Witzko, *Tod eines Königs* · 06/6034
35. Band: Hadmar von Wieser, *Der Schwertkönig* · 06/6035
36. Band: Barbara Büchner, *Schatten aus dem Abgrund* · 06/6036
37. Band: Barbara Büchner, *Seelenwanderer* · 06/6037
38. Band: Hadmar von Wieser, *Der Dämonenmeister* · 06/6038
39. Band: Christel Scheja, *Das magische Erbe* · 06/6039
40. Band: Linda Budinger, *Der Geisterwolf* · 06/6040
41. Band: Momo Evers, *Und Altaia brannte* · 06/6041
42. Band: Barbara Büchner, *Blutopfer* · 06/6042
43. Band: Lena Falkenhagen, *Die Nebelgeister* · 06/6043
44. Band: Karl-Heinz Witzko, *Die beiden Herrscher* · 06/6044
45. Band: Bernhard Hennen, *Die Nacht der Schlange* · 06/6045 (Hardcover)
46. Band: Barbara Büchner, *Das Wirtshaus »Zum lachenden Henker«* · 06/6046
47. Band: Karl-Heinz Witzko, *Die Königslarve* · 06/6047
48. Band: Tobias Frischhut, *Geteiltes Herz* · 06/6048
49. Band: Hadmar von Wieser, *Erde und Eis* · 06/6049
50. Band: Britta Herz (Hrsg.), *Gassengeschichten* · 06/6050
51. Band: Heike Kamaris & Jörg Raddatz, *Sphärenschlüssel* · 06/6051
52. Band: Alexander Huiskes, *Die Hand der Finsternis* · 06/6052
53. Band: Martina Nöth, *Zwergenmaske* · 06/6053
54. Band: Gun-Britt Tödter, *Koboldgeschenk* · 06/6054
55. Band: Heike Kamaris & Jörg Raddatz, *Blutrosen* · 06/6055
56. Band: Ulrich Kiesow, *Das zerbrochene Rad: Dämmerung* · 06/6056
57. Band: Ulrich Kiesow, *Das zerbrochene Rad: Nacht* · 06/6057
58. Band: Jesco von Voss, *Der Letzte wird Inquisitor* · 06/6058
59. Band: Olaf Flatergast, *Druiden-Rache* · 06/6059
60. Band: Alexander Wichert & Christian Thon, *Blakharons Fluch* · 06/6060
61. Band: Karl-Heinz Witzko, *Westwärts, Geschuppte!* · 06/6061
62. Band: Thomas Finn, *Das Greifenopfer* · 06/6062
63. Band: Alexander Lohmann, *Die Mühle der Tränen* · 06/6063



Das Schwarze Auge

- 64. Band: Sarah Nick (Hrsg.), *Aufruhr in Aventurien* · 06/6064
- 65. Band: Thomas Baroli, *Lichter Tag* · 06/6065
- 66. Band: Thomas Baroli, *Die Schwärze der Nacht* · 06/6066
- 67. Band: Alexander Wichert, *Sand und Blut* · 06/6067
- 68. Band: Alexander Huiskes, *Der geheime Pfad* · 06/6068

*Sonderausgabe* des 15., 19. und 23. Romans in einem Band:  
Hans Joachim Alpers, *Die Piraten des Südmeers* · 06/9185

*Sonderausgabe* des 12., 13. und 14. Romans in einem Band:  
Bernhard Hennen, *Drei Nächte in Fasar* · 06/9197

*Weitere Bände in Vorbereitung*